

40 H. 017. 2875 <sup>6</sup> (1988/91) 02

CHRONIK  
DER  
LUDWIG-MAXIMILIANS-  
UNIVERSITÄT  
MÜNCHEN  
1988 – 1991

WV

*Die Chronik umfaßt den Zeitraum  
vom 1. Oktober 1988 bis 30. September 1991*



G 2

*Herausgeber: Das Rektoratskollegium der Ludwig-Maximilians-Universität München*

*Redaktion: Pressereferat, Dietmar Schmidt (Leitung), Ursula Haubner, Anton Wenzel (Redaktionsassistentz),  
Geschwister-Scholl-Platz 1, 8000 München 22, Telefon: (089) 21 80-34 23, Telefax: (089) 33 82 97*

*Graphiken und Statistiken: Planungsstab*

*Photos: Autorenangabe beim Bild, ohne Angabe privat*

*Copyright: Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion*

*ISSN 0179-5473*

*ISBN 3-922480-07-1*

*Druck: Kirmair Offsetdruck GmbH, München*

## Vorwort

Diese Chronik berichtet über wichtige Ereignisse an der Universität in der Zeit vom 1. Oktober 1988 bis 30. September 1991. In einer so großen Zeitspanne ereignet sich natürlich viel mehr, als auf dem nur begrenzt zur Verfügung stehenden Raum dokumentiert werden kann. Die Redaktion hat diesmal mit der Vermehrung der Kurzberichte und einer Reduzierung der Zahl der abgedruckten Reden versucht, möglichst viele Ereignisse im Berichtszeitraum festzuhalten. Um ein möglichst facettenreiches Bild des Universitätslebens darstellen zu können, ist bewußt auf Repräsentativität bei der Auswahl verzichtet worden. Vollständigkeit wurde nicht angestrebt. Manches steht als Beispiel für anderes.

Wie schon bei den früheren Chroniken ist die Liste der Ehrungen und Auszeichnungen aufgrund des im Pressereferat vorliegenden Materials zusammengestellt und von den Dekanaten überprüft worden. Sollte jemand vergessen worden sein, so bitten wir um Entschuldigung.

Anregungen für die nächste Chronik, die in zwei oder drei Jahren erscheinen wird, nimmt die Redaktion gerne auf. Wir freuen uns auch über die Zusendung von Material, insbesondere von guten Schwarz-weiß-Fotos (Redaktionsadresse: Pressereferat, Leopoldstraße 3, Zimmer 22).

Der Dank gilt allen, die mitgeholfen haben, daß diese Chronik entstanden ist, vor allem Dietmar Schmidt, Ursula Haubner und Doris Bayer vom Pressereferat für ihre engagierte Mitarbeit bei der Herstellung der Chronik und den studentischen Hilfskräften und Praktikantinnen Sybille Hartmann, Maria Riederer und Anja Otter, die nacheinander in den letzten drei Jahren das Material vorbereitet haben sowie cand. phil. Anton Wenzel, der in den letzten Monaten den Personalteil der Chronik gründlich bearbeitet hat. Dank gebührt auch dem Planungsstab, der den in Teil I abgedruckten „Bericht des Rektoratskollegiums“ erarbeitet hat.

Für das Rektoratskollegium

*Prof. Dr. Lutz von Rosenstiel*  
*Prorektor*

# INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Vorwort	3
BERICHTE	
Bericht des Rektoratskollegiums 1989–1991	7
AUS DEM LEBEN DER UNIVERSITÄT	
<i>1988</i>	
175 Jahre Klinik an der Ziemssenstraße	55
Leibniz-Preis	56
Die erste Frauenbeauftragte	56
Benefizveranstaltung für Tel Aviv	56
Geschwister-Scholl-Preis 1988	57
Zehn Jahre Institut für Deutsch als Fremdsprache	58
30 Jahre Geschwister-Scholl-Institut	62
Festlicher Abend des Seniorenstudiums aus Anlaß der Übernahme der Schirmherrschaft durch Herrn Altministerpräsident Dr. Alfons Goppel	
– Grußwort von Präsident Prof. Dr. Wulf Steinmann	63
– „Studium und Sinnfindung“ – Prof. Dr. Dr. Eugen Biser	64
<i>1989</i>	
Besuch Minister Möllemanns in München	66
Vorlesungen zur Gegenwartsliteratur	66
Gedächtnisvorlesung „Weiße Rose“ 1989	
– „Erinnerung – aktives Gedenken“ – Annäherungen an den aktiven Widerstand Prof. Dr. Peter Steinbach, Passau	67
Universität erhielt wertvolle Nachlässe	77
Einweihung des 1. Abschnitts des Neu- und Erweiterungsbaus der Psychiatrischen Klinik	78
Neue Vizepräsidenten	81
Jubiläumstelefax für Ostasieninstitut	82
Zusammenarbeit mit der Klinik Roseneck in Prien	83
Richtfest der Forstwirtschaft in Weihenstephan	83
Indianer-Ausstellung	84
Ausstellung „Politische Kleinschriften der Adenauerzeit“	84
517. Stiftungsfest der Universität 1989	
– Begrüßung, Verleihung der Förderpreise – Prof. Dr. Wulf Steinmann	85
– „Kolleg über die Heiterkeit“ – Prof. Dr. phil. Dr. h. c. Harald Weinrich	93
Einweihung des Hämatologikums in Großhadern	109
Verabschiedung von Pflegedienstleiterin Gabriele von Gropper	110
Verabschiedung von Dekan Prof. Dr. Wolfgang Spann	
– Laudatio von Prof. Dr. Klaus Peter	114
Gedenkfeier zum 100. Geburtstag von Prof. Walther Gerlach	118

Neues Teleskop auf dem Wendelstein	121
50 Jahre Institut für Geschichte der Medizin der Universität München	122
100 Jahre Psychologisches Institut	
– „Das Münchner Psychologische Institut aus der Sicht eines ehemaligen Studenten“ Prof. Dr. Werner Traxel, Passau	123
Neue Grundordnung für die Universität	130
Verleihung des Felix-Wankel-Tierschutz-Forschungspreises 1989	130
Tagung „Die Gesellschaft braucht Geisteswissenschaften – aber wer braucht die Geisteswissenschaftler?“	131
40 Jahre Amerika-Institut	139
Neue Zentrale Einrichtung – CIS	139
Geschwister-Scholl-Preis 1989	140
<i>1990</i>	
Festkolloquium „100 Jahre Tierphysiologische Forschung in München“	141
Rotarier-Spende für krebskranke Kinder	142
Kanzlerwechsel	
– Begrüßung – Präsident Prof. Dr. Wulf Steinmann	143
– Amtseinführung durch Staatsminister Hans Zehetmair	146
– Ansprache von Kanzler Dr. Hendrik Rust	148
Gedächtnisvorlesung „Weiße Rose“ 1990	
– „Über die Tapferkeit des Herzens“ – Prof. Dr. Dr. h. c. Arthur Kaufmann	153
Internationales Begegnungszentrum der Wissenschaft	165
Promotionsfeier in der Tierärztlichen Fakultät	
– „Braucht die Universität eine Frauenbeauftragte?“ – Prof. Dr. Renate von Heydebrand	166
54. Physikertagung	
– Begrüßungsansprache Prof. Dr. Wulf Steinmann	173
Neue PC's für Leipzig	175
Büchergeschenk aus Ungarn	175
518. Stiftungsfest der Universität 1990	
– Begrüßung, Verleihung der Förderpreise – Präsident Prof. Dr. Wulf Steinmann	176
– „Über Macht und Ohnmacht der Gene“ – Prof. Dr. Ernst-Ludwig Winnacker	185
200 Jahre Tiermedizin – „Von der Thierarztney-Schule zur Tierärztlichen Fakultät der Universität“	
– Begrüßungsansprache – Präsident Prof. Dr. Wulf Steinmann	195
Universitäts-Sommerfest	198
Gastprofessur der Universitätsgesellschaft	199
Center of Economic Studies (CES)	199
Ab 1. Oktober 1990 wieder Rektor	199
Verleihung des Felix-Wankel-Tierschutz-Forschungspreises 1990	200
150 Jahre Geophysikalisches Observatorium	201
Kinderkrippe für das Klinikum Großhadern	202
Geschwister-Scholl-Preis 1990	203
Staatssekretär Wiesheu besuchte die Universität	203

Justiz und Nationalsozialismus	204
Partnerschaft mit der Karls-Universität Prag	204
150 Jahre Universitätshauptgebäude	205
Richtfest im Max-von-Pettenkofer-Institut	208
Richtfest für das Institut für Geflügelkrankheiten	209
<i>1991</i>	
Gedächtnisvorlesung „Weiße Rose“ 1991	
– „Schwierigkeiten und Zumutungen des Widerstandes in Deutschland“ Prof. Dr. Gotthard Jasper	210
Vorlesungsreihe „Die Juden in der europäischen Geschichte“	
– Begrüßung – Rektor Prof. Dr. Wulf Steinmann	222
– Ansprache – Wolfgang Beck	222
„Große Promotionsfeier“ der Philosophischen Fakultäten	224
Klinikkirche wiedereröffnet	224
Neue Historiker-Adresse	225
Neue Amtsperiode für die Prorektoren	225
Rektorenkonferenz Alpen-Adria	225
519. Stiftungsfest der Universität 1991	
– Begrüßung, Verleihung der Förderpreise – Rektor Prof. Dr. Wulf Steinmann	226
– „Umgang mit Schuld“ – Theologisch-ethische Aspekte – Prof. Dr. Johann Gründel	234
Wissenschaftsrat begutachtete Uni-Kliniken	246
Sommerfest in Großhadern	246
100 Jahre Chirurgische Klinik in der Nußbaumstraße	
– Begrüßung – Prof. Dr. Leonhard Schweiberer	247
– Grußwort Rektor Prof. Dr. Wulf Steinmann	248
– „Akademische Chirurgie“ – Prof. Dr. Leonhard Schweiberer	250
KURZBIOGRAPHIEN	
der von auswärts berufenen Professoren	255
EHRUNGEN UND PREISE	274

# BERICHTE

## Bericht des Rektoratskollegiums

*Dieser Jahresbericht führt die Rechenschaftslegung der Universitätsleitung fort, die der Versammlung zuletzt am 15. 6. 1989 für den Zeitraum 1. 10. 1986 bis 30. 9. 1988 vorgelegt wurde. Er bezieht sich auf die zurückliegenden drei Studienjahre, d. i. auf den Zeitraum zwischen dem 1. 10. 1988 und dem 30. 9. 1991. In den Bereichen, die einer Jahresrechnung unterliegen, wie z. B. beim Haushalt, wird das jeweilige Kalenderjahr 1989, 1990 und 1991 herangezogen. Der Bericht wurde der Versammlung am 4. Juni 1992 vorgelegt.*

### Gliederung

- I. *Studium und Lehre*
- II. *Forschung*
- III. *Personal und Stellen*
- IV. *Sachmittel*
- V. *Raum und Baubestand*
- VI. *Auslandskontakte*
- VII. *Kuratorium*
- VIII. *Versammlung*
- IX. *Senat*
- X. *Besondere Ereignisse*
- XI. *Ausblick*

### I.

#### *1. Studentenzahlen*

Schon im letzten Jahresbericht wurde darauf hingewiesen, daß der Zustrom von Studenten an die Universitäten wider Erwarten stark zugenommen hat. Folge dieser Entwicklung war eine Überlastsituation in der Lehre, die sich an der Universität München im Berichtszeitraum fortsetzte. Die Gesamtzahl der Studierenden nahm seit dem letzten Jahresbericht um 1,5 % zu. Im Wintersemester 1990/91 waren 63 307 immatrikuliert, darunter knapp 10 % Promotionsstudenten. Somit studiert an der Ludwig-Maximilians-Universität gegenwärtig rund ein Drittel aller an bayerischen Universitäten eingeschriebenen Studentinnen und Studenten.

Die Zahl der Studienanfänger<sup>1</sup> ist jedoch im Gegensatz zu dem beschriebenen Trend leicht rückläufig. Sie ist in den Jahren 1988 bis 1991 um 4,6 % gesunken und betrug zuletzt 7281. Daß die Belastung der Universität mit Studenten insgesamt dennoch zugenommen hat, ist auf zwei Umstände zurückzuführen. Zum einen sind in der Summe der Studierenden im ersten Hochschulse-mester nicht die Studenten enthalten, die von anderen Hochschulen an die Universität München wechseln. Zum anderen hat die durchschnittliche Verweildauer der Studierenden zugenommen. Dies hat auch seinen Grund in einer erhöhten Bereitschaft zur Aufnahme eines Zweit- oder Ergänzungstudiums sowie in der gestiegenen Zahl der Studenten, die eine Promotion anstreben.

---

<sup>1</sup> Studenten im ersten Hochschulse-mester, d. s. Studenten, die erstmals an einer deutschen Hochschule eingeschrieben sind.

## 2. Studiendauer

Die Behauptung, die Studiendauer nehme immer noch weiter zu und entferne sich zunehmend von den festgesetzten Regelstudienzeiten, spielt in der öffentlichen Diskussion eine große Rolle. Allerdings sind die Möglichkeiten der Universitäten, dieser Entwicklung entgegenzuwirken, beschränkt. Die geltenden prüfungsrechtlichen Bestimmungen erlauben es den Studenten, die Regelstudienzeiten, die an der Universität München acht bis zehn Semester betragen, um bis zu vier Semester zu überschreiten (Ausnahmen bilden die medizinischen Fächer mit Regelstudienzeiten von 12 bzw. 13 Semestern). Rechtliche Sanktionen greifen somit erst, wenn ein Student das zwölfte bzw. dreizehnte oder vierzehnte Fachsemester überschritten hat, ohne zum Examen angetreten zu sein. Der Anteil dieser Langzeitstudenten an der Studentengesamtzahl ist jedoch an der Universität relativ gering. Er betrug zuletzt 7%. Die Universität München unterstützt die Maßnahmen zur Verkürzung der Studienzeit, wie sie vom Bayerischen Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst vorgelegt worden sind. Der relativ geringe Prozentsatz der Langzeitstudenten an der Studentengesamtzahl zeigt jedoch, daß man sich von der vielfach geforderten Straffung der Studien- und Prüfungsordnungen quantitativ nicht allzu viel versprechen sollte. Es ist auch darauf hinzuweisen, daß die Umsetzung dieser Maßnahmen zu erheblichem Verwaltungsaufwand führt, der mit der gegebenen Ausstattung nicht geleistet werden kann.

Im Wintersemester 1990/91 waren 6309 Studenten in einem Promotionsstudiengang eingeschrieben; weitere 11245 Studierende betrieben nach einem erfolgreich abgeschlossenen Hochschulstudium ein Zweit- oder Ergänzungsstudium. Über ein Viertel der an der Universität München eingeschriebenen Studenten hatte somit bereits einen ersten Hochschulabschluß erworben. Soweit es sich dabei um ein sinnvolles und zielstrebig verfolgtes Zweit-, Ergänzungs- oder Promotionsstudium handelt, ist dies begrüßenswert.

## 3. Besondere Probleme einzelner Fächer

Die Situation im Fach Betriebswirtschaftslehre ist trotz der Einführung des Auswahlverfahrens im Sommersemester 1989 nach wie vor für Studierende und Lehrende unzumutbar. Die Zahl der Studenten in den ersten acht Fachsemestern reduzierte sich vom Wintersemester 1987/88 bis zum Wintersemester 1990/91 insgesamt nur um 6,6% und beträgt zur Zeit 2876. Rechnet man die Studenten in den höheren Fachsemestern dazu, so ist die Ausbildungsbelastung in der Betriebswirtschaftslehre in der hier untersuchten Zeitspanne sogar noch gestiegen und beträgt jetzt 4542 Studenten. Dies entspricht einer Betreuungsrelation von 349 Studenten pro Professor bzw. 48 Studenten pro Stelle für wissenschaftliches Personal. Selbst wenn nach einer gewissen Zeit die Gesamtzahl der Studierenden der Zulassungszahl des strengen NC-Verfahrens entsprechen sollte, wäre de facto noch eine erhebliche Überlast zu bewältigen, weil der Parameter, mit dem die Zulassungszahl in Betriebswirtschaftslehre berechnet wird, nachweislich zu niedrig ist und dem Fach infolgedessen Jahr für Jahr eine zu hohe Zahl an Studienanfängern aufbürdet, die nicht adäquat betreut werden kann. Für ein einigermaßen ordnungsgemäßes Studium müßte die Zahl der zugelassenen Studenten um ein Drittel gesenkt werden.

Erhebliche Steigerungen sind in einigen Lehramtsstudiengängen zu verzeichnen, speziell in Studiengängen für ein Lehramt an Gymnasien. Im Wintersemester 1990/91 strebten mehr als doppelt so viele Studierende ein Lehramt an Gymnasien im Fach Physik und Mathematik als im Wintersemester 1987/88 an. Da die Studienanfängerzahl nicht entsprechend stieg, ist dieser Zuwachs auch auf ein Umsteigen aus den Diplomstudiengängen in die Studiengänge für ein Lehramt an Gymnasien zurückzuführen.

#### 4. Absolventenzahlen

Im Studienjahr 1989/90 erwarben 4968 Studenten einen ersten berufsqualifizierenden Abschluß an der Universität München. Das entspricht einer Steigerung um 14 % gegenüber 1988. 2213 Studierende legten ein Staatsexamen und 51 eine kirchliche Prüfung ab, 2704 eine universitätsinterne Abschlußprüfung (Diplom und Magister). Der hohe Anteil der zuletzt genannten Abschlüsse setzt eine seit Jahren zu beobachtende Entwicklung fort. 1989 überstieg erstmals die Zahl der universitätsinternen Prüfungen die Zahl der Staatsexamina.

Im einzelnen sind bei den Absolventenzahlen für das Studienjahr 1989/90 folgende Veränderungen gegenüber 1987/88 bemerkenswert:<sup>2</sup>

Juristische Staatsexamina:	+ 17,6 %
Staatsexamina Lehramt:	- 20,2 %
Medizinische Staatsexamina:	- 6,5 %
Staatsexamina Pharmazie und Lebensmittelchemie:	+ 3,4 %
Magisterexamina:	+ 40,2 %
Diplomprüfungen:	+ 25,0 %
davon naturwissenschaftliche Fächer:	+ 45,8 %

Bei der Zahl der erfolgreich bestandenem Abschlußprüfungen liegt die Universität München in Deutschland an der Spitze, in Bayern weit vor allen anderen Landesuniversitäten. Ein Drittel aller Universitätsabsolventen in Bayern legt sein Examen an der Universität München ab, eine Relation, die dem Anteil der Immatrikulierten an der Gesamtzahl der Studierenden an bayerischen Universitäten entspricht. Die oft zu hörende Ansicht, die Universität München sei eine „Freizeituniversität“, ist also offensichtlich abwegig.

In der Bundesrepublik lag die Universität München nach den Erhebungen des Wissenschaftsrats 1989 bei den Absolventen der Fächergruppen „Sprach- und Kulturwissenschaften“ sowie „Kunst und Kunstwissenschaften“ vor allen anderen deutschen Universitäten. An der Spitze lag sie auch in Tiermedizin und, zusammen mit der Freien Universität Berlin, in Humanmedizin. In Rechts-, Wirtschafts- und Sozialwissenschaften nimmt München hinter der Universität Köln die zweite Stelle ein; in Zahnmedizin rangiert nur die FU Berlin vor München. In Mathematik und Naturwissenschaften liegt die Universität München hinter Hamburg, Bonn und der FU Berlin an vierter Stelle.

Für den Lehrkörper der Universität hat diese Erfolgsbilanz eine sehr hohe zeitliche Belastung mit der Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung der Prüfungen zur Folge. Durch die Einführung von Zwischenprüfungen hat die Prüfungsbelastung zusätzlich erheblich zugenommen. In einigen Fächern ist sie mittlerweile so groß, daß sie nur noch zu Lasten anderer Dienstaufgaben, insbesondere der Forschung, bewältigt werden kann.

#### 5. Frauenanteil

Der Anteil der weiblichen Studierenden an der Studentengesamtzahl blieb mit 51 % nahezu unverändert, während bei den Studienanfängern die Frauen etwas stärker vertreten sind. Im 1. Hochschulsemester waren 57 % (1988) bzw. 54 % (1990), im 1. Fachsemester 54 % (1988) bzw. 52 % (1990) Frauen immatrikuliert.

---

<sup>2</sup> Zu den absoluten Zahlen siehe Anlage 3. – Die Absolventenzahlen für das Studienjahr 1990/91 lagen bei Drucklegung noch nicht vollständig vor.

Beim berufsqualifizierenden Abschluß entsprach die Frauenquote mit 50 % (1990) ungefähr dem Anteil der Studentinnen insgesamt. Bei den Promotionen lag der Frauenanteil dagegen bei 38 %. Die Gründe hierfür sind vielfältig: Zu nennen sind frauenspezifische Belastungen (Familie, traditionell bedingte Mehrbeanspruchung) und die Tatsache, daß Frauen Studiengänge bevorzugen, die erfahrungsgemäß relativ selten mit einem Promotionsstudium fortgesetzt werden.

Beispielhaft für Entwicklungen in den letzten Jahren sei die Situation in der Tierärztlichen Fakultät erwähnt. In diesem lange Zeit in weit überwiegendem Maß von Männern gewählten Studiengang mit strengem Numerus clausus erhöhte sich der Frauenanteil bei den Studienanfängern von 55 % im Jahr 1985 auf zur Zeit rund 75 %. Parallel dazu, allerdings mit einer der Länge des grundständigen Studiums entsprechenden zeitlichen Verschiebung, erhöhte sich der Anteil der Frauen an der Gesamtzahl der Promotionen. Der Frauenanteil erreichte 1990 bei den Promotionen 55 %.

## 6. „Student und Arbeitsmarkt“

Die Arbeitsmarktchancen der Hochschulabsolventen haben sich in den letzten Jahren gegenüber der ersten Hälfte der achtziger Jahre in einigen Bereichen verbessert, so z. B. in den Wirtschaftswissenschaften, in einigen Naturwissenschaften und in verschiedenen Lehramtsstudiengängen. Die Absolventen dieser Studiengänge haben deshalb gute Chancen, eine ihrer Qualifikation entsprechende berufliche Tätigkeit zu finden. Problematischer ist dagegen immer noch die Situation in den Geisteswissenschaften.

Hier setzt das Programm „Student und Arbeitsmarkt“ ein, das Studierenden der Geisteswissenschaften den Weg in die Privatwirtschaft erleichtern möchte. Es ist für ähnliche Aktionen an vielen deutschen Universitäten zum Vorbild geworden. Neben Informationsveranstaltungen und Kursen, in denen Zusatzqualifikationen für die betriebliche Praxis vermittelt werden, umfaßt das Programm auch ein mehrwöchiges Praktikum in einem Wirtschaftsunternehmen in München und Umgebung. Inzwischen kann fast für jeden dritten Magisterkandidaten der Universität München ein Praktikumsplatz zur Verfügung gestellt werden.

Die 1991 erschienene Broschüre „Mit Kant und Kafka in die Wirtschaft“ beschreibt für die Personalressorts von Unternehmen ebenso wie für die Studenten Schlüsselqualifikationen, die in geisteswissenschaftlichen Studiengängen erworben werden können und für das Berufsleben von Bedeutung sind. Die privatwirtschaftlichen Arbeitgeber zeigen Interesse an den Absolventen dieses Zusatzprogramms. Tatsächlich ergreift annähernd die Hälfte der Teilnehmer am Programm „Student und Arbeitsmarkt“ nach dem Examen eine qualifizierte, aber studienferne berufliche Tätigkeit.

## II.

### 1. Promotionen und Habilitationen

An der Universität München werden im Schnitt 1200 Promotionen und 90 Habilitationen jährlich abgelegt. Dies entspricht rund 40 % aller Promotionen und Habilitationen an bayerischen Universitäten. Mit diesen Zahlen nimmt die Universität auch in der Bundesrepublik eine Spitzenstellung ein. Sie sind zugleich ein Indikator für die Forschungsleistungen der Universität München.

## 2. Bayerisches Programm zur Förderung hochqualifizierter Nachwuchswissenschaftler („Fiebiger-Programm“)

Für die Qualität der Forschung an der Universität München spricht auch ihr Erfolg im Bayerischen Programm zur Förderung hochqualifizierter Nachwuchswissenschaftler. Es wurde 1984 vom Bayerischen Landtag beschlossen und lief Ende 1990 aus. Aus diesem Programm standen den bayerischen Universitäten insgesamt 110 C3-Professorenstellen zur Verfügung. 39 an der Universität München habilitierte Privatdozenten wurden auf sogenannte Fiebiger-Professuren berufen. Dabei ist zu bedenken, daß die Fiebiger-Professoren in Bayern zu einem erheblichen Teil aus anderen Bundesländern und aus dem Ausland berufen worden sind.

## 3. Forschungspreise

Erwähnung verdienen ferner die zahlreichen Preise, die Mitglieder der Universität München für herausragende Forschungsleistungen erhalten haben. Hervorgehoben seien insbesondere die 1989 an die Professoren Canaris (Juristische Fakultät) und Hänsch (Fakultät für Physik) verliehenen Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Preise der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

## 4. Forschungsförderung durch Drittmittel

In den Jahren 1989 bis 1991 (Stichtag: 30.9.) haben Wissenschaftler der Universität München insgesamt 307 Millionen DM Forschungsgelder als Drittmittel eingeworben. Diese Mittel wurden vorwiegend von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Stiftung Volkswagenwerk, den Landes- und Bundesministerien und von der Europäischen Gemeinschaft zur Verfügung gestellt.

## 5. Sonderforschungsbereiche und Forschungsverbundvorhaben

An der Universität München waren im Berichtszeitraum sieben von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Sonderforschungsbereiche sowie zwei Forschungsverbundvorhaben zur AIDS-Forschung, die aus Mitteln des Bundesministeriums für Gesundheit finanziert wurden, angesiedelt und außerdem das vom Bundesministerium für Forschung und Technologie geförderte Forschungsprojekt „Grundlagen und Anwendungen der Gentechnologie“. An fünf Sonderforschungsbereichen war die Universität beteiligt, ohne Sprecherhochschule zu sein.

## 6. Graduiertenkollegs

Graduiertenkollegs sind relativ neue Einrichtungen an Hochschulen zur Förderung des graduieren wissenschaftlichen Nachwuchses. In ihnen finden Doktoranden Gelegenheit, zusammen mit Hochschullehrern in thematisch umschriebenen Forschungsgruppen ihre Promotion vorzubereiten und ihre Dissertation in einem umfassenden Forschungszusammenhang zu erarbeiten. Die Graduiertenkollegs wurden zunächst von der Volkswagen-Stiftung ins Leben gerufen. Mittlerweile hat die Deutsche Forschungsgemeinschaft ein umfangreiches Programm aufgelegt.

Mit Beginn des Wintersemesters 1988/89 nahm das von der Volkswagen-Stiftung geförderte Graduiertenkolleg am Deutschen Museum „Wechselbeziehungen zwischen Naturwissenschaft und Technik“, an dem die Universität München federführend beteiligt ist, seine Arbeit auf. Einem zweiten Graduiertenkolleg mit der Bezeichnung „Geschlechterdifferenz und Literatur“ wurde 1991 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft die Förderung bewilligt. An ihm sind neun Professorinnen und Professoren aus sieben Fächern und drei Nachwuchswissenschaftlerinnen beteiligt. Bis 1995 können 12 Promotionsstipendien vergeben werden. Eine wesentliche Unterstützung für dieses Kolleg war die Spende der Münchner Universitätsgesellschaft in Höhe von rund 150000 DM zum Ankauf einer umfangreichen Privatsammlung von angloamerikanischer Literatur zur Frauenforschung. Damit wurde der Sammelschwerpunkt „Frauenliteratur“ an der Universitätsbibliothek München einzigartig in seiner Art in Deutschland.

### *7. Center for Economic Studies*

In der Volkswirtschaftlichen Fakultät wurde das Center for Economic Studies (CES) gegründet. Es verfolgt das Ziel, die internationale Kooperation dadurch zu vertiefen, daß namhafte Wissenschaftler als Gäste mit der Volkswirtschaftlichen Fakultät auf den Gebieten der Wirtschaftstheorie und der Wirtschaftspolitik kooperieren. Inzwischen haben die ersten Gastwissenschaftler ihre Arbeit am CES durchgeführt bzw. aufgenommen.

### *8. Referat für Forschungsförderung*

Im Zuge der organisatorischen Umgestaltung der Universitätsverwaltung wurde ein neues Referat für Forschungsförderung und Technologietransfer eingerichtet. Damit soll auch die Beteiligung der Universität München an den von der Europäischen Gemeinschaft finanzierten Forschungsprojekten verbessert und der Wissens- und Technologietransfer zwischen Universität und Wirtschaft gefördert werden.

## III.

### *1. Neu zugewiesene Stellen*

Auch im Berichtszeitraum hat sich die Universität München bemüht, durch Anträge zum jeweiligen Doppelhaushalt die bedrückende Personalknappheit zu beheben. Trotz weiterhin steigender Aufgaben ist dies nur zu einem sehr geringen Teil gelungen. In ihrem Stammkapitel 1507 erhielt die Universität München lediglich 16 zusätzliche Stellen, die für den Aufbau des neugeschaffenen Hauptfachs Informatik, das auszubauende Laboratorium für molekulare Biologie (Genzentrum) und die Ausstattung des Lehrstuhls für Experimentelle Halbleiterphysik herangezogen wurden.

### *2. Fortfall der C2-Professuren*

Nach dem neuen Hochschulrahmengesetz von 1987 gibt es nur noch zwei Besoldungsgruppen von Professoren, nämlich C3 und C4. Die frühere Kategorie C2 bezeichnet jetzt Stellen für Oberassistenten. Die bisherigen C2-Professoren-Stellen wurden teils in C1-, teils in C3-Stellen umgewandelt. In den Verhandlungen mit dem Bayerischen Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst wurden folgende Ergebnisse erzielt: von den 176 bei Kapitel 1507 ausgewiesenen Stellen für Professoren der Besoldungsgruppe C2 wurden 116 nach Besoldungsgruppe C3 angehoben; 60 Planstellen wurden nach Besoldungsgruppe C1 (Wissenschaftliche Assistenten) umgewandelt. Die bei Kapitel 1508 (Humankliniken) ausgebrachten 87 C2-Professoren-Stellen wurden wie folgt übergeleitet: 21 nach Besoldungsgruppe C3 und 66 nach Besoldungsgruppe A14 für Akademische Oberräte auf Lebenszeit. Eine bei Kapitel 1509 (Tierkliniken) vorhandene C2-Stelle wurde nach Besoldungsgruppe C3 gehoben. Die derzeitigen Inhaber von C2-Professuren sind von dieser Stellenplanüberleitung nicht betroffen. Die Stellenumwandlung wird also erst nach ihrem Ausscheiden wirksam.

### *3. Umschichtungsprogramm*

Im Haushaltsjahr 1989/90 wurde vom Bayerischen Landtag ein Stellenumschichtungsprogramm für alle bayerischen Universitäten beschlossen, das am 31.12.1991 auslief. Diesem Beschluß zufolge waren 1% der Stellen, die der Universität München im Kapitel 1507 zur Verfügung standen, an das Bayerische Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst abzugeben, das über die Verwendung dieser Stellen zu entscheiden hatte. Eine Wiederzuweisung von Stellen durch das Ministerium wurde nur bei dringendem Bedarf für Innovationen unter

Beachtung der Kostenneutralität in Aussicht gestellt.

Bis zum Ende des Berichtszeitraums wurden insgesamt 42 Stellen mit einem Besoldungsaufwand von knapp 3 Millionen DM abgegeben. Sechs weitere Stellen mit einem Besoldungsaufwand von knapp 400 000 DM sind im Rahmen des Umschichtungsprogramms noch abzugeben. Im Rahmen der Wiederzuweisung erhielt die Universität 40 Stellen zurück, die einem Besoldungsaufwand von 2,76 Millionen DM entsprechen. Diese Stellen wurden u.a. für den Ausbau der Informatik verwendet.

Dieses Umschichtungsprogramm hat die Universität vor große Probleme gestellt.

#### 4. Sonderprogramme

Neben den regulären staatlichen Mitteln konnte die Universität aus Sonderprogrammen Stellen für die Überbrückung von Engpässen in der Zukunft gewinnen. Allerdings sind diese Stellen nur für eine begrenzte Zeit zugewiesen und müssen nach Ablauf der Zuweisungsfrist von der Universität wieder abgegeben werden.

Im Rahmen des bayerischen Überlastprogramms erhält die Universität München seit Jahren für die besonders stark belasteten Fächer auf fünf Jahre befristete Stellen, sowie Lehraufträge und Sachmittel. Allerdings wurden der Universität München im Zeitraum 1989–1991 weniger Überlaststellen zugewiesen als in den Jahren zuvor. 1991 standen ihr zwei Stellen weniger als im Jahr 1988 zur Verfügung.

In den sehr überlasteten Fächern, wie z. B. Betriebswirtschaftslehre und Kommunikationswissenschaft, wurden auch in erheblichem Umfang Mittel für Lehraufträge bereitgestellt. Dadurch ist aber eine Verzerrung der Lehrstruktur eingetreten, weil die Lehraufträge teilweise denselben Umfang angenommen haben wie das *Deputat des wissenschaftlichen Personals*. Da die Überlastlehraufträge in zulassungsbeschränkten Fächern kapazitätserhöhend wirken, tragen sie dazu bei, daß die Studentenzahlen weiter ansteigen, für die Prüfungen und Studienbetreuung aber nur das hauptamtlich tätige Personal verbleibt, das infolgedessen höhere Belastungen übernehmen muß.

Der „Streikwinter“ 1988/89 führte der Öffentlichkeit die prekäre Situation in Studium und Lehre an den deutschen Universitäten besonders deutlich vor Augen. Um Abhilfe zu schaffen wurde das Gemeinsame Hochschulsonderprogramm des Bundes und der Länder (I) ins Leben gerufen.

Der Universität München wurden im Rahmen des Bund-Länder-Programms I folgende Stellen zur Verfügung gestellt:

- Zwei betriebswirtschaftliche Lehrstühle nebst Infrastruktur,
- ein Lehrstuhl für Informatik mit personeller Infrastruktur,
- eine C 4-Professur für Informatik ohne Ausstattung,
- vier Stellen für Mitarbeiter des wissenschaftlichen Dienstes für das Fach Betriebswirtschaftslehre
- eine Stelle des wissenschaftlichen Dienstes für die Stiftungsprofessur für Informatik
- drei Stellen für Infrastrukturmaßnahmen, wie Computer-Investitions-Programm und Prüfungsangelegenheiten.

Am 2. 10. 1990 beschlossen Bund und Länder das Gemeinsame Hochschulsonderprogramm II. Es soll der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, der Sicherung der Leistungsfähigkeit der Hochschulen, der Förderung von Frauen in der Wissenschaft und der Verstärkung der europäischen Zusammenarbeit im Hochschulwesen dienen. Der Universität München wurden aus diesem Programm 28 Stellen in Aussicht gestellt. Die Zustimmung des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst zum Aufteilungsvorschlag der Universität

stand am Ende des Berichtszeitraums noch aus. Zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses erhielt die Universität München 1991 Mittel in Höhe von 380 000 DM.

So sehr diese Programme auch zu begrüßen sind, so muß doch auch auf zwei mit ihnen zusammenhängende Probleme hingewiesen werden. Es hat sich gezeigt, daß in einigen Fächern, so z. B. in den Wirtschaftswissenschaften, die Fluktuation auf den befristet zugewiesenen Stellen für wissenschaftliche Mitarbeiter außergewöhnlich hoch ist. Offensichtlich betrachten die Stelleninhaber die Beschäftigung auf einer dieser Stellen vielfach nur als Übergangslösung, bis sie eine adäquate Position in der privaten Wirtschaft gefunden haben. Dies kann freilich nicht im Sinne der Universität sein. Die hohe Fluktuation verursacht nicht nur einen großen Verwaltungsaufwand, sie entwertet die Überlast- und Sonderprogramme auch dadurch, daß die Stelleninhaber, kaum mit ihren Aufgaben vertraut, wieder abwandern.

Als weiteres Problem hat sich in der Praxis erwiesen, daß die im Rahmen der Sonderprogramme zugewiesenen Stellen in zulassungsbeschränkten Fächern bei der Ermittlung der Aufnahmekapazität wie reguläre Planstellen gerechnet werden. Dadurch tragen sie nicht zum Abbau des in früheren Jahren aufgrund von Zulassungen weit über die Kapazität hinaus entstandenen „Überlastbauchs“ bei, sondern führen stattdessen zu einer weiteren Erhöhung der Zulassungszahlen.

Als Folge der beschriebenen unerwünschten Nebeneffekte ist der Entlastungseffekt der Stellen aus den Sonderprogrammen gering. In einigen Fächern ist sogar statt der erhofften Entlastung eine Verschlechterung der ohnehin schwierigen Lehr- und Studienbedingungen eingetreten.

Angesichts dieser Tatsachen ist evident, daß den stark überlasteten Fächern nur durch die Zuweisung regulärer Stellen geholfen werden könnte. Diese Feststellung ist umso zutreffender als davon ausgegangen werden muß, daß auf absehbare Zeit nicht mit einer spürbaren Entlastung der Universitäten zu rechnen ist. Die Universität München wird sich deshalb mit Nachdruck dafür einsetzen, daß die Stellen aus den Sonderprogrammen auf Dauer bei den Universitäten verbleiben.

## IV.

### 1. Titelgruppen 73 und 76

Wie aus der untenstehenden Tabelle ersichtlich, standen der Universität 1991 aus der Titelgruppe 73 für Forschung und Lehre insgesamt 16 % mehr Mittel als 1988 zur Verfügung. Bei der Titelgruppe 76 (Einrichtung und Ausstattung neuer, sowie der Ergänzung der Einrichtung und Ausstattung bestehender Hochschuleinrichtungen) betrug die Steigerung (1991 bezogen auf 1988) im gleichen Zeitraum insgesamt 13 %. Durch diesen Mittelzuwachs, der die allgemeine Preissteigerung in diesen Jahren übertrifft, konnten beispielsweise bei der Versorgung der Studenten mit Literatur Verbesserungen erzielt werden.

*Tabelle:* Sachmittelletat der Universität München 1986–1991  
(Ansätze aus Kapitel 1507 des Bayerischen Staatshaushalts)

Titelgruppe 73:           Forschung und Lehre

	Bruttobetrag	Nettobetrag <sup>3</sup>	Zunahme gegenüber dem Vorjahr
1986	23 807 000	20 937 266	
1987	26 905 000	23 638 030	12,90 %
1988	27 032 500	23 748 910	0,47 %
1989	29 807 500	26 189 800	10,28 %
1990	29 807 500	26 189 800	0,00 %
1991	31 346 000	27 548 000	5,19 %

Titelgruppe 76:           Einrichtung und Ausstattung neuer, sowie Ergänzung der Einrichtung und Ausstattung bestehender Hochschuleinrichtungen

	Bruttobetrag	Nettobetrag <sup>4</sup>	Zunahme gegenüber dem Vorjahr
1986	7 799 000	6 629 150	
1987	7 799 000	6 629 150	0,00 %
1988	7 799 000	6 629 150	0,00 %
1989	8 579 000	7 292 150	10,00 %
1990	8 579 000	7 292 150	0,00 %
1991	8 841 000	7 514 850	3,05 %

Allerdings ist an der Universität München im Zuge der zahlreichen Berufungsverhandlungen insbesondere bei der Neu- und Wiederbesetzung von Lehrstühlen ein so hoher Mittelbedarf aufgetreten, daß dieser trotz der beachtlichen Steigerung der Mittel nicht mehr befriedigt werden konnte. In der Vergangenheit wurde hier durch Sonderzuweisungen des Ministeriums wenigstens teilweise Abhilfe geschaffen. Angesichts der zahlreichen in den kommenden Jahren bevorstehenden Berufungen sieht sich die Universität jedoch vor ernste Probleme gestellt, für die eine Lösung gefunden werden muß, will die Universität auch in Zukunft für Spitzenkräfte in Forschung und Lehre attraktiv bleiben.

<sup>3</sup> Abzüglich 12 % bzw. 15 % gesetzliche Haushaltssperre

<sup>4</sup> Abzüglich 15 % gesetzliche Haushaltssperre

Aber auch aus Investitionen in für die wissenschaftliche Arbeit und für die Ausbildung der Studenten benötigte Geräte ergab sich gegenüber früheren Jahren ein deutlich höherer Mittelbedarf. Neben dem 1988 gestarteten Reinvestitionsprogramm, das an Umfang zugenommen hat, sind hier vor allem die EDV-Programme CIP und WAP zu nennen.

## 2. CIP und WAP

Seit 1985 läuft das Computer-Investitions-Programm (CIP), aus dem die Universität München zweckgebundene Mittel zur Anschaffung von Mikrorechnern für die Ausbildung der Studenten erhält. Zu den 13 Projekten, die schon im vorigen Berichtszeitraum eingerichtet waren, kamen jetzt 11 neue mit einem Gesamtvolumen von 5 Millionen DM hinzu. Die einzelnen Projekte wurden zu 50% vom Bund und zu 33% vom Freistaat Bayern finanziert. 17% der Projektkosten mußte die Universität aus ihren eigenen Haushaltsmitteln bestreiten.

Seit 1990 gibt es darüber hinaus das Wissenschaftler-Arbeitsplatzrechner-Programm (WAP). Mit diesem Investitionsprogramm werden in den nächsten fünf Jahren die Arbeitsplätze der Wissenschaftler mit leistungsfähigen, vernetzten Rechnern ausgestattet. Der Antrag der Universität bestand 1990 aus 30 Einzelanträgen mit einem Gesamtvolumen von 6,5 Millionen DM; 1991 waren es 21 zum Teil sehr große Projekte im Umfang von insgesamt 5 Millionen DM. Das Gros der Projekte wurde für die Medizinische und für die Naturwissenschaftlichen Fakultäten beantragt. Der Anteil der geistes-, wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Projekte ist steigend, sowohl was die Anzahl der Anträge, als auch was das Volumen der Projekte betrifft. Bisher wurden fast alle Anträge aus dem ersten Programmjahr genehmigt. Die Finanzierung wird im Regelfall analog wie beim Computer-Investitions-Programm (CIP) zwischen Bund, Freistaat und Universität aufgeteilt. Lediglich bei Projekten, in denen die Kosten pro eingerichtetem Arbeitsplatz sehr hoch sind, ist der Eigenanteil der Universität höher.

Ein Problem für die Universität im Zusammenhang mit den Computer-Investitionsprogrammen CIP und WAP ist die unzureichende Ausstattung mit entsprechend für den fachspezifischen Einsatz der Rechner qualifiziertem Personal. Viele Wissenschaftler müssen daher einen wesentlichen Teil ihrer Arbeitszeit damit verbringen, technische Fragen selbst zu lösen. Längerfristig wird dieses Problem nur durch die Einrichtung entsprechender Personalstellen für die Infrastruktur zentral und in den Fächern gelöst werden können.

Zum Teil sind die CIP- und WAP-Projekte bereits miteinander und mit dem Leibniz-Rechenzentrum verbunden. Um eine optimale Kommunikation der Rechner zu ermöglichen, ist eine Vernetzung aller Projekte in einem Hochschulnetz geplant. Diese flächendeckende Vernetzung aller Institute und Kliniken sowie die Anbindung der medizinischen Einrichtungen an ein klinisches Versorgungsnetz kann voraussichtlich in den nächsten fünf Jahren erfolgen.

## 3. Unterstützung durch die Universitätsgesellschaft

In bewährter Weise unterstützte die „Gesellschaft der Freunde und Förderer der Universität München“, kurz „Universitätsgesellschaft“ genannt, die Universität. 1989 konnte sie den wissenschaftlichen Einrichtungen der Universität 6,5 Millionen DM, im Jahr darauf 7,5 Millionen DM und 1991 sogar 9,4 Millionen DM zur Verfügung stellen. Neben zweckgebundenen Spenden wurden zu einem beachtlichen Teil freie Mittel an einige wichtige Stellen zur Überbrückung von Engpässen verteilt, wo staatliche Mittel nicht verfügbar waren. So konnten dank der Hilfe durch die Universitätsgesellschaft in dringenden Fällen wissenschaftliche Vorhaben unterstützt und gefördert werden.

## V.

Die Raum- und Bauangelegenheiten der Universität haben sich in den Jahren 1989 bis 1991 positiv entwickelt. Als besonders erfreuliche Ergebnisse sind hervorzuheben:

- der Planungsauftrag für den Neubau für Chemie und Pharmazie sowie des Laboratoriums für molekulare Biologie in Großhadern,
- die Teilverlagerung Tiermedizinischer Kliniken nach Oberschleißheim,
- der Planungsauftrag für Aus- und Neubau der Gebäude an der Amalien- und Schellingstraße für die Historischen Fächer,
- die Anmietungen in der Nähe des Stammgeländes.

### *1. Neubauvorhaben für die Fakultät für Chemie und Pharmazie und das Laboratorium für molekulare Biologie*

Im Dezember 1989 besuchte der Bauausschuß des Wissenschaftsrats die Institutsgebäude der Fakultät für Chemie und Pharmazie an der Karlstraße und kam – wie zuvor Universität und Ministerium – zu der Feststellung kaum tragbarer baulicher Zustände. Der Wissenschaftsrat konnte zwar noch die nahezu abgeschlossene Bauplanung zustimmend zur Kenntnis nehmen. Die Planung sah vor, einige dieser Institute in Neubauten auf dem Gelände der ehemaligen Türkenkaserne unterzubringen. Doch bereits zu Beginn des Jahres 1990 entwickelte Staatsminister Zehetmair einen Alternativplan. Am 20. 5. 1990 beschloß der Ministerrat, das sogenannte Türkenkaserengelände für Museumsbauten umzuwidmen. Für die Universität sollen statt dessen auf einem Ersatzgelände in Großhadern Institute mit 35 000 m<sup>2</sup> Hauptnutzfläche für die Fakultät für Chemie und Pharmazie und für das Laboratorium für molekulare Biologie errichtet werden. Damit ist die Unterbringung der gesamten Fakultät in einem neuen Komplex möglich. Weitere Vorteile sind die unmittelbare Nähe zum Klinikum Großhadern, die Nachbarschaft zum Max-Planck-Institut für Biochemie in Martinsried und ab 1993 eine direkte U-Bahn-Verbindung zum Universitäts-Hauptgebäude. Die Alternativplanung führt auch nicht zu zeitlichen Verzögerungen: Laut Ministerratsbeschluß soll der erste Bauabschnitt 1994 (5 000 m<sup>2</sup> Hauptnutzfläche für das Laboratorium für molekulare Biologie und das Institut für Biochemie), der zweite Bauabschnitt 1999 (30 000 m<sup>2</sup> Hauptnutzfläche für alle anderen Institute) fertig gestellt sein. Die Universität hat das neue bauliche Konzept daher begrüßt. Das Raumprogramm wurde bereits von der Interministeriellen Baukommission genehmigt und der Planungsauftrag erteilt. Die Grundsteinlegung für dieses mit 400 Millionen DM bedeutendste Bauprojekt der Universität in der Nachkriegszeit ist für das Frühjahr 1992 geplant.

### *2. Teilverlagerung Tiermedizinischer Kliniken nach Oberschleißheim*

Der Neubau des Instituts für Geflügelkrankheiten in Oberschleißheim, der wegen anderweitiger Nutzung des bisherigen Gebäudes durch den Vermieter besonders dringlich war, schreitet zügig voran; das Richtfest wurde am 12. 2. 1990 gefeiert, so daß der Bezug des Neubaus für Mai 1992 vorgesehen werden kann. Die Verlagerung sechs weiterer klinischer Einrichtungen soll als nächster Schritt erfolgen. Dazu fand am 31. 10. 1990 die Auslobung für einen Realisierungswettbewerb statt, der am 24. 7. 1991 abgeschlossen werden konnte.

### *3. Verlagerung der Forstwissenschaftlichen Fakultät nach Weihenstephan*

Der im Sommer 1987 begonnene Neubau für die Forstwissenschaftliche Fakultät in Weihenstephan steht vor der Vollendung. Der Umzug der bisher in einem Gebäudekomplex an der Amalien- und Schellingstraße untergebrachten Fakultät wird im Frühjahr 1992 erfolgen.

#### *4. Neu- und Umbauten für die Historiker an der Schelling- und Amalienstraße*

Eine schwierige Situation ergab sich für die historischen Fächer, weil 1990 die Institutsräume in den angemieteten Gebäuden an der Ainmillerstraße 8 und 8a sehr kurzfristig gekündigt wurden. Die Fächer müssen sich derzeit mit einer Reihe von Zwischenlösungen zufriedener geben und sind in verschiedenen Anmietungen über das ganze Stadtgebiet verteilt. Eine nachhaltige Verbesserung dieser für Lehrende und Studierende unhaltbaren Situation verspricht sich die Universität durch die Errichtung eines Zentrums für die historischen Wissenschaften. Es soll an der Amalien- und Schellingstraße entstehen, wo bisher die Forstwissenschaftliche Fakultät untergebracht war. Das von der Universität vorgelegte Raumprogramm im Umfang von 6500 m<sup>2</sup> Hauptnutzfläche wurde von der Interministeriellen Baukommission genehmigt. Diese Fläche soll teils durch Umbau der vorhandenen Gebäude, teils durch Neubau geschaffen werden. Mit der Zusammenlegung der geschichtswissenschaftlichen Institute unter einem Dach verspricht sich die Universität auch ein engeres Zusammenwirken der Institute und Lehrstühle, was sich besonders positiv im Bereich der Bibliotheksnutzung auswirken wird. Unter anderem ist an die Errichtung einer gemeinsamen Zentralbibliothek für die Historiker gedacht, wodurch die Staatsbibliothek entlastet würde, die damit ihrer zentralen Aufgabe als Forschungsbibliothek gerechter werden könnte.

#### *5. Neuanmietungen im Bereich des Stammgeländes*

Abgesehen von Um- und Neubauten auf staatlichen Grundstücken ist die Universität zur Deckung ihres Raumbedarfs aber auch weiterhin auf Anmietungen angewiesen und dabei den allgemein bekannten Schwierigkeiten auf dem Münchner Mietmarkt ausgesetzt. Problematisch war die Unterbringung der im Gemeinsamen Hochschulsonderprogramm des Bundes und der Länder I und im Bayerischen Überlastprogramm zugewiesenen Stellen für die stark frequentierten Fächer Betriebswirtschaftslehre und Informatik, die aus Gründen der Studienorganisation in der unmittelbaren Umgebung des Stammgeländes erfolgen mußte. Erfreulicherweise ist dies der Universität durch Anmietungen in der Leopoldstraße 11b auch gelungen. Ferner ist eine Anmietung des Gebäudes Schackstraße 4 vorgesehen. Für die nachhaltige Unterstützung in diesen und anderen Mietangelegenheiten dankt die Universität dem Ministerium besonders.

#### *6. Sanierung der Innenstadtkliniken*

Im Frühsommer 1991 hat der Medizinausschuß des Wissenschaftsrats die Universität München besucht. Er befaßte sich mit Fragen des Ausbaus, der Sanierung medizinischer Einrichtungen und mit Strukturproblemen der Medizinischen Fakultät. Staatssekretär Dr. Wiesheu hat für die Staatsregierung versichert, daß das Klinikum Innenstadt erhalten und für dessen Weiterentwicklung gesorgt werden soll.

Die meisten Gebäude des „Klinikviertels“ vor dem Sendlinger Tor sind vor etwa 100 Jahren errichtet worden. Die Bautätigkeit beschränkte sich dort in den vergangenen Jahren weitgehend auf Erhaltungsarbeiten. Die Medizinische Fakultät hat eine beratende Kommission eingesetzt, die unter Beteiligung des Universitätsbauamtes ein Gesamtkonzept zur Sanierung der Innenstadtkliniken (sog. Dossier) erarbeitet und über die Universität dem Wissenschaftsrat zugeleitet hat.

#### *7. Internationales Begegnungszentrum*

Das Internationale Begegnungszentrum (IBZ), das die Universität gemeinsam mit der Technischen Universität und der Max-Planck-Gesellschaft betreibt, konnte Anfang 1991 mit dem Bezug des sogenannten „Gartenhauses“ eröffnet werden. Dort sind 17 Wohneinheiten geschaffen worden. Mit der Sanierung des Altbaus an der Amalienstraße wurde begonnen, die Fertigstellung soll voraussichtlich Anfang 1993 erfolgen; leider hat der Baufortschritt jedoch mit erheblichen

Schwierigkeiten bautechnischer und baurechtlicher Art zu kämpfen. Die Nachfrage nach Gastwissenschaftler-Wohnungen im IBZ beweist, daß trotz dieses Baus ein großer Bedarf an adäquaten Unterkunftsmöglichkeiten für Gastwissenschaftler in München bestehen bleibt.

## VI.

Die Universität München ist nach wie vor ein begehrtes Ziel für Wissenschaftler aus aller Welt. Ihre rund 60 Partnerschaftsvereinbarungen (Stand: September 1991) mit ausländischen Universitäten dienen nicht zuletzt dem Zweck, interessierten Wissenschaftlern aus dem Ausland einen Forschungsaufenthalt an der Universität zu erleichtern. Seit Oktober 1988 wurden mit 15 ausländischen Hochschulen Kooperationsabkommen neu abgeschlossen bzw. verlängert. Besondere Erwähnung verdient hier die Intensivierung der Zusammenarbeit mit Universitäten in den Ländern Osteuropas.

Über die genannten offiziellen Verbindungen hinaus hat sich auf Fakultäts- wie auf Instituts-ebene eine Vielzahl von informellen Kontakten mit ausländischen Hochschulen und Forschungszentren etabliert. Erfreulich ist, daß den ausländischen Forschern und Gelehrten durch die Fertigstellung des „Gartenhauses“ des Internationalen Begegnungszentrums – wenn auch nur in beschränktem Umfang – günstige Wohnmöglichkeiten angeboten werden können.

Im Rahmen des Studentenaustausches vergab die Universität München in den drei akademischen Jahren, über die hier berichtet wird, insgesamt 51 Kontaktstipendien an Studierende der Partneruniversitäten. Im Austausch studierten 36 Studenten der Universität München an Partnerhochschulen. Die Zahl der Studenten, die im Rahmen eines Programms auf befristete Zeit ihr Studium an der Universität München durchführten, stieg auf ca. 350 pro Studienjahr. Die Mittel zur Finanzierung der Kooperationsabkommen werden überwiegend durch den Deutschen Akademischen Austauschdienst, durch das Bayerische Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst und zunehmend auch durch die Kommission der Europäischen Gemeinschaften bereitgestellt. Die Ausweitung des im Rahmen des Erasmus-Programms der Europäischen Gemeinschaft geförderten Studentenaustauschs stößt an Grenzen, da dafür Zimmer in den Studentenwohnheimen fehlen. Hier benötigt die Universität dringend Hilfe.

## VII.

Das Kuratorium der Ludwig-Maximilians-Universität wurde 1984 ins Leben gerufen, um die Verbindung der Universität zu Stadt und Land sowie zu den gesellschaftlichen Kräften zu pflegen.

Während der Zeitspanne, die dieser Jahresbericht umfaßt, hatte das Kuratorium den Tod eines seiner Mitglieder, des bayerischen Ministerpräsidenten Dr. h. c. Franz Josef Strauß, zu betrauern. Zu seinem Nachfolger berief der Senat der Universität den amtierenden Ministerpräsidenten Dr. h. c. Max Streibl.

In der Jahressitzung 1989 standen der Wunsch der Universität nach einer Erhöhung des im Hochschulgesamtplan für die Universität München vorgesehenen Ausbauziels von 25 000 flächenbezogenen Studienplätzen und – damit zusammenhängend – die Darstellung der Raumnot der Universität im Vordergrund. Die genannte Ausbauzielzahl wurde in den siebziger Jahren fixiert und hat sich in der Zwischenzeit weit von den tatsächlichen Studentenzahlen entfernt. Aber auch die Summe der von dem Ministerium der Hochschulplanung zugrundegelegten sogenannten „belastungsrelevanten Studienplätze“ von rund 45 000<sup>5</sup> liegt deutlich über der Ausbauziel-

---

5 Errechnet nach der Formel: Studienanfänger pro Fach multipliziert mit der Regelstudienzeit, bereinigt um die zu erwartende Verringerung der Studentenzahlen.

zahl. Da aber diese Zahl – obwohl weit von der Realität entfernt – in bestimmten Bereichen, z. B. bei der Genehmigung großer Bauvorhaben, der Hochschulplanung zugrundegelegt wird, bleibt die Erhöhung des Ausbauziels auf wenigstens 30 000 Studienplätze ein von der Universität weiterhin mit Nachdruck verfolgtes Ziel.

Das Kuratorium wurde gebeten, die Universität bei ihren Bemühungen zu unterstützen, zwei Gebäude zur Unterbringung von Instituten der Fakultät für Betriebswirtschaft und der neuen Lehrstühle für Informatik anzumieten. Weitere Beratungsgegenstände waren die Förderung des Studentenwohnheimbaus und die Errichtung von Kinderbetreuungsstätten.

In der Jahressitzung 1990 wurden dem Kuratorium die Schwerpunkte der Anmeldungen für den Doppelhaushalt 1991/92 sowie erneut die Überfüllung der Universität und die Dringlichkeit weiterer Anmietungen in räumlicher Anbindung an das Stammgelände dargelegt. Außerdem beriet das Kuratorium in dieser Sitzung ausführlich über Maßnahmen zur Milderung des Pflege-notstands in den Universitätskliniken und über die Schwierigkeiten der Studierenden bei der Literaturbeschaffung. Das Kuratorium wurde um Unterstützung bei der Ausstattung der Universitätsbibliothek gebeten.

Nach Ablauf der dreijährigen Amtszeit bestellte der Senat in der Februar-Sitzung 1991 erneut ein Kuratorium mit zum Teil neuen Mitgliedern.

## VIII.

Im Berichtszeitraum tagte die Versammlung vier Mal. Sie beriet die Änderungen der Grundordnung und wählte die Mitglieder der Universitätsleitung.

Infolge der Novellierung des Bayerischen Hochschulgesetzes vom 8. 12. 1988 wurde eine Anpassung der Grundordnung an die neue gesetzliche Lage erforderlich. Der Entwurf des Senats für die neue Grundordnung wurde im Wintersemester 1988/89 beraten und von der Versammlung am 15. 6. 1989 verabschiedet. Nach rechtsaufsichtlicher Genehmigung durch das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst trat sie am 14. 11. 1989 in Kraft. Damit war auch der Wechsel von der Präsidial- zur Rektoratsverfassung verbunden. Damit nimmt die Universität München die Tradition wieder auf, daß nur ein hauptamtlicher Professor der Universität München zu ihrem Leiter bestellt werden kann. Das Leitungsgremium der Universität besteht unverändert aus dem Rektor (Amtszeit vier Jahre), drei Prorektoren (Amtszeit zwei Jahre) und dem Kanzler. Der Wunsch der Universität, zur Rektoratsverfassung zurückzukehren, geht auf die jahrhundertelange Tradition zurück, die die Universität gegen ihren Willen durch ein zwar notwendiges, aber ungeliebtes Hochschulgesetz aufzugeben gezwungen war. Damit kehrt sie auch zu einer Bezeichnung zurück, die in weiten Teilen Europas üblich war und ist. Die Zeit wird allerdings durch diese Änderung nicht zurückgedreht. Die alte Universität, wie sie bis 1968 bestand, gehört unwiderruflich der Vergangenheit an. Der Rektor der 90er Jahre ist, ebenso wie der Präsident es war, hauptamtlich tätig. Die Aufgaben und die Zuständigkeiten sind die gleichen geblieben, ebenso wie die Probleme, die es zu lösen gilt.

Die 1976 eingeführte Präsidialverfassung endete am 1. 10. 1990 mit dem Amtsantritt von Prof. Dr. Wulf Steinmann als Rektor. Er war am 15. 2. 1990 von der Versammlung zum Rektor gewählt worden. Seit seinem Amtsantritt führten die amtierenden Vizepräsidenten, die Professoren Dr. Andreas Heldrich, Dr. Werner Leidl und Dr. Wolfgang Frühwald die Amtsbezeichnung Prorektor. Sie wurden am 13. 12. 1990 von der Versammlung wiedergewählt.

Mit der Änderung der Grundordnung war auch die Einführung des Amtes der Frauenbeauftragten sowohl auf der Zentralebene als auch in den Fakultäten verbunden. Zur Universitätsfrauenbeauftragten wurde vom Senat am 17. 11. 1988 Frau Prof. Dr. Renate von Heydebrand gewählt, der am 1. 4. 1990 Frau Dr. Hadumod Bußmann nachfolgte.

## IX.

Wesentliche Schwerpunkte der Tätigkeit des Akademischen Senats bildeten die Berufungsan-  
gelegenheiten, die Beratungen über die Erweiterung des Lehrangebots an der Universität sowie  
die Anpassung der Prüfungs- und Studienordnungen an die geänderten gesetzlichen Bestimmun-  
gen.

### 1. Berufungen

In dem Zeitraum vom 1.10.1988 bis 30.9.1991 beschloß der Senat der Universität München  
Vorschlagslisten zu insgesamt 126 Berufungsverfahren, davon 53 zu C4- und 72 zu C3-Professuren,  
sowie zu der letzten an der Universität München ausgeschrieben C2-Professur. 27 dieser  
Verfahren betrafen Neubesetzungen von Professuren. In 55 Fällen war die Neuausschreibung  
notwendig geworden, weil der Vorgänger emeritiert bzw. in den Ruhestand versetzt worden oder  
verstorben war; 44 Berufungsverfahren mußten eingeleitet werden, weil der Vorgänger an eine an-  
dere Universität berufen worden war oder aus sonstigen Gründen die Universität München verlas-  
sen hatte.

Nahezu drei Viertel der C3-Professuren, zu denen der Senat im Berichtszeitraum eine Beru-  
fungsliste verabschiedet hatte, waren dadurch frei geworden, daß die vorherigen Inhaber dieser  
Professuren einen Ruf an eine andere Universität oder wissenschaftliche Einrichtung erhalten hat-  
ten. Dagegen verließen Lehrstuhlinhaber nur in äußerst seltenen Ausnahmefällen die Universität  
München. Offensichtlich stellt für viele Wissenschaftler eine C4-Professur an der Universität  
München *immer noch den Höhepunkt ihrer beruflichen Laufbahn dar. Für die Attraktivität der*  
Universität München spricht auch, daß bei den 121 Neuberufungen von Oktober 1988 bis Septem-  
ber 1991 in den weitaus meisten Fällen der Bewerber gewonnen werden konnte, den der Senat auf  
den ersten Platz der Berufsliste gesetzt hatte.

Die Universität München steht derzeit am Beginn eines Generationswechsels. Die Zahl der  
Berufungsverfahren hat im vergangenen Berichtszeitraum wie auch in den Jahren 1989 bis 1991 ge-  
genüber früheren Jahren zugenommen. Diese Entwicklung wird sich in den kommenden zehn  
Jahren beschleunigt fortsetzen, da in diesem Zeitraum 52 % der Lehrstuhlinhaber und 30 % aller  
C3- bzw. C2-Professoren allein durch Emeritierungen bzw. Versetzungen in den Ruhestand aus-  
scheiden. Für die Universität bietet sich dadurch die einmalige Chance, in größerem Ausmaß aus  
eigenen Ressourcen auf Entwicklungen in einzelnen Fächern zu reagieren, neue Schwerpunkte in  
Forschung und Lehre zu setzen und zukunftsweisende Strukturentscheidungen zu treffen.

### 2. Neue Studienangebote

Die Informations- und Sprachverarbeitung wurde von den philologischen Fächern als wic-  
tige neue Richtung in Forschung und Lehre erkannt. Der Senat hat dem dadurch Rechnung getra-  
gen, daß er beim Ministerium die Errichtung einer zentralen wissenschaftlichen Einrichtung  
beantragt hat. Im März 1990 konnte das „Zentrum für Informations- und Sprachverarbeitung“  
(CIS) seine Arbeit aufnehmen. Ihm obliegt auch die Durchführung des im Wintersemester 1991/  
92 erstmals angebotenen Zusatz- und Ergänzungsstudienganges Computerlinguistik, der seinen  
Absolventen Berufschancen im Bereich der maschinellen Informations- und Sprachverarbeitung  
in Industrie, Verwaltung und Forschung eröffnen soll.

Darüber hinaus war der Senat der Meinung, daß den gestiegenen Bedürfnissen der Geisteswis-  
senschaften im Bereich der Informationsverarbeitung nur entsprochen werden könne, wenn die  
Informatik an der Universität München nicht nur als Dienstleistung, sondern auch als Hauptfach  
angeboten würde. In der Sitzung am 29.6.1989 faßte der Senat deshalb den Beschluß, die Informa-

tik, die bislang nur als Nebenfach studiert werden konnte, zum Hauptfachstudiengang mit Ausrichtung auf die Belange der geisteswissenschaftlichen Fächer auszubauen, um sie in der notwendigen Breite und fachlichen Vertiefung anbieten zu können. Nur so ist es auch möglich, qualifizierte Wissenschaftler für die Besetzung der neugeschaffenen Lehrstühle zu gewinnen. Das Ministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst hat den Diplomstudiengang Informatik am 10.10.1990 genehmigt, so daß die Studenten zum Wintersemester 1991/92 das Studium in diesem Fach aufnehmen konnten.

### *3. Studien- und Prüfungsordnungen*

Einen breiten Raum in der Arbeit des Senats nahmen die Beratungen über die Neufassung von Prüfungs- und Studienordnungen und die Einführung von Regelstudienzeiten ein. Eine wichtige Rolle spielte dabei das Bestreben, die Studiendauer zu verkürzen.

Neugefaßt wurden die Diplomprüfungsordnungen für Kaufleute, für Chemie, für Biologie, für Handelslehrer und schließlich auch für Geophysik. Außerdem wurden 27 Änderungssatzungen in fast allen Fakultäten erarbeitet. Mit Wirkung vom 13.10.1988 trat die Zwischenprüfungsordnung der Ludwig-Maximilians-Universität für den Magisterstudiengang in Kraft, die mit ihren sechs seitdem erlassenen Änderungssatzungen nun die Durchführung der Zwischenprüfung in allen Magister-Hauptfächern ermöglicht. Für einige Fächer wurden bereits (Teil-)Studienordnungen verabschiedet, durch die neben anderem der Zugang zu den Hauptseminaren in den Magister-Nebenfächern auf der Grundlage einer Kenntnisstand- respektive Hauptseminar-Aufnahmeprüfung geregelt wird.

*Die sehr umfangreiche Studienordnung für die Lehramtsstudiengänge, die der Senat bereits im Januar 1989 beschlossen hatte, wurde vom Ministerium zweieinhalb Jahre lang überprüft, so daß sie erst am 13.8.1991 erlassen werden konnte.*

Ein Aufbaustudium besonderer Art bietet die Juristische Fakultät an. Im „Magisterstudium für ausländische Juristen“ können Studenten, die im Ausland ein rechtswissenschaftliches Studium erfolgreich abgeschlossen haben, nach einem zweisemestrigen Jurastudium und einer Abschlußprüfung den akademischen Grad eines Magister legum (LL. M.) erwerben. Die entsprechende Prüfungsordnung wurde am 19.11.1990 erlassen.

Außer mit den grundständigen Studien- und Prüfungsordnungen hatte sich der Senat auch mit zahlreichen Promotionsordnungen zu befassen. Insgesamt wurden in den drei zurückliegenden Jahren drei Neufassungen von bzw. Änderungssatzungen zu Promotionsordnungen verabschiedet. Aufgrund der Novelle des Bayerischen Hochschulgesetzes von 1988 stellte sich erstmals für die Universität die Aufgabe, besonders qualifizierten Absolventen von Fachhochschulen den Weg zum Promotionsstudium zu öffnen. Die erste Promotionsordnung, bei der dies realisiert wurde, beschloß der Senat im Juli 1991 für das Fach Biologie. Ähnliche Regelungen werden auch in eine Reihe weiterer Promotionsordnungen, die derzeit noch beraten werden, einfließen.

In der Zeitspanne, die durch den vorliegenden Jahresbericht abgedeckt wird, wurde eine neue Habilitationsordnung für die Fakultät für Geowissenschaften erlassen. Die Habilitationsordnung für die Medizinische Fakultät wurde vom Senat am 17.5.1990 beschlossen.

## X.

Für eine Menge „besonderer Ereignisse“ sorgten die Studenten der Universität München im sogenannten „Streikwinter“ 1988/89 durch zahlreiche Protestaktionen gegen die zum Teil sehr schwierigen Bedingungen, mit denen viele Studenten während ihres Studiums an der Universität konfrontiert sind. Schwerpunktmäßig richtete sich der studentische Protest gegen die Überlastsi-

tuation und die damit verbundenen kaum zumutbaren Studienbedingungen in einigen Fächern, gegen die unzureichende Ausstattung der Universitätsbibliothek und vieler Institutsbibliotheken mit Studienliteratur sowie gegen spezifische außeruniversitäre Probleme wie zum Beispiel die besonders schwierige Wohnungssituation in München. Mit einer Vielzahl zum Teil sehr phantasievoller Aktionen, die in der Öffentlichkeit und den Medien große Resonanz erfuhren, verliehen die Studenten ihren Forderungen nach einer Verbesserung der Ausstattung der Universität mit Personalstellen, Räumen für Lehrveranstaltungen und Studienliteratur sowie nach einer spürbaren Ausweitung des Angebots an Studentenwohnheimplätzen Ausdruck. Sie wurden in diesen berechtigten Anliegen von der Universitätsleitung und von vielen Professoren unterstützt.

Der seit Juni 1988 amtierende Kanzler, Dr. Wolfgang Grillo, verließ die Universität nach einer Amtszeit von 14 Monaten, um die Aufgabe eines Geschäftsführers der Raumfahrtbehörde DARA in Bonn zu übernehmen. Zu seinem Nachfolger ernannte der Staatsminister auf Vorschlag des Senats der Universität am 1. 12. 1989 den Leitenden Ministerialrat im Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus, Dr. Hendrik Rust. Die feierliche Amtseinführung durch Staatsminister Zehetmair fand am 2. 2. 1990 in der Aula der Universität statt.

Zu Beginn des Jahres 1989 wurde eine tiefgreifende Umstrukturierung der Universitätsverwaltung vollzogen. Neben einer Reihe personeller Veränderungen ist vor allem die Neuorganisation der Verwaltung durch die Bildung von drei Hauptabteilungen, für Zentrale Angelegenheiten, Recht, EDV und Planung (I), für Studenten- und Liegenschaftsangelegenheiten (II) sowie für Personal und Haushalt (III), hervorzuheben.

Auch aus dem Klinikbereich ist eine wichtige organisatorische Veränderung zu berichten. Mit Wirkung zum 1. 4. 1991 erließ das Bayerische Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst Klinikumsordnungen für die Universitätsklinik Großhadern und Innenstadt. Mit dieser Maßnahme wurden zwei organisatorisch eigenständige Klinika innerhalb der Universität geschaffen und zugleich die bisher faktisch eigenständigen Innenstadtkliniken organisatorisch zu einer einzigen Verwaltungseinheit zusammengefaßt.

Ein Höhepunkt des akademischen Jahres der Universität ist das Stiftungsfest, das an die Gründung der Universität durch Herzog Ludwig den Reichen im Jahre 1472 erinnert. Den Festvortrag 1989 hielt Prof. Harald Weinrich zum Thema „Kolleg über die Heiterkeit“; im darauffolgenden Jahr sprach Prof. Ernst L. Winnacker „Über Macht und Ohnmacht der Gene“; 1991 referierte Prof. Johannes Gründel über „Umgang mit Schuld. Theologisch-ethische Aspekte“. Die Vorträge erscheinen gedruckt in der Chronik der Universität. Bei den Stiftungsfesten wurden auch die dankenswerter Weise von der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Universität jährlich gestifteten Preise für vier herausragende Dissertationen und zwei Habilitationen verliehen.

Im Berichtszeitraum feierten einige Einrichtungen der Universität ihr Jubiläum. 1990 jährte sich zum 150. Mal die Fertigstellung des Hauptgebäudes der Universität an der Ludwigstraße durch Friedrich von Gärtner. Aus diesem Anlaß wurde eine Ausstellung über die Geschichte, die Architektur und das akademische Leben in diesem Gebäude gezeigt.

Unter den zahlreichen Jubiläen im wissenschaftlichen Bereich ragte die Feier „200 Jahre tierärztliche Lehre und Forschung in München“ heraus, die am 30. 6. 1990 in Anwesenheit des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker und des Bayerischen Ministerpräsidenten Max Streibl stattfand, dem bei dieser Gelegenheit die Ehrendoktorwürde verliehen wurde.

Am 20. 9. 1991 beging die Universität mit einer Feierstunde das 100jährige Bestehen des Gebäudes der Chirurgischen Universitätsklinik in der Nußbaumstraße. In seiner Festansprache bekräftigte Staatsminister Hans Zehetmair die Entschlossenheit der Staatsregierung, das Innenstadtklinikum trotz der Bedenken von manchen Seiten zu erhalten und die begonnene Sanierung weiterzuführen.

Seit dem Sommersemester 1990 stellt die Universitätsgesellschaft der Universität München Mittel zur Verfügung, um hervorragende ausländische Gelehrte für eine mehrwöchige Gastprofessur einladen zu können. Der erste Inhaber dieser Gastprofessur war der international weit über die Grenzen seines Fachs hinaus bekannte Rechtshistoriker Prof. David Daube (University of California at Berkeley). Seine Vorträge zum Thema „Grenzsituationen in Bibel und Antike“ fanden große Beachtung. Im Sommersemester 1991 hatte der Verfassungsrechtler Prof. Gerhard Casper, damals Provost der University of Chicago, die Gastprofessur inne. Er las über „Aktuelle Strömungen im amerikanischen Verfassungsrecht“.

Daneben stehen der Universität München drei weitere institutionalisierte Gastprofessuren bzw. -dozenturen zur Verfügung:

Die Eric-Voegelin-Gastprofessur in der Sozialwissenschaftlichen Fakultät hatten im Berichtszeitraum folgende Gelehrte inne:

- Prof. Anton C. Zijderveld von der Erasmus-Universität in Rotterdam (Wintersemester 1988/89),
- Prof. Anatol Rapaport von der University of Toronto (Sommersemester 1989),
- Prof. Wladyslaw Bartoszewski, der zunächst an der Katholischen Universität Lublin und später an einer Reihe deutscher Universitäten lehrte (Wintersemester 1989/90 und Sommersemester 1990),
- Prof. Robert H. Abzug von der University of Texas/Austin (Wintersemester 1990/91),
- Prof. Sidney W. Mintz von der John Hopkins University in Baltimore/Maryland (Sommersemester 1991).

Die Schelling-Professur in der Fakultät für Philosophie und Wissenschaftstheorie war im Wintersemester 1989/90 mit Prof. Elizabeth Anscombe von der University of Cambridge besetzt.

Auf Initiative von Prof. Wolfgang Frühwald wurde 1987 eine Gastdozentur für Poetik der Gegenwartsliteratur von der Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft II eingerichtet und damit eine auch außerhalb der Universität vielbeachtete Vorlesungsreihe mit bekannten deutschsprachigen Schriftstellern angeboten. Im Januar 1989 sprach der Lyriker und Erzähler Reiner Kunze in vier Vorlesungen über „Konsequenzen des Ästhetischen“ in der überfüllten Aula der Universität. Im Juli 1990 sprach der Romancier Sten Nadolny in fünf Vorträgen über „Das Erzählen und die guten Absichten“ und im November 1990 die österreichische Autorin Barbara Frischmuth in vier Vorlesungen über „Traum der Literatur – Literatur des Traums“. Für das große öffentliche Interesse an diesen Veranstaltungen spricht, daß alle genannten Vorlesungen inzwischen in renommierten Verlagen im Druck erschienen sind.

Am 25.2.1991 eröffnete der Stuttgarter Historiker Prof. Eberhard Jäckel die vom C. H. Beck Verlag gestiftete Vorlesungsreihe „Die Juden in der Europäischen Geschichte“. Im Rahmen dieser Veranstaltungsreihe, die bis Juli 1992 läuft, werden insgesamt sieben Vorträgen vor allem religiöse und politische Aspekte der jüdischen Geschichte in der Neuzeit thematisiert. Die Universität dankt dem Beck-Verlag für diese Vortragsreihe.

Dem Bestreben, die Kontakte der Universität mit den Bürgern der Stadt und der Region zu intensivieren, dient auch eine Vielzahl anderer kultureller und gesellschaftlicher Veranstaltungen. Großer Beliebtheit erfreute sich das Universitätssommerfest vom Juli 1990 mit vielen tausenden Besuchern. Ferner seien die Konzerte des von Rudolf Zöbele geleiteten Universitätschors und des Collegium Musicum am Institut für Musikwissenschaft sowie des Abaco-Orchesters, eines relativ jungen Studentenorchesters, genannt. Außerdem wählten verschiedene nichtuniversitäre Orchester die Aula der Universität zum Ort ihrer Aufführungen. Weiterhin fanden Ausstellungen der Universitätsbibliothek statt. Auch sie sind Zeichen für die enge Verbindung der Universität zum Münchner Kulturleben.

In der universitätsinternen Publizistik hat sich während des Berichtszeitraums ein Wandel vollzogen. An die Stelle der „umbits“ trat im Herbst 1989 das in Format und Aufmachung neugestaltete „Münchner Universitätsmagazin“. Mit dem optischen Wandel war auch ein neues inhaltliches Konzept verbunden, das auf eine aktivere Beteiligung der Mitglieder der Universität abzielt.

## XI.

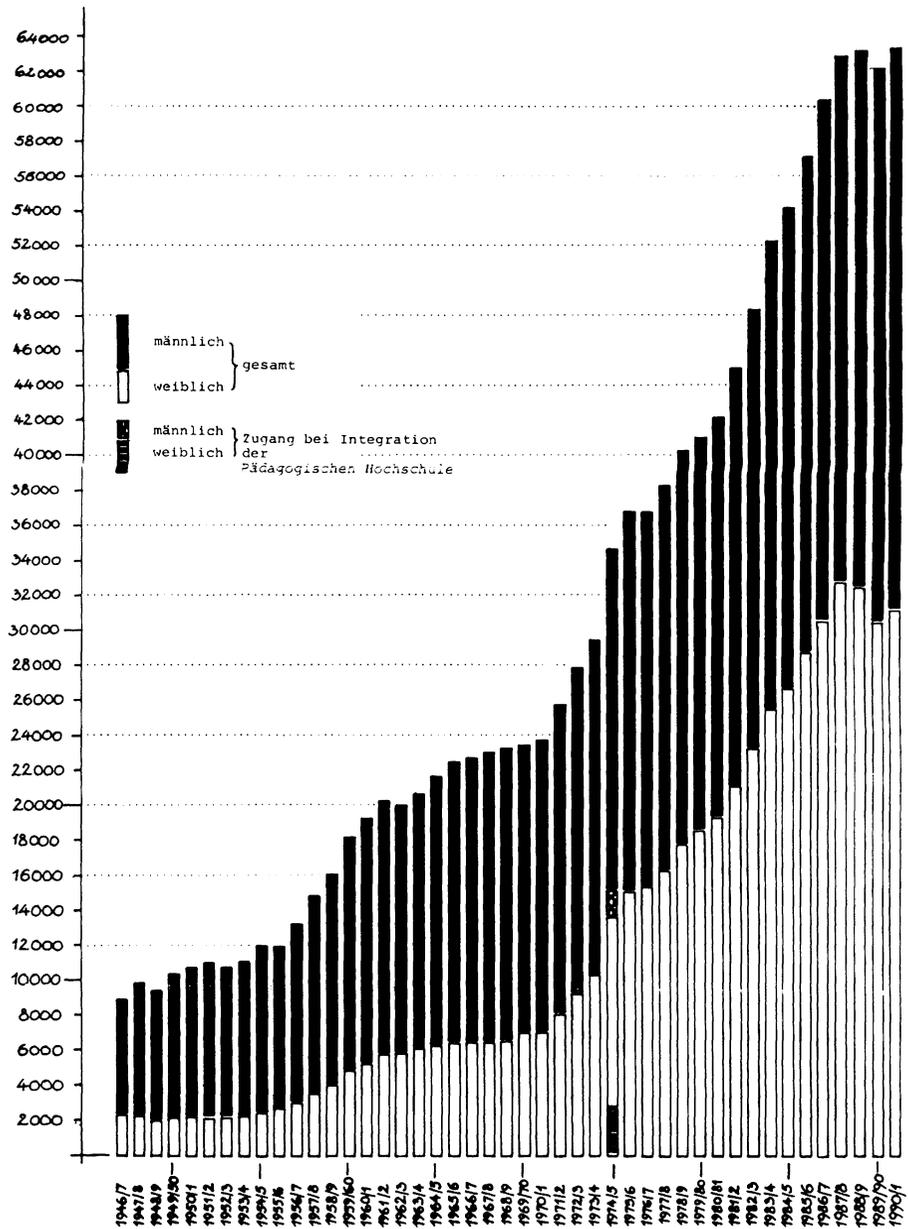
Gegenstand eines Jahresberichts sind die herausragenden Ereignisse und die wesentlichen Entwicklungen im Leben der Universität. Ihre eigentlichen Leistungen werden dabei nur höchst unvollkommen sichtbar. Sie werden in Hörsälen und Seminarräumen, Instituten und Kliniken erbracht. An dieser alltäglichen Routinearbeit sind viele beteiligt, Professoren und wissenschaftliche Mitarbeiter ebenso wie das breite Fundament des nichtwissenschaftlichen Personals, das ihre Tätigkeit erst ermöglicht.

Vor allem aber sind es die Studierenden, die eine Universität mit Leben erfüllen. Daß es gelungen ist, ihnen trotz ihrer großen Zahl eine wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Ausbildung zu vermitteln, ist der wohl bemerkenswerteste Erfolg, über den hier zu berichten ist. Es bedurfte großer Anstrengungen des Lehrkörpers, auch unter den ungünstigen Arbeitsbedingungen einer überfüllten Massenuniversität die berechtigten Erwartungen der Studierenden zu erfüllen. Diese haben sich ihrerseits mit viel Verständnis und Geduld in die unvermeidbaren Schwierigkeiten gefügt, die ein Hochschulstudium in München heute mit sich bringt. Lehrende und Lernende haben so gemeinsam dazu beigetragen, daß die Universität ihrem Ausbildungsauftrag gerecht werden konnte. *Daß dies gelegentlich auf Kosten der Forschung gehen mußte, sei nicht verschwiegen.* Hierin liegt eine ernste Sorge. Die Universität wird auch in Zukunft alle ihre Kräfte aufbieten müssen, um für die Forschung jenen Freiraum zu sichern, in dem sich eine lebendige und kreative Wissenschaft entfalten kann.

## Anlagen zum Jahresbericht 1989/1991

1. Entwicklung der Studentenzahlen (insgesamt) an der Ludwig-Maximilians-Universität München 1946/47 bis 1990/91
2. Entwicklung der Studentenzahlen im Berichtszeitraum Wintersemester 1987/88 bis Sommersemester 1991
3. Absolventenstatistik der Ludwig-Maximilians-Universität München 1980 bis 1990
4. Berufungen an die Ludwig-Maximilians-Universität München vom 1. Oktober 1988 bis 30. September 1991
5. Ernennung von Honorarprofessoren an der Ludwig-Maximilians-Universität München vom 1. Oktober 1988 bis 30. September 1991
6. Habilitationen an der Ludwig-Maximilians-Universität München vom 1. Oktober 1988 bis 30. September 1991

Entwicklungen der Studentenzahlen (insgesamt)  
 an der Ludwig-Maximilians-Universität München 1946/47 bis 1990/91  
 (Anlage 1)



Entwicklung der Studentenzahlen  
im Berichtszeitraum Wintersemester 1987/88 – Sommersemester 1991  
(Anlage 2)

Studierende insgesamt

	WS 1987/88	SS 1988	WS 1988/89	SS 1989	WS 1989/90	SS 1990	WS 1990/91	SS 1991
m	30.636	30.039	31.273	29.727	30.399	29.973	31.102	30.449
w	31.708	30.687	32.436	30.666	31.743	30.827	32.205	31.055
gesamt	62.344	60.726	63.709	60.393	62.142	60.800	63.307	61.504

Studierende im 1. Hochschulsesemester

	WS 1987/88	SS 1988	WS 1988/89	SS 1989	WS 1989/90	SS 1990	WS 1990/91	SS 1991
m	2.472	814	2.475	725	2.341	800	2.543	792
w	3.550	795	3.437	732	3.292	788	3.182	764
gesamt	6.022	1.609	5.912	1.457	5.633	1.588	5.725	1.556

Studierende im 1. Fachsemester

	WS 1987/88	SS 1988	WS 1988/89	SS 1989	WS 1989/90	SS 1990	WS 1990/91	SS 1991
m	4.441	2.075	4.301	2.120	4.283	2.213	4.608	2.410
w	5.593	1.927	5.488	2.188	5.456	2.144	5.287	2.368
gesamt	10.034	4.002	9.789	4.308	9.739	4.357	9.895	4.778

Studierende im 15. bzw. einem höheren Fachsemester

	WS 1987/88	SS 1988	WS 1988/89	SS 1989	WS 1989/90	SS 1990	WS 1990/91	SS 1991
gesamt	7.850	7.516	8.539	7.186	7.838	7.521	8.360	7.835

Quelle: DVZ-Ausdruck Referat I B 1, Studentenstatistik

**Absolventenstatistik (absolute Zahlen)**  
**der Ludwig-Maximilians-Universität München 1980 – 1990**  
**(Anlage 3)**

Studienjahre	1980	1981	1982	1983	1984	1985	1986	1987	1988	1989	1990
<b>A STAATSEXAMINA</b>											
Lehrämter:											
Gymnasien	439	479	493	456	439	346	211	229	183	191	148
Realschulen	166	131	129	170	82	85	79	53	48	37	21
Grund-/Hauptschule	397	230	58	189	202	94	172	149	149	104	126
Sonderschule	113	88	84	131	69	199	99	102	86	85	77
1. Su L e h r ä m t e r	1115	928	764	946	792	724	561	533	466	417	372
2. J u r a	428	410	427	558	503	546	604	517	637	744	749
3. M e d i z i n e n	774	809	829	986	1013	997	1172	1082	1006	969	941
= Human-/Zahn-/Vet.Medizin											
4. P h a r m a z i e u n d Lebensmittelchemie	118	163	186	143	139	151	158	160	146	147	151
Su STAATSEXAMINA	2435	2310	2206	2633	2447	2418	2495	2292	2255	2277	2213
<b>B THEOLOGISCHE AUFNAHMEPRÜFUNG (Kirchliche Prüfung)</b>											
	31	31	17	26	25	29	28	34	37	28	51
<b>C UNIVERSITÄTSABSCHLÜSSE</b>											
Diplome:											
Naturwissenschaften /1	264	304	367	355	401	421	411	415	430	544	627
Wirtschafts-/Soz.wiss./2	497	489	550	673	694	709	688	702	693	714	785
Theologie	41	62	56	48	38	32	65	55	59	63	66
5. Su D i p l o m e	802	855	973	1076	1133	1162	1164	1172	1182	1321	1478
6. M a g . A r t i u m = M A	262	410	423	565	729	681	704	833	865	1164	1212
7. P r o m o t i o n e n (grundständig /3)	57	68	100	171							
8. L i c . i u r . c a n .	1		1		2			4	1	1	4
L i c . t h e o l .	2		1	2	1	3	3	2	4	4	5
Theologischer Abschluß	3	3	2	2	4	3	2	3			1
Baccalaureat	1						3	1	1		
Mag.theol.			4					2			4
Su UNIVERSITÄTSABSCHLÜSSE	1126	1336	1504	1816	1875	1849	1878	2017	2053	2493	2704
<b>A-C Su BERUFSQUALIF. ABSCHLÜSSE</b>											
	3594	3677	3727	4475	4351	4296	4401	4343	4345	4798	4968
<b>D AUFBAUABSCHLÜSSE</b>											
Promotionen:											
Naturwissenschaften /1	133	122	131	112	166	135	186	195	189	204	233
Geisteswissenschaften/4	86	77	86	115	118	130	154	179	222	191	179
Jura/Wirtsch.-/Soz.wiss.	62	69	66	73	65	76	107	75	85	85	86
Medizinen:											
Human-/Zahn-/Vet.Medizin	606	575	627	651	735	738	901	578	703	688	743
9. Su P r o m o t i o n e n / AUFBAUABSCHLÜSSE	887	843	910	951	1084	1079	1348	1027	1199	1168	1241
<b>A-D Su ABSOLVENTEN</b>											
	4481	4520	4637	5426	5431	5375	5749	5370	5544	5961	6209
<b>E HABILITATIONEN /5</b>											
	66	55	83	77	83	64	91	88	94	85	89

Su = Gesamtzahl z.B. Jahr 1985 = WS 1984/85 + SS 1985

Alle Zahlen schließen die ausländischen Absolventen ein.

/1 Einschl. Mathematik und Forstwissenschaften.

/2 Einschl. Statistik, Psychologie, Journalistik und Diplom-Handelslehrer.

/3 Ab 1984 ist die Promotion nur noch als Aufbauabschluß möglich.

/4 Einschl. Theologie.

/5 Zahlen ohne Um- und Erweiterungshabilitationen.

Absolventenstatistik (Entwicklung in Prozent)  
(Anlage 3)

Studienjahre		1980	1981	1982	1983	1984	1985	1986	1987	1988	1989	1990
<b>A STAATSEXAMINA</b>												
	Lehrämter:											
	Gymnasien	12,2	13,1	13,2	10,2	10,1	8,1	4,8	5,3	4,2	4,0	3,0
	Realschulen	4,6	3,6	3,4	3,8	1,9	2,0	1,8	1,2	1,1	0,8	0,4
	Grund-/Hauptschule	11,1	6,3	1,6	4,2	4,6	2,2	3,9	3,4	3,4	2,2	2,5
	Sonderschule	3,1	2,4	2,3	2,9	1,6	4,6	2,2	2,3	2,0	1,8	1,5
1.	Su Lehrämter	31,0	25,4	20,5	21,1	18,2	16,9	12,7	12,3	10,7	8,7	7,5
2.	Jura	12,0	11,2	11,5	12,5	11,6	12,7	13,7	11,9	14,7	15,5	15,1
3.	Medizinen	21,5	22,1	22,2	22,0	23,3	23,2	26,6	24,9	23,2	20,2	18,9
	= Human-/Zahn-/Vet.Medizin											
4.	Pharmazie und Lebensmittelchemie	3,3	4,5	5,0	3,2	3,2	3,5	3,6	3,7	3,4	3,1	3,0
	<b>Su STAATSEXAMINA</b>	<b>67,8</b>	<b>63,2</b>	<b>59,2</b>	<b>58,8</b>	<b>56,3</b>	<b>56,3</b>	<b>56,7</b>	<b>52,8</b>	<b>51,9</b>	<b>47,5</b>	<b>44,5</b>
<b>B THEOLOGISCHE AUFNAHMEPRÜFUNG (Kirchliche Prüfung)</b>		<b>0,9</b>	<b>0,8</b>	<b>0,5</b>	<b>0,6</b>	<b>0,6</b>	<b>0,7</b>	<b>0,6</b>	<b>0,8</b>	<b>0,9</b>	<b>0,6</b>	<b>1,0</b>
<b>C UNIVERSITÄTSABSCHLÜSSE</b>												
	Diplome:											
	Naturwissenschaften/1	7,3	8,3	9,8	7,9	9,2	9,8	9,6	9,6	9,9	11,3	12,6
	Wirtschafts-/Soz.wiss./2	13,8	13,4	14,8	15,0	16,0	16,5	15,6	16,2	15,9	14,9	15,8
	Theologie	1,1	1,7	1,5	1,1	0,9	0,7	1,5	1,3	1,4	1,3	1,3
5.	Su Diplome	22,3	23,4	26,1	24,0	26,2	27,0	26,4	27,0	27,2	27,5	29,8
6.	Mag. Artium = MA	7,3	10,7	11,5	12,6	16,8	15,9	16,0	19,2	19,9	24,3	24,4
7.	Promotionen (grundständig/3)	1,6	1,9	2,7	3,8	16,8	15,9					
8.	Lic.iur.can.	0,03		0,03		0,05			0,09	0,02	0,02	0,08
	Lic.theol.	0,06		0,03	0,04	0,02	0,07	0,07	0,05	0,09	0,08	0,10
	Theologischer Abschluß	0,08	0,08	0,05	0,04	0,09	0,07	0,05	0,07			
	Baccalaureat	0,03						0,07	0,02	0,02	0,00	0,00
	Mag.theol.			0,11					0,05			
	<b>Su UNIVERSITÄTSABSCHLÜSSE</b>	<b>31,3</b>	<b>36,3</b>	<b>40,4</b>	<b>40,6</b>	<b>43,1</b>	<b>43,0</b>	<b>42,7</b>	<b>46,4</b>	<b>47,2</b>	<b>52,0</b>	<b>54,4</b>
A-C	Su BERUFSQUALIF. ABSCHLÜSSE	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100
<b>D AUFBAUABSCHLÜSSE</b>												
	Promotionen:											
	Naturwissenschaften /1	15,0	14,5	14,4	11,8	15,3	12,5	13,8	19,0	15,8	17,5	18,8
	Geisteswissenschaften/4	9,7	9,1	9,5	12,1	10,9	12,0	11,4	17,4	18,5	16,4	14,4
	Jura/Wirtsch.-/Soz.wiss.	7,0	8,2	7,3	7,7	6,0	7,0	7,9	7,3	7,1	7,3	6,9
	Medizinen:											
	Human-/Zahn-/Vet.Medizin	68,3	68,2	68,9	68,5	67,8	68,4	66,8	56,3	58,6	58,9	59,9
9.	Su Promotionen / AUFBAUABSCHLÜSSE	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100	100

z.B. 1985 = WS 1984/85 + SS 1985

Quelle: Universitätsabschlüsse: eigene Erhebungen; Staatsexamina: Mitteilungen der Staatlichen Prüfungsämter; Lehrämter: Statistische Berichte des Bayerischen Landesamtes für Statistik und Datenverarbeitung, Reihe B III 3-1, Tabelle 2 a.

Habilitationen an der  
Ludwig-Maximilians-Universität München 1985 – 1989  
(Anlage 3)

(ohne Erweiterungs- und Umhabilitationen)

Fakultät	Jahr	1985i	./w	1986i	./w	1987i	./w	1988i	./w	1989i	./w	1990i	./w
Kathol. Theol.		2		1		1		1					
Evang. Theol.				2		1				2			
S "Theologien"		2		3		2		1		2			
% an gesamt		3,1%		3,3%		2,3%		1,1%		2,3%			
Juristische F.		1		3	1	1		4	1	2		2	
% an gesamt		1,6%		3,3%	1,1%	1,1%		4,5%	1,1%	2,3%		2,2%	
Betriebswirt.				1		1		1				1	
Volkswirt.				2						1			
Forstwiss.		1		2		1		1				3	
S "Wirtschaft"		1		5		2		2		1		4	
% an gesamt		1,6%		5,5%		2,3%		2,2%		1,1%		4,5%	
Medizin		31	1	40	3	40	1	42	4	39	6	45	5
Tiermedizin		4		2		5	1	4		5	1	4	
S "Medizinen"		35	1	42	3	45	2	46	4	44	7	49	5
% an gesamt		54,7%		46,2%		51,1%		49,5%		47,3%		55,1%	
Gesch./Kunst		2		4	1	3		1		4			
Philosophie		2		1		2		1		3		1	
Psych.-/Pädag.		1	1	3	1	8	3	7		2		5	1
Altertumswiss.				7		4		2		1		4	1
Literatur I		2		1		1		2		2	2	1	1
Literatur II		2		1		2		4		6	3	1	
Sozialwiss.		1		4	1	2	1	1	1	1		4	1
S "Phil.Fächer"		10	1	21	3	22	4	18	1	19	5	16	4
% an gesamt		15,6%		23,1%		25 %		19,4%		22,4		18 %	
Mathematik		7	1	1		3		3	1				
Physik		1		4		4		5		3		5	
Chemie				2		4	1	5		6		4	
Biologie		6	1	6		3	1	7	3	6	1	8	1
Geowissensch.		1		4		2		3		2		1	
S "Naturwiss."		15	2	17		16	2	23	4	17	1	18	1
% an gesamt		23,4%		18,7%		18,2 %		24,5%		20,0%		20,2%	
Summe (S) UniM		64	4	91	7	88	8	94	10	85	13	89	10
			6,2%		7,7%		9,1%		10,8%		14,9%		11,2%
Bayern		164	10	210	10	204	12	218	19	204	22	226	22
LMU- % an By		39%	40%	43,3%	70%	43,1%	66,7%	43,1%	52,6%	41,7%	59%	39,4%	45,5%
BRD		977	69			1033	80	1050	91	1079	99		
LMU- % an BRD		6,6%	5,8%			8,5%	10%	9,0%	11%	7,9%	13,1%		

. = Daten des Stat. Bundesamtes liegen nicht vor.

./w = davon

i = insgesamt

w = weiblich

Promotionen an der  
Ludwig-Maximilians-Universität München 1976 – 1990  
(Anlage 3)

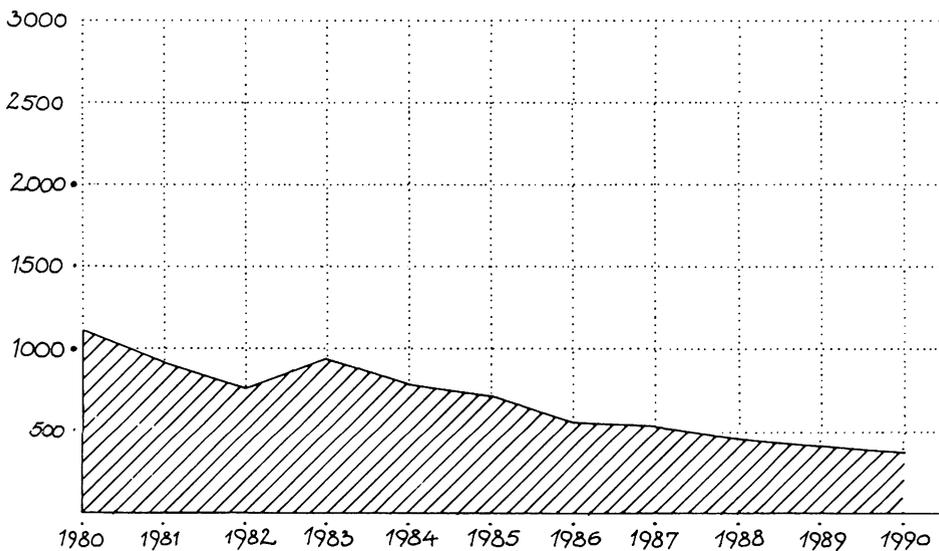
Jahr	Dr. theol.	Dr. iur. can.	Dr. iur.	Dr. rer. pol.	Dr. oec. publ.	Dr. rer. silv.	Dr. med.	Dr. rer. biol. hum.	Dr. med. dent.	Dr. med. vet.	Dr. phil.	Dr. rer. nat.	SUMME
1976	20	2	32	41		12	362		78	82	154	133	916
1977	12		37	42		8	328		69	84	183	127	890
1978	15	2	34	34		2	318		84	93	169	154	905
1979	11	1	33	43		5	387		60	103	143	111	897
1980	7		30	32		3	433		62	111	136	130	944
1981	9		36	33		4	407		62	106	136	118	911
1982	11		42	24		13	458		64	105	175	118	1010
1983	16		37	36		6	434		78	139	270	106	1122
1984	6	1	48	28		10	509	3	68	158	111	155	1097
1985	17		43	33		7	501	18	63	156	113	128	1079
1986	13	1	60	5	42	9	635	4	90	172	140	177	1348
1987	18	1	46	2	27	9	353	9	50	166	160	186	1027
1988	7		52	5	28	13	436	7	64	196	215	176	1199
1989	17		51	2	32	20	430	10	74	174	174	184	1168
1990	12	1	56		30	6	467	17	71	188	166	227	1241

Aufteilung nach Geschlechtern 1986 – 1990

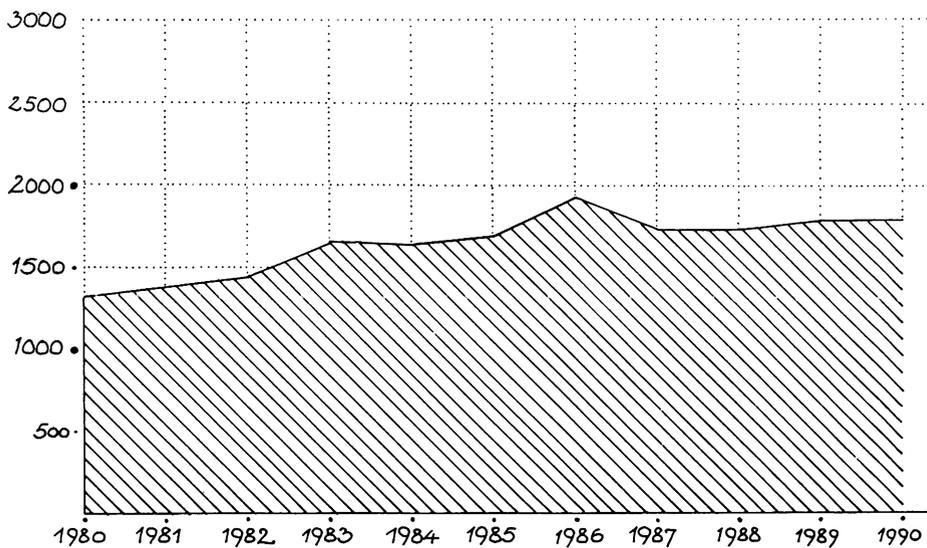
Titel	Jahr			1986			1987			1988			1989			1990		
	m	w	ges.															
Dr. theol.	12	1	13	15	3	18	6	1	7	15	2	17	10	2	12			
Dr. iur. can.	1		1	1		1			0			0	1		1			
Dr. jur.	52	8	60	31	15	46	44	8	52	40	11	51	51	5	56			
Dr. rer. pol.	39	8	47	22	6	28	28	3	31	2		2	2		2			
Dr. oec. publ.			0		1	1		2	2		30	2	32	22	6	28		
Dr. rer. silv.	7	2	9	9		9	10	3	13	12	8	20	6		6			
Dr. med.	395	240	635	221	132	353	269	167	436	264	166	430	278	189	467			
Dr. rer. biol. hum.	3	1	4	4	5	9	2	5	7	5	5	10	11	6	17			
Dr. med. dent.	57	33	90	34	16	50	46	18	64	53	21	74	52	19	71			
Dr. med. vet.	109	63	172	103	63	166	115	81	196	90	84	174	85	103	188			
Dr. phil.	80	60	140	102	58	160	118	97	215	89	85	174	87	79	166			
Dr. rer. nat.	139	38	177	144	42	186	132	44	176	134	50	184	170	57	227			
Summen	894	454	1348	686	341	1027	772	427	1199	734	434	1168	775	466	1241			
♀-Anteile	66,3	33,7	100	66,8	33,2	100	64,4	35,6	100	62,8	37,2	100	62,4	37,6	100			

Erfolgreich abgelegte Prüfungen  
an der Ludwig-Maximilians-Universität München 1980 – 1990  
(Anlage 3)

Staatsexamina: Lehramt (insgesamt)

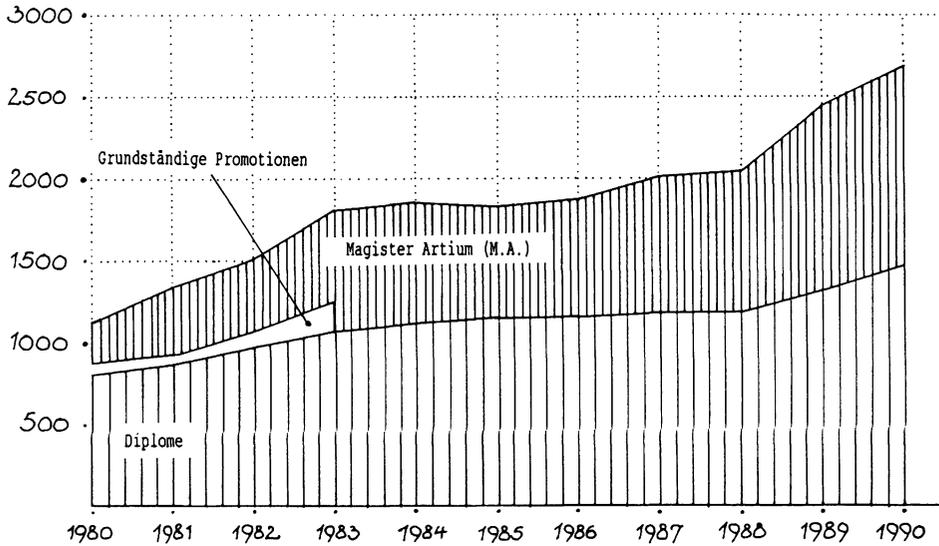


Staatsexamina: Jura, Medizin, Tiermedizin, Pharmazie, Lebensmittelchemie



Erfolgreich abgelegte Prüfungen  
an der Ludwig-Maximilians-Universität München 1980 – 1990  
(Anlage 3)

Universitätsexamina: Diplome, Magister Artium (M. A.)  
(bis 1983 incl. grundständige Promotionen)



**Berufungen an die Ludwig-Maximilians-Universität München  
vom 1. Oktober 1988 bis 30. September 1991  
(Anlage 4)**

*Katholisch-Theologische Fakultät*

Univ. Prof. Dr. Reinhard *Hübner*, C4-Professor für Kirchengeschichte des Altertums und Patrologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Peter Stockmeier); Habilitation am 11.12.1976 an Kath. Univ. Eichstätt; von Universität Eichstätt berufen zum 1.5.1990

*Evangelisch-Theologische Fakultät*

Univ. Prof. Dr. Jan Cilliers *Breytenbach*, C2-Professor für Neues Testament unter Berücksichtigung der hellenistischen Umwelt (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Ulrich Köpf); Habilitation am 27.1.1986 an Univ. München; von Univ. of South Africa, Pretoria, berufen zum 18.10.1988

Univ. Prof. Dr. Jan *Robls*, C2-Professor für Systematische Theologie mit besonderer Berücksichtigung der Theologiegeschichte (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Gunther Wenz); Habilitation am 10.2.1982 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1.11.1988

Univ. Prof. Dr. Michael von *Brück*, C4-Professor für Missions- und Religionswissenschaft (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Horst Bürkle); Habilitation Januar 1982 an der Univ. Rostock; von Univ. Regensburg berufen zum 3.6.1991

*Juristische Fakultät*

Univ. Prof. Dr. Bernd *Schünemann*, C4-Professor für Strafrecht, Strafprozeßrecht und Rechtsphilosophie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Arthur Kaufmann); Habilitation am 27.2.1975 an Univ. München; von Univ. Freiburg berufen zum 1.10.1990

*Fakultät für Betriebswirtschaft*

Univ. Prof. Dr. Hans-Ulrich *Küpper*, C4-Professor für Betriebswirtschaftslehre mit Schwerpunkt Industrielle Produktionswirtschaft (Neubesetzung); Habilitation am 24.1.1977 an Univ. Tübingen; von Univ. Frankfurt berufen zum 15.4.1990

*Volkswirtschaftliche Fakultät*

Univ. Prof. Dr. Klaus F. *Zimmermann*, C4-Professor für Volkswirtschaftslehre insbesondere Wirtschaftstheorie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Frank Münnich); Habilitation am 16.7.1987 an Univ. Mannheim; von Univ. Mannheim berufen zum 15.5.1989

Univ. Prof. Dr. Karlhans *Sauernheimer*, C4-Professor für Volkswirtschaftslehre unter besonderer Berücksichtigung der internationalen Wirtschaftsbeziehungen (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Franz Gehrels); Habilitation am 21.5.1980 an Univ. Mainz; von Univ.-Gesamthochschule Essen berufen zum 1.4.1991

#### *Forstwissenschaftliche Fakultät*

Univ. Prof. Dr. *Eckhard Kennel*, C3-Professor für Forsteinrichtung (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Jürgen Huss); ohne Habilitation; von Bayerischer Forstlicher Versuchsanstalt berufen zum 1.3.1989

Univ. Prof. Dr. *Peter Fabian*, C4-Professor für Bioklimatologie und Angewandte Meteorologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Albert Baumgartner); Habilitation am 23.4.1982 an Univ. Göttingen; von MPI für Aeronomie Lindau/ Univ. Göttingen berufen zum 28.4.1989

Univ. Prof. Dr. *Karl-Reinhard Volz*, C4-Professor für Forstpolitik und Forstgeschichte (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Richard Plochmann); Habilitation am 17.1.1990 Univ. München; von Forstdirektion Stuttgart berufen zum 1.9.1990

#### *Medizinische Fakultät*

Univ. Prof. Dr. *Thomas Genz*, C2-Professor für Gynäkologie und Geburtshilfe (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Harald Mickan); Habilitation am 19.12.1985 an FU Berlin; von FU Berlin berufen zum 1.10.1988

Univ. Prof. Dr. *Hans-Christoph Lauer*, C3-Professor für Zahnärztliche Prothetik (Neubesetzung); Habilitation am 16.7.1986 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1.10.1988

Univ. Prof. Dr. *Michael Gokel*, C3-Professor für Spezielle Pathologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Udo Löhrs); Habilitation 1.2.1979 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1.11.1988

Univ. Prof. Dr. *Manfred Stauber*, C3-Professor für Gynäkologie und Geburtshilfe (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Kurt Holzmann); Habilitation am 24.11.1977 an FU Berlin; von FU Berlin berufen zum 1.11.1988

Univ. Prof. Dr. *Michael Landthaler*, C3-Professor für Dermatologie und Venerologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Christian Schmoeckel); Habilitation am 15.2.1984 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1.11.1988

Univ. Prof. Dr. *Stefan Müller-Lissner*, C2-Professor für Gastroenterologische Endoskopie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Walter Londong); Habilitation am 18.7.1984 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 8.11.1988

- Univ. Prof. Dr. Axel *Gebrke*, C2-Professor für Physikalische Medizin (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Rudolf Becker-Casademont); Habilitation am 18.2.1987 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1.2.1989
- Univ. Prof. Dr. Friedrich W. *Schildberg*, C4-Professor für Chirurgie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Georg Heberer); Habilitation am 29.11.1972 an Univ. Köln; von Med. Univ. Lübeck berufen zum 1.3.1989
- Univ. Prof. Dr. Alfons *Hofstetter*, C4-Professor für Urologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Egbert Schmiedt); Habilitation am 15.5.1972 an Univ. München; von Med. Univ. Lübeck berufen zum 1.4.1989
- Univ. Prof. Dr. Reinhard *Putz*, C4-Professor für Anatomie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Anselm Frick); Habilitation am 22.10.1979 an Univ. Innsbruck; von Univ. Freiburg berufen zum 1.4.1989
- Univ. Prof. Dr. Dietrich *Seidel*, C4-Professor für Klinische Chemie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Maximilian Knedel); Habilitation 1971 Univ. Heidelberg; von Univ. Göttingen berufen zum 1.4.1989
- Univ. Prof. Dr. Christiane *Keller-Lange*, C3-Professorin für Innere Medizin (Neubesetzung); Habilitation am 3.12.1980 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1.5.1989
- Univ. Prof. Dr. Gregor *Laakmann*, C3-Professor für Psychiatrie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Eckart Rüther); Habilitation am 5.11.1986 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1.5.1989
- Univ. Prof. Dr. Olaf *Thetter*, C3-Professor für Chirurgie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Uwe Brückner); Habilitation am 13.5.1987 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1.7.1989
- Univ. Prof. Dr. Klaus *Riedel*, C3-Professor für Augenheilkunde (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Lorenz Neubauer); Habilitation am 26.6.1985 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 11.8.1989
- Univ. Prof. Dr. Michael *Horster*, C3-Professor für Physiologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Jürgen Schnermann); Habilitation am 5.7.1973 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1.9.1989
- Univ. Prof. Dr. Wolfgang *Eisenmenger*, C4-Professor für Rechtsmedizin (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Wolfgang Spann); Habilitation am 25.7.1977 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1.10.1989
- Univ. Prof. Dr. Frank-Wolfgang *Hagena*, C3-Professor für Orthopädie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Carl J. Wirth); Habilitation am 17.7.1985 an Univ. München; von Univ. München/Staatl. Orthopädischer Klinik berufen zum 1.10.1989

- Univ. Prof. Dr. Michael *Meurer*, C3-Professor für Dermatologie und Venerologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Günter Burg); Habilitation am 11. 6. 1986 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. 10. 1989
- Univ. Prof. Dr. Peter *Eyer*, C3-Professor für Pharmakologie und Toxikologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Wolfgang Felix); Habilitation am 14. 1. 1976 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. 11. 1989
- Univ. Prof. Dr. Wolfgang *Siess*, C3-Professor für Pathobiochemie/Pathophysiologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Wilhelm Schimmler); Habilitation am 16. 7. 1986 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. 1. 1990
- Univ. Prof. Dr. Bruno *Reichart*, C4-Professor für Herzchirurgie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Werner Klinner); Habilitation am 24. 1. 1978 an Univ. München; berufen von Univ. Kapstadt/Südafrika zum 2. 1. 1990
- Univ. Prof. Dr. Peter C. *Scriba*, C4-Professor für Innere Medizin (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Eberhard Buchborn); Habilitation am 18. 1. 1976 an Univ. München; von Univ. Lübeck berufen zum 1. 3. 1990
- Univ. Prof. Dr. Franz Xaver *Beck*, C3-Professor für Physiologie (Fiebiger-Programm, Neubesetzung); Habilitation am 6. 11. 1985 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. 3. 1990
- Univ. Prof. Dr. Heiko *Denecke*, C3-Professor für Chirurgie mit dem Schwerpunkt Lebertransplantation und dem Teilgebiet Gefäßchirurgie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Reinhard Teichmann); Habilitation am 21. 12. 1979 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. 3. 1990
- Univ. Prof. Dr. Thomas *Löscher*, C3-Professor für Infektions- und Tropenmedizin (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Klaus-Dieter Eichenlaub); Habilitation am 6. 12. 1989 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 2. 4. 1990
- Univ. Prof. Dr. Reinhard *Hohlfeld*, C3-Professor für Neurologie (Neubesetzung); Habilitation am 11. 12. 1986 an Univ. Düsseldorf; von Univ. Düsseldorf berufen zum 25. 4. 1990
- Univ. Prof. Dr. Ingolf *Joppich*, C4-Professor für Kinderchirurgie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Waldemar Chr. Hecker); Habilitation am 19. 7. 1971 an Univ. München; von Univ. Heidelberg berufen zum 1. 5. 1990
- Univ. Prof. Dr. Dietrich *Reinhardt*, C4-Professor für Pädiatrie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Heinz Spiess); Habilitation am 12. 2. 1976 an Ruhr-Univ. Essen; von Univ. Düsseldorf berufen zum 1. 5. 1990
- Univ. Prof. Dr. Dieter *Pongratz*, C3-Professor für Innere Medizin (Neubesetzung); Habilitation am 10. 11. 1976 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 28. 5. 1990

- Univ. Prof. Dr. Manfred *Ackenheil*, C3-Professor für Neurochemie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Norbert Matussek); Habilitation am 20.2.1980 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 30.5.1990
- Univ. Prof. Dr. Karl *Mantel*, C3-Professor für Anaesthesiologie, Kinderchirurgische Intensivtherapie und Trachaeo-Bronchologie des Kindesalters (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Klaus Devens); Habilitation am 10.11.1982 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1.6.1990
- Univ. Prof. Dr. Elmar *Siess*, C3-Professor für Experimentelle Innere Medizin (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Rüdiger Hehlmann); Habilitation am 2.6.1976 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1.6.1990
- Univ. Prof. Dr. Hans-Peter *Schwarz*, C3-Professor für Kinderheilkunde (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Knorr); Habilitation am 28.5.1985 an Univ. Bonn; von Medical College of Wisconsin/USA berufen zum 1.7.1990
- Univ. Prof. Dr. Albrecht *Kellerer*, C4-Professor für Strahlenbiologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Eugen Hug); keine Habilitation; von Univ. Würzburg berufen zum 1.8.1990
- Univ. Prof. Dr. Antar *Walli*, C3-Professor für Klinische Chemie und Pathobiologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Klaus Remberger); Habilitation am 26.11.1984 an Univ. Göttingen; von Univ. Göttingen berufen zum 1.8.1990
- Univ. Prof. Dr. Konrad *Meßmer*, C4-Professor für Experimentelle Chirurgie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Walter Brendel); Habilitation am 12.3.1969 an Univ. München; von Univ. Heidelberg berufen zum 1.9.1990
- Univ. Prof. Dr. Hubertus von *Voß*, C4-Professor für Sozialpädiatrie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Theodor Hellbrügge); Habilitation am 6.7.1978 an Univ. Düsseldorf; von Univ. Düsseldorf berufen zum 1.10.1990
- Univ. Prof. Dr. Wolfgang *Gernet*, C4-Professor für Zahnärztliche Prothetik (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Ewald Kraft); Habilitation am 13.2.1980 an Univ. Freiburg/Br.; von Univ. Regensburg berufen zum 1.11.1990
- Univ. Prof. Dr. Wolfgang *Oertel*, C3-Professor für Neurologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Dieter Schmidt); Habilitation am 3.12.1986 an Technische Univ. München; von Technische Univ. München berufen zum 27.11.1990
- Univ. Prof. Dr. Manfred *Schliwa*, C4-Professor für Zellbiologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Fritz Miller); Habilitation 1980 an Univ. Frankfurt/M.; von University of California, Berkeley, berufen zum 15.12.1990
- Univ. Prof. Dr. Hanns-Jürgen *Reulen*, C4-Professor für Neurochirurgie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Frank Marguth); Habilitation am 12.7.1967/Erweiterung am 11.4.1972 an Univ. Mainz; von Univ. Bern berufen zum 1.2.1991

Univ. Prof. Dr. Udo *Löhrs*, C4-Professor für Allgemeine Pathologie und Pathologische Anatomie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Max Eder); Habilitation am 1.3.1973 an Univ. München; berufen von Medizinische Universität Lübeck zum 1.3.1991

Univ. Prof. Dr. Gerhard *Steinbeck*, C3-Professor für Innere Medizin (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Bernhard F. Schüssler); Habilitation am 25.2.1981 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1.4.1991

Univ. Prof. Dr. Gunther *Thoenes*, C3-Professor für Klinische Immunologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Klaus von Werder); Habilitation am 28.11.1973 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 4.6.1991

Univ. Prof. Dr. Tilman *Sauerbruch*, C3-Professor für Innere Medizin (Neubesetzung); Habilitation am 11.1.1984 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 5.7.1991

Univ. Prof. Dr. Rudolf *Engel*, C3-Professor für Psychophysiologie und Neurophysiologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Johann Kugler); Habilitation am 13.2.1984 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 23.7.1991

Univ. Prof. Dr. Franz *Müller-Spahn*, C3-Professor für Psychiatrie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Gregor Laakmann); Habilitation am 15.6.1988 an Univ. München; von Univ. Göttingen berufen zum 1.9.1991

Univ. Prof. Dr. Marianne *Jochum*, C3-Professorin für Pathobiologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Werner Müller-Esterl); Habilitation am 24.8.1988 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1.10.1991

Univ. Prof. Dr. Thomas *Genz*, C3-Professor für Gynäkologie und Geburtshilfe (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Jörg Baltzer); Habilitation am 19.12.1985 an FU Berlin; von Univ. München berufen zum 18.10.1991

### *Tierärztliche Fakultät*

Univ. Prof. Dr. Ulrike *Matis*, C4-Professorin für Allgemeine Chirurgie und Spezielle Chirurgie einschließlich Augenkrankheiten (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Horst Schebitz); Habilitation am 12.1.1981 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1.1.1989

Univ. Prof. Dr. Andreas *Stolle*, C4-Professor für Hygiene und Technologie der Lebensmittel tierischer Ursprungs (Nachfolge Prof. Dr. Ludwig Kotter); Habilitation am 7.5.1986 an FU Berlin; von FU Berlin berufen zum 15.10.1989

Univ. Prof. Dr. agr. Martin *Förster*, C3-Professor für Experimentelle Genetik und Pathogenetik in der Tierzucht (Fiebigger-Programm, Neubesetzung); Habilitation am 30.5.1984 an Technische Univ. München; von Techn. Univ. München berufen zum 1.1.1989

Univ. Prof. Dr. Roberto *Köstlin*, C3-Professor für Chirurgie und Ophthalmologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Ulrike Matis); Habilitation am 14.01.1986 an Univ. München; berufen von Tierärztliche Hochschule Hannover zum 5.6.1990

Univ. Prof. Dr. Oskar-Rüger *Kaaden*, C4-Professor für Mikrobiologie und Seuchenlehre (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Anton Mayr); Habilitation 1975 an Univ. Giessen; berufen von Tierärztliche Hochschule Hannover zum 1.10.1990

#### *Philosophische Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften*

Univ. Prof. Dr. Jens Malte *Fischer*, C3-Professor für Theaterwissenschaft (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Dieter Borchmeyer); Habilitation am 15.11.1978 an Univ. GHS Siegen; von Univ. GHS Siegen berufen zum 1.3.1989

Univ. Prof. Dr. Wolfram *Siemann*, C3-Professor für Neuere Geschichte (Fiebiger-Programm, Neubesetzung); Habilitation am 23.11.1983 an Univ. Tübingen; von Univ. Tübingen berufen zum 1.5.1989

Univ. Prof. Dr. Walter *Ziegler*, C4-Professor für Bayerische Landesgeschichte (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Andreas Kraus); Habilitation am 15.12.1976 an Univ. Regensburg; von Univ. Würzburg berufen zum 2.10.1989

Univ. Prof. Dr. Hans-Rainer Friedrich *Crone*, C3-Professor für Kunstgeschichte (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Friedrich Piel); von Columbia University New York berufen zum 31.5.1991

Univ. Prof. Dr. Bernhard *Schütz*, C3-Professor für Kunstgeschichte (Neubesetzung); Habilitation am 22.2.1978 an Univ. Kiel; von Univ. München berufen zum 1.11.1991

#### *Fakultät für Philosophie, Wissenschaftstheorie und Statistik*

Univ. Prof. Dr. Ludwig *Fahrmeir*, C4-Professor für Statistik und ihre Anwendung in Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Oskar Anderson); Habilitation Januar 1977 an Techn. Univ. München; von Univ. Regensburg berufen zum 1.4.1991

Univ. Prof. Dr. Helge *Toutenburg*, C3-Professor für Statistik (Fiebiger-Programm, Neubesetzung); Habilitation am 8.2.1989 an Univ. Dortmund; von Univ. Regensburg berufen zum 9.4.1991

#### *Fakultät für Psychologie und Pädagogik*

Univ. Prof. Dr. Reiner *Schandry*, C2-Professor für Physiologische Psychologie (Neubesetzung); Habilitation am 20.1.1986 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1.11.1988

Univ. Prof. Dr. Heinrich *Keupp*, C2-Professor für Sozialpsychologie (Neubesetzung); Habilitation am 9.7.1976 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 21.3.1989

Univ. Prof. Dr. Wolfgang *Prinz*, C4-Professor für Psychologie und Philosophie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Kurt Müller); keine Habilitation; von Univ. Bielefeld berufen zum 1. 4. 1990

Univ. Prof. Dr. Paul *Helbig*, C3-Professor für Grundschuldidaktik (Neubesetzung); Habilitation am 25. 2. 1987 an Univ. Regensburg; von Univ. München berufen zum 1. 5. 1990

Univ. Prof. Dr. Heinz *Mandl*, C4-Professor für Empirische Pädagogik und Pädagogische Psychologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Hans Schiefele); keine Habilitation; von Univ. Tübingen berufen zum 20. 7. 1990

Univ. Prof. Dr. Wolfgang *Marx*, C3-Professor für Kognitionspsychologie (Neubesetzung); Habilitation am 19. 3. 1979 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1. 7. 1991

#### *Philosophische Fakultät für Altertumskunde und Kulturwissenschaften*

Univ. Prof. Dr. Hans Peter *Laubscher*, C3-Professor für Klassische Archäologie (Neubesetzung); Habilitation am 11. 7. 1972 an Univ. Hamburg; von Univ. Hamburg berufen zum 1. 4. 1989

Univ. Prof. Dr. Volker *Bierbrauer*, C4-Professor für Vor- und Frühgeschichte (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Georg Kossack); Habilitation am 11. 2. 1977 an Univ. München; von Univ. Bonn berufen zum 1. 3. 1990

Univ. Prof. Dr. Ingrid *Schellbach-Kopra*, C4-Professorin für Finnougristik (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Gerhard Ganschow); keine Habilitation; von Univ. Helsinki berufen zum 1. 4. 1990

Univ. Prof. Dr. Johannes *Laube*, C3-Professor für Japanologie mit Schwerpunkt Religion und Philosophie des modernen Japan (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Käte Finsterbusch); Habilitation am 14. 1. 1981 an Univ. Marburg; von Univ. München berufen zum 1. 5. 1990

Univ. Prof. Barend Jan *Terwiel*, Ph. D., C3-Professor für Völkerkunde (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Ladislaus Vajda); von Australian National University Canberra berufen zum 3. 4. 1991

#### *Philosophische Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft I*

Univ. Prof. Dr. Niklas *Holzberg*, C3-Professor für Klassische Philologie mit Schwerpunkt Latein (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Siegm. Döpp); Habilitation am 23. 7. 1979 an Univ. Erlangen-Nürnberg; von Univ. München berufen zum 1. 11. 1988

Univ. Prof. Dr. Edgar *Radtke*, C3-Professor für Romanische Philologie (Sprachwissenschaft) (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Ulrich Wandruszka); Habilitation am 16. 7. 1987 an Univ. Mainz; von Univ. Mainz berufen zum 1. 4. 1989

Univ. Prof. Dr. Andreas *Kablitz*, C4-Professor für Italienische Philologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Alfred Noyer-Weidner); Habilitation am 21. 7. 1987 an FU Berlin; von Univ. Tübingen berufen zum 15. 4. 1990

Univ. Prof. Dr. Dieter *Ingenschay*, C3-Professor für Romanische Philologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Gerhard Regn); Habilitation am 24.6.1987 an Ruhr-Universität Bochum; von Ruhr-Univ. Bochum berufen zum 1.9.1990

Univ. Prof. Dr. Joachim *Gruber*, C3-Professor für Klassische Philologie (vorzugsweise Latein) (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Nikolaus Holzberg; Habilitation am 10.7.1974 an Univ. Erlangen/Nürnberg; von Univ. Erlangen-Nürnberg berufen zum 1.12.1990

Univ. Prof. Dr. Michael *Rössner*, C3-Professor für Romanische Philologie (Neubesetzung); Habilitation am 9.4.1987 an Univ. Wien; von Univ. Wien berufen zum 1.10.1991

### *Philosophische Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft II*

Univ. Prof. Dr. Peter *Lutzeier*, C3-Professor für Germanistische Linguistik (Fiebiger-Programm, Neubesetzung); Habilitation am 10.12.1980 an FU Berlin; von FU Berlin berufen zum 21.7.1989

Univ. Prof. Dr. Franz *Guentbner*, C4-Professor für Informationswissenschaftliche Sprach- und Literaturforschung (Neubesetzung); Habilitation am 12.1.1977 an Univ. Tübingen; von Univ. Tübingen berufen zum 1.1.1990

Univ. Prof. Dr. Karl *Eibl*, C4-Professor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Wolfgang Martens); keine Habilitation; von Univ. Trier berufen zum 1.4.1990

Univ. Prof. Dr. Dieter *Lamping*, C3-Professor für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft (Fiebiger-Programm, Neubesetzung); Habilitation am 10.12.1986 an Univ. GHS Wuppertal; von Univ. GHS Wuppertal berufen zum 1.4.1990

Univ. Prof. Dr. Angelika *Redder*, C3-Professorin für Deutsch als Fremdsprache (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Erwin Scharrer); Habilitation am 3.5.1989 an Univ. Münster; von Univ. Hannover berufen zum 3.5.1990

Univ. Prof. Dr. Jan-Dirk *Müller*, C4-Professor für Deutsche Sprache und Literatur des Mittelalters (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Herbert Kolb); Habilitation am 12.2.1976 an Univ. Heidelberg; von Univ. Hamburg berufen zum 1.4.1991

### *Sozialwissenschaftliche Fakultät*

Univ. Prof. Dr. Margarete *Mommsen*, C4-Professorin für Politische Wissenschaft II unter besonderer Berücksichtigung der Politik der Sowjetunion und der Sozialistischen Staaten Osteuropas (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Hans Maier); Habilitation am 12.6.1985 an Univ. Bochum; von Univ. der Bundeswehr Hamburg berufen zum 11.1.1990

## *Fakultät für Mathematik*

Univ. Prof. Dr. Detlef *Dürr*, C3-Professor für Mathematische Stochastik (Fiebiger-Programm, Neubesetzung); Habilitation am 22.6.1983 an Univ. Bochum; von Univ. Bochum berufen zum 1.3.1989

Univ. Prof. Dr. Heinz-Gerd *Hegering*, C4-Professor für Informatik (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Gerhard Seegmüller); keine Habilitation; von Technische Univ. München berufen zum 14.3.1989

Univ. Prof. Dr. Hans-Dieter *Donder*, C3-Professor für Mathematische Logik (Fiebiger-Programm, Neubesetzung); Habilitation am 12.2.1986 an FU Berlin; von FU Berlin berufen zum 1.10.1989

Univ. Prof. Dr. Hans-Peter *Kriegel*, C4-Professor für Informatik (Neubesetzung); Habilitation am 8.12.1962 an Univ. Dortmund; von Univ. Bremen berufen zum 25.4.1991

## *Fakultät für Physik*

Univ. Prof. Dr. Reinhard *Rückl*, C3-Professor für Mathematische Physik (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Reinhold Rückl); Habilitation am 27.6.1984 an Univ. München; berufen von Deutsches Elektronen Synchrotron –DESY– Hamburg zum 1.1.1989

Univ. Prof. Dr. Reinhard *Lipowsky*, C3-Professor für Theoretische Physik (Fiebiger-Programm, Neubesetzung); Habilitation am 22.7.1987 an Univ. München; von Kernforschungsanlage Jülich berufen zum 1.1.1989

Univ. Prof. Dr. Richard *Wallenstein*, C3-Professor für Quantenoptik (Fiebiger-Programm, Neubesetzung); Habilitation am 6.12.1977 an Univ. Bielefeld; von Laserzentrum Hannover berufen zum 1.7.1989

Univ. Prof. Dr. Jörg-Peter *Kotthaus*, C4-Professor für Experimentelle Halbleiterphysik (Neubesetzung); Habilitation am 26.1.1978 an Techn. Univ. München; von Univ. Hamburg berufen zum 1.8.1989

Univ. Prof. Dr. Julius *Wess*, C4-Professor für Theoretische Physik (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Helmut Salecker); Habilitation Februar 1965 an Univ. Wien; von Univ. Karlsruhe berufen zum 26.6.1990

Univ. Prof. Dr. Wolfgang *Zinth*, C4-Professor für Medizinische Optik (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Wilhelm Waidelich); Habilitation am 10.7.1985 an Techn. Univ. München; von Technische Univ. München berufen zum 1.6.1991

### *Fakultät für Chemie und Pharmazie*

Univ. Prof. Dr. Christoph *Bräuchle*, C4-Professor für Physikalische Chemie I (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Gerhard Ertl); Habilitation am 29.7.1982 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1.2.1989

Univ. Prof. Dr. Hansgeorg *Schnöckel*, C3-Professor für Anorganische Chemie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Eberhard Amberger); Habilitation am 9.12.1981 an Univ. München; von Univ. München berufen am 15.8.1989

Univ. Prof. Dr. Hans Wolfgang *Steglich*, C4-Professor für Organische Chemie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Rolf Huisgen); Habilitation 1965 an Techn. Univ. München; von Univ. Bonn berufen zum 1.4.1991

### *Fakultät für Biologie*

Univ. Prof. Dr. Gerd *Jürgens*, C3-Professor für Genetik (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Rudolf Schweyen); Habilitation am 18.5.1988 an Univ. Tübingen; von Univ. Tübingen berufen zum 1.4.1989

Univ. Prof. Dr. Friedrich *Widdel*, C3-Professor für Mikrobiologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Hildgund Schrempf); Habilitation am 1.6.1988 an Univ. Marburg; von Univ. Marburg berufen zum 1.4.1990

Univ. Prof. Svante *Pääbo*, C4-Professor für Allgemeine Biologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Bernt Linzen); von University of California, Berkeley berufen zum 1.11.1990

Univ. Prof. Dr. Jürke *Grau*, C4-Professor für Systematische Botanik (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Hermann Merxmüller); Habilitation am 16.2.1971 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 5.11.1990

Univ. Prof. Dr. Diethard *Tautz*, C3-Professor für Zoologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Friedrich Zettler); Habilitation am 18.5.1988 an Univ. Tübingen; von Univ. München berufen zum 1.1.1991

Univ. Prof. Dr. Gisela *Grupe*, C3-Professorin für Anthropologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Gerfried Ziegelmayr); Habilitation am 9.1.1990 an Univ. Göttingen; von Univ. Göttingen berufen zum 1.5.1991

Univ. Prof. Dr. Hugo *Scheer*, C3-Professor für Biochemie/Biophysik der Pflanzen (Neubesetzung); Habilitation am 21.3.1977 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 4.6.1991

*Fakultät für Geowissenschaften*

Univ. Prof. Dr. Helmut *Gebrande*, C2-Professor für Geophysik (Neubesetzung); Habilitation am 23.7.1986 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1.3.1989

Univ. Prof. Dr. Frank *Scherbaum*, C3-Professor für Geophysik (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Heinrich Soffel); Habilitation am 20.10.1986 an Univ. Stuttgart; von Univ. Stuttgart berufen zum 1.7.1989

Univ. Prof. Dr. Konrad *Rögner*, C3-Professor für Physische Geographie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Helmut Heuberger); Habilitation am 20.1.1986 an Univ. GHS Paderborn; von Univ. Trier berufen zum 1.4.1990

Univ. Prof. Dr. Konrad *Weidich*, C3-Professor für Mikropaläontologie (Nachfolge Univ. Prof. Dr. Herbert Hagn); Habilitation am 11.1.1989 an Univ. München; von Univ. München berufen zum 1.8.1991

**Ernennung von Honorarprofessoren an der Ludwig-Maximilians-Universität München  
vom 1. Oktober 1988 bis 30. September 1992  
(Anlage 5)**

*Juristische Fakultät*

MinDir Prof. Dr. Reinhard <i>Böttcher</i>	25. 9.1989	Strafrecht und Strafprozessrecht
Dr. Heinrich <i>Reiter</i>	24. 8.1990	Sozialrecht
Präsident des Bundessozialgerichts		

*Fakultät für Betriebswirtschaft*

Dr. Günter <i>Söffing</i>	2.10.1989	Steuerrechtliche Grundlagen der betriebswirtschaftlichen Steuerlehre
---------------------------	-----------	--

*Forstwissenschaftliche Fakultät*

Prof. Dr. Dr. Anthonie van <i>Laar</i>	26. 9.1989	Forstliche Biometrie
Dr. Ulrich <i>Skatulla</i>	22. 8.1990	Forstzoologie und zoologischer Forstschutz

*Medizinische Fakultät*

Prof. Dr. Florian <i>Holsboer</i>	8. 4.1991	Psychiatrie
-----------------------------------	-----------	-------------

*Tierärztliche Fakultät*

Dr. Günter <i>Pschorn</i>	22. 3.1989	Berufs- und Standesrecht
---------------------------	------------	--------------------------

*Philosophische Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften*

Dr. Hermann-Joseph <i>Busley</i>	25. 9.1989	Bayerische Geschichte
Archivdirektor Bayer. Hauptstaatsarchiv (München)		
Dr. Walter <i>Jaroschka</i>	24. 9.1991	Archivwissenschaften
Archivdirektor Bayer. Hauptstaatsarchiv (München)		

*Fakultät für Philosophie, Wissenschaftstheorie und Statistik*

Prof. em. Dr. Heinrich <i>Strecker</i>	5. 2.1990	Statistik
--	-----------	-----------

*Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft II*

Prof. Dr. h. c. Heinz <i>Friedrich</i>	30. 4.1991	Neuere Deutsche Literatur und Buchwissenschaft
Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste		
Herbert <i>Rosendorfer</i>	13.11.1990	Bayerische Gegenwartsliteratur

*Fakultät für Physik*

Dr. Reinhard <i>Genzel</i>	6. 4.1989	Physik
----------------------------	-----------	--------

*Fakultät für Chemie und Pharmazie*

Dr. Bernd <i>Wetzel</i>	10. 9.1990	Organische Chemie
-------------------------	------------	-------------------

*Fakultät für Biologie*

Dr. Herwig <i>Brunner</i>	2. 2.1990	Mikrobiologie
Forschungsleiter des Bereiches Biochemie bei Fa. Boehringer Mannheim GmbH		

**Habilitationen an der Ludwig-Maximilians-Universität München  
vom 1. Oktober 1988 bis 30. September 1991  
(Anlage 6)**

Die Fakultäten der Ludwig-Maximilians-Universität haben vom 1. Oktober 1988 bis 30. September 1991 folgenden Personen die Lehrbefähigung zuerkannt:

*Katholisch-Theologische Fakultät*

Dr. Armin <i>Kreiner</i>	6.1991	Fundamentaltheologie, Ökumenische Theologie und Religionswissenschaft
--------------------------	--------	---

*Evangelisch-Theologische Fakultät*

Dr. Dieter <i>Wölfel</i>	2.1989	Kirchengeschichte unter besonderer Berücksichtigung der bayerischen Kirchengeschichte
Dr. Hermann von <i>Lips</i>	7.1989	Neues Testament
Dr. Thomas <i>Krüger</i>	3.1991	Altes Testament
Dr. Hans-Peter <i>Müller</i>	7.1991	Neues Testament

*Juristische Fakultät*

Dr. Lorenz <i>Fastrich</i>	7.1989	Bürgerliches Recht, Handelsrecht und Arbeitsrecht
Dr. Christoph <i>Vedder</i>	11.1989	Staatsrecht, Völker- und Europarecht
Dr. Harald <i>Siems</i>	7.1990	Deutsche Rechtsgeschichte, Geschichte des Kirchenrechts, Geschichtliche Rechtsvergleichung und Bürgerliches Recht
Dr. Thomas <i>Rauscher</i>	12.1990	Bürgerliches Recht, Zivilprozeßrecht, Internationales Privatrecht, Rechtsvergleichung
Dr. Maximilian <i>Fuchs</i>	6.1991	Bürgerliches Recht, Privatversicherungsrecht, Sozialrecht und Rechtsvergleichung
Dr. Peter M. <i>Huber</i>	6.1991	Staats- und Verwaltungsrecht
Dr. Christoph <i>Paulus</i>	6.1991	Bürgerliches Recht, Zivilprozeßrecht und Römisches Recht

*Fakultät für Betriebswirtschaft*

Dr. Peter <i>Gräf</i>	10.1988	Wirtschafts-Geographie, sowie Freizeit- und Fremdenverkehrswirtschaft
Dr. Dirk <i>Meyer-Scharenberg</i>	6.1990	Betriebswirtschaftslehre, insbes. betriebswirtschaftliche Steuerlehre
Dr. Johannes <i>Rubland</i>	7.1991	Betriebswirtschaftslehre

*Volkswirtschaftliche Fakultät*

Dr. Christoph <i>Buchheim</i>	7.1989	Wirtschafts- und Sozialgeschichte
-------------------------------	--------	-----------------------------------

Dr. Bruno <i>Schönfelder</i>	2.1991	Volkswirtschaftslehre
Dr. Walter <i>Naggl</i>	6.1991	Ökonometrie
Dr. Gerhard <i>Illing</i>	6.1991	Volkswirtschaftslehre

#### *Forstwissenschaftliche Fakultät*

Dr. Karl-Reinhard <i>Volz</i>	4.1990	Forstpolitik
Dr. Horst <i>Weisgerber</i>	4.1990	Forstpflanzenzüchtung
Dr. Gisbert <i>Backhaus</i>	5.1990	Forstliche Arbeitswissenschaft und Verfahrenstechnik
Dr. Reinhard <i>Mosandl</i>	1.1991	Waldbau

#### *Medizinische Fakultät*

Dr. Hubert <i>Allgayer</i>	12.1988	Innere Medizin
Dr. Eugen <i>Faist</i>	12.1988	Chirurgie
Dr. Sigurd <i>Keßler</i>	12.1988	Chirurgie
Dr. Günther <i>Schlimok</i>	12.1988	Klinische Immunologie
Dr. Ronald <i>Schmid</i>	12.1988	Sozialpädiatrie und Pädiatrie
Dr. Fritz <i>Strian</i>	12.1988	Psychiatrie
Dr. Hans-Werner <i>Ziegler-Heitbrock</i>	12.1988	Immunologie
Dr. Georg <i>Enders</i>	2.1989	<i>Experimentelle Chirurgie</i>
Dr. Heinz <i>Kniba</i>	2.1989	Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie
Dr. Helmut <i>Waldner</i>	2.1989	Chirurgie
Dr. Hedwig <i>Amorosa</i>	3.1989	Kinder- und Jugendpsychiatrie
Dr. Ulrich <i>Fink</i>	3.1989	Klinische Radiologie
Dr. Helmut <i>Forst</i>	3.1989	Anaesthesiologie
Dr. Emmeram <i>Gans</i>	3.1989	Herzchirurgie
Dr. Inesa C. <i>Golly</i>	3.1989	Pharmakologie und Toxikologie
Dr. Judith <i>Johnson</i>	3.1989	Immunologie
Dr. Ulrich <i>Karbach</i>	3.1989	Innere Medizin
Dr. Hans-Jörg <i>Krämling</i>	3.1989	Chirurgie
Dr. Yoon S. <i>Shin-Zoulek</i>	3.1989	Klinische Biochemie
Dr. Johann <i>Vogel</i>	3.1989	Anaesthesiologie
Dr. Klaus <i>Holper</i>	4.1989	Herzchirurgie
Dr. Rolf <i>Issels</i>	4.1989	Innere Medizin
Dr. Jörg <i>Hasford</i>	6.1989	Biometrie und Epidemiologie
Dr. Birgit <i>Lorenz</i>	6.1989	Ophthalmologie
Dr. Helmut <i>Schiffel</i>	6.1989	Innere Medizin
Dr. Günter <i>Stalla</i>	6.1989	Innere Medizin
Dr. Hans-Georg <i>Dietz</i>	7.1989	Kinderchirurgie
Dr. Andreas <i>Pfeiffer</i>	7.1989	Innere Medizin
Dr. Edith <i>Tutsch-Bauer</i>	7.1989	Rechtsmedizin
Dr. Wolfgang <i>Gebhard</i>	8.1989	Innere Medizin
Dr. Alexander <i>Gerbes</i>	8.1989	Innere Medizin
Dr. Waldemar <i>Greil</i>	8.1989	Psychiatrie
Dr. Peter <i>Habermeyer</i>	8.1989	Chirurgie

Dr. Stefan <i>Holtmann</i>	8.1989	Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde
Dr. Christian <i>Madler</i>	8.1989	Anaesthesiologie
Dr. Helmut <i>Saule</i>	8.1989	Kinderheilkunde
Dr. Angela <i>Schub</i>	8.1989	Medizinische Klimatologie
Dr. Siegfried <i>Scholz</i>	8.1989	Klinische Immunogenetik
Dr. Dimitrios K. <i>Stavrou</i>	8.1989	Neuropathologie
Dr. Wolfgang <i>Kellermann</i>	9.1989	Anaesthesiologie
Dr. Joseph <i>Egger</i>	12.1989	Kinderheilkunde
Dr. Gerhard <i>Grevers</i>	12.1989	Hals-, Nasen- und Ohrenheilkunde
Dr. Peter <i>Kaudewitz</i>	12.1989	Dermatologie und Venerologie
Dr. August <i>Markl</i>	12.1989	Klinische Radiologie
Dr. Michael <i>Vogl</i>	12.1989	Kinderheilkunde
Dr. Jochen <i>Weil</i>	12.1989	Kinderheilkunde
Dr. Margot <i>Albus</i>	1.1990	Psychiatrie
Dr. Michael <i>Bauer</i>	1.1990	Klinische Radiologie
Dr. Thomas <i>Bieber</i>	1.1990	Dermatologie und Venerologie
Dr. Mathias <i>Blumenstein</i>	1.1990	Innere Medizin
Dr. Jonny <i>Hobbahn</i>	1.1990	Anaesthesiologie
Dr. Wolfgang <i>Ilg</i>	1.1990	Hygiene und medizinische Mikrobiologie
Dr.-Ing. Wolfgang <i>Plitz</i>	1.1990	Biomechanik und experimentelle Orthopädie
Dr. Bernd <i>Steckmeier</i>	1.1990	Chirurgie
Dr. phil. Petra <i>Stoerig</i>	1.1990	Medizinische Psychologie und Neurophilosophie
Dr. rer. nat. Maximilian <i>Tropschug</i>	1.1990	Physiologische Chemie
Dr. Norman <i>Willich</i>	1.1990	Klinische Radiologie
Dr. Christoph <i>Benz</i>	2.1990	Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde, insbes. Zahnerhaltung und Parodontologie
Dr. Klaus-Gustav <i>Eckert</i>	2.1990	Pharmakologie und Toxikologie
Dr. Erik <i>Schulte</i>	2.1990	Anatomie (Umhabilitation)
Dr. Nikolaus <i>Schmeller</i>	2.1990	Urologie (Umhabilitation)
Dr. med. Dr. sc. med. Friedrich-Wilhelm <i>Tiller</i>	2.1990	Medizinische Mikrobiologie (Umhabilitation)
Dr. Friedrich <i>Lottspeich</i>	3.1990	Experimentelle Medizin mit Schwerpunkt Proteinchemie
Dr. Manfred <i>Bolkenius</i>	5.1990	Kinderchirurgie (Umhabilitation)
Dr. Carl Martin <i>Büsing</i>	5.1990	Allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie (Umhabilitation)
Dr. Robert <i>Brutscher</i>	5.1990	Unfallchirurgie
Dr. Helmut E. <i>Feucht</i>	5.1990	Innere Medizin
Dr. med. Dipl.-Ing. Carl Martin <i>Kirsch</i>	5.1990	Klinische Nuklearmedizin
Dr. Stefan <i>Schewe</i>	5.1990	Innere Medizin
Dr. Martin <i>Wienbeck</i>	5.1990	Innere Medizin (Umhabilitation)
Dr. Gert <i>Wunderer</i>	5.1990	Gynäkologie und Geburtshilfe
Dr. phil. Monika <i>Bullinger-Naber</i>	6.1990	Medizinische Psychologie
Dr. rer. nat. Bernd <i>Elsenhans</i>	6.1990	Pharmakologie und Toxikologie
Dr. Rainer <i>Gantzow</i>	6.1990	Kinderchirurgie

Dr. Reinhard <i>Lorenz</i>	6.1990	Innere Medizin
Dr. Max <i>Schmauß</i>	6.1990	Psychiatrie
Dr. Isolde <i>Wachter</i>	6.1990	Gynäkologie und Geburtshilfe
Dr. Hermann <i>Berger</i>	7.1990	Klinische Radiologie
Dr. Peter <i>Conzen</i>	7.1990	Anaesthesiologie
Dr. Ralph <i>Haberl</i>	7.1990	Innere Medizin
Dr. Mathias <i>Haufe</i>	7.1990	Innere Medizin
Dr. Jakob <i>Izbicki</i>	7.1990	Chirurgie
Dr. Johannes <i>Müller</i>	7.1990	Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde, insbes. zahnärztliche Prothetik
Dr. Dieter <i>Nast-Kolb</i>	7.1990	Chirurgie
Dr. Nikolaus <i>Pfanner</i>	7.1990	Physiologische Chemie
Dr. Michael <i>Sackmann</i>	7.1990	Innere Medizin
Dr. Karl <i>Schneider</i>	7.1990	Kinderheilkunde
Dr. Thomas <i>Vogel</i>	7.1990	Klinische Radiologie
Dr. Michael <i>Fink</i>	9.1990	Innere Medizin
Dr. Armin <i>Welz</i>	9.1990	Chirurgie
Dr. Thomas A. <i>Berninger</i>	11.1990	Augenheilkunde
Dr. Ursula <i>Gresser</i>	11.1990	Innere Medizin
Dr. Franz-Ulrich <i>Hartl</i>	11.1990	Physiologische Chemie
Dr. Norbert <i>Mai</i>	11.1990	Medizinische Psychologie
Dr. sc. med. Matthias <i>Sachsenweger</i>	11.1990	Augenheilkunde ( <i>Umhabilitation</i> )
Dr. Randolph <i>Pemning</i>	12.1990	Rechtsmedizin
Dr. Wolfram <i>Zoller</i>	12.1990	Innere Medizin
Dr. Werner <i>Zweibl</i>	12.1990	Innere Medizin
Dr. Brigitta <i>Bondy</i>	1.1991	Experimentelle Psychiatrie
Dr. Rudolf <i>Hörmann</i>	1.1991	Innere Medizin
Dr. Stephan <i>Kellnar</i>	1.1991	Kinderchirurgie
Dr. Axel <i>Rolle</i>	1.1991	Chirurgie
Dr. Wilhelm <i>Stolz</i>	1.1991	Dermatologie und Venerologie
Dr. Helmut <i>Walter</i>	1.1991	Innere Medizin
Dr. Thomas-Georg <i>Wendt</i>	1.1991	Klinische Radiologie
Dr. Dieter <i>Gebauer</i>	3.1991	Orthopädie
Dr. Hans-Walter <i>Pfister</i>	3.1991	Neurologie
Dr. Rainer <i>Steldinger</i>	3.1991	Gynäkologie und Geburtshilfe
Dr. Matthias <i>Richter-Turtur</i>	3.1991	Chirurgie
Dr. Udo <i>Schumacher</i>	3.1991	Anatomie
Dr. Hans-Martin <i>Becker</i>	3.1991	Chirurgie
Dr. Ingeborg <i>Meller</i>	3.1991	Psychiatrie
Dr. Petro E. <i>Petrides</i>	3.1991	Innere Medizin
Dr. Herbert <i>Schuster</i>	3.1991	Innere Medizin
Dr. Franz-Josef <i>Falkner von Sonnenburg</i>	3.1991	Innere Medizin
Dr. Hans <i>Brettel</i>	3.1991	Medizinische Psychologie und Psychophysik
Dr. Elisabeth Helene <i>Weiß</i>	3.1991	Immunologie
Dr. Wolfgang <i>Feiden</i>	6.1991	Neuropathologie

Dr. Hans <i>Kretzschmar</i>	6.1991	Neuropathologie
Dr. Klaus <i>Krüger</i>	6.1991	Innere Medizin
Dr. Bernd <i>Sutor</i>	6.1991	Physiologie
Dr. Eberhard <i>Unsöld</i>	8.1991	Biomedizinische Technik mit Schwerpunkt Lasermedizin
Dr. Hubert <i>Bardenheuer</i>	8.1991	Anaesthesiologie
Dr. John <i>Davis</i>	8.1991	Physiologie
Dr. Jörg <i>Alczger</i>	8.1991	Innere Medizin
Dr. Florian <i>Schödel</i>	8.1991	Hygiene und Medizinische Mikrobiologie

*Tierärztliche Fakultät*

Dr. Wolfgang <i>Amselgruber</i>	5.1989	Anatomie, Histologie und Embryologie
Dr. Ottmar <i>Distl</i>	5.1989	Tierzucht
Dr. Fritz <i>Grimm</i>	7.1989	Aviäre Medizin und Geflügelkunde
Dr. Mathias <i>Büttner</i>	12.1989	Mikrobiologie und Seuchenlehre
Dr. Heide <i>Roos</i>	12.1989	Tieranatomie
Dr. Joachim <i>Braun</i>	7.1990	Biotechnik der Reproduktion bei Haustieren
Dr. Johann F. <i>Schäffer</i>	7.1990	Geschichte der Tiermedizin und Tiermedizinische Terminologie
Dr. Karl <i>Heinritzi</i>	12.1990	Krankheiten der Schweine
Dr. Florian <i>Schweigert</i>	12.1990	Physiologie und Physikalische Chemie
Dr. Michael <i>Goldberg</i>	5.1991	Physiologie und Physiologische Chemie
Dr. Claus-Peter <i>Czerny</i>	5.1991	Mikrobiologie und Seuchenlehre
Dr. Angelika <i>Vollmar</i>	7.1991	Pharmakologie, Toxikologie und Pharmazie
Dr. Ivo <i>Schmerold</i>	7.1991	Pharmakologie, Toxikologie und Pharmazie

*Philosophische Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften*

Dr. Walter <i>Demel</i>	1.1989	Neuere Geschichte
Dr. Hans-Michael <i>Körner</i>	3.1989	Neuere Geschichte und Didaktik der Geschichte
Dr. Ulrich <i>Kuder</i>	8.1989	Kunstgeschichte des Mittelalters
Dr. Georg <i>Jenal</i>	8.1989	Mittelalterliche Geschichte
Dr. Dieter <i>Blume</i>	1.1991	Mittlere und Neuere Kunstgeschichte
Dr. Helmuth <i>Trischler</i>	7.1991	Neuere und Neueste Geschichte und Technikgeschichte
Dr. Winfried <i>Müller</i>	7.1991	Mittlere und Neuere Geschichte

*Fakultät für Philosophie, Wissenschaftstheorie und Statistik*

Dr. Anton Friedrich <i>Koch</i>	2.1989	Philosophie
Dr. Felix <i>Mühlbölzer</i>	8.1989	Philosophie sowie Logik und Wissenschaftstheorie
Dr. Julian <i>Nida-Rümelin</i>	8.1989	Praktische Philosophie
Dr. Rolf <i>Schönberger</i>	7.1990	Philosophie

Dr. Karl Wilhelm <i>Breitung</i>	1.1991	Statistik
Dr. Thomas <i>Buchheim</i>	1.1991	Philosophie
Dr. Hans-Peter <i>Falk</i>	3.1991	Philosophie

*Fakultät für Psychologie und Pädagogik*

Dr. Peter M. <i>Gollwitzer</i>	11.1988	Psychologie
Dr. Jens <i>Asendorpf</i>	2.1989	Psychologie
Dr. Eberhard <i>Elbing</i>	7.1989	Psychologie
Dr. Hartmut <i>Kasten</i>	1.1990	Pädagogische Psychologie mit besonderer Berücksichtigung der Frühförderung
Dr. Karin <i>Münzel</i>	2.1990	Psychologie
Dr. Werner <i>Kannheiser</i>	11.1990	Psychologie
Dr. Rainer <i>Schönhammer</i>	11.1990	Psychologie
Dr. Walter <i>Straßmeier</i>	11.1990	Sonderpädagogik (Geistigbehindertenpädagogik)
Dr. Andreas <i>Helmke</i>	7.1991	Psychologie
Dr. Udo <i>Brach</i>	7.1991	Klinische Psychologie insbes. Verhaltenstherapie

*Philosophische Fakultät für Altertumskunde und Kulturwissenschaften*

Dr. Dietrich <i>Boscheng</i>	2.1989	Klassische Archäologie
Dr. Annemarie <i>Fiedermutz-Laun</i>	1.1990	Völkerkunde
Dr. Ulrich <i>Braukämper</i>	7.1990	Ethnographie Afrikas
Dr. Michael <i>Friedrich</i>	7.1990	Sinologie
Dr. Valentin <i>Kockel</i>	7.1990	Archäologie (Urnhilfation)
Dr. Michael <i>Lackner</i>	7.1990	Sinologie
Dr. Hermann <i>Parzinger</i>	2.1991	Vor- und Frühgeschichte

*Philosophische Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft I*

Dr. Hans <i>Geisler</i>	10.1988	Romanische Philologie
Dr. Barbara <i>Wehr</i>	1.1989	Romanische Philologie
Dr. Miorita <i>Ulrich</i>	7.1989	Romanische Philologie
Dr. Gabriele <i>Thome</i>	7.1990	Klassische Philologie
Dr. Gerhard <i>Penzkofer</i>	6.1991	Romanische Philologie
Dr. Werner <i>Wolf</i>	6.1991	Englische Philologie
Dr. Elisabeth <i>Bronfen</i>	7.1991	Neuere Englische Philologie und Vergleichende Literaturwissenschaft
Dr. Angelika <i>Lutz</i>	9.1991	Englische Philologie

*Philosophische Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft II*

Dr. Ernst <i>Fischer</i>	2.1989	Neuere Deutsche Literaturwissenschaft
Dr. Bernd <i>Pampino-Marschall</i>	2.1989	Phonetik und Sprachliche Kommunikation
Dr. Lieselotte <i>Schiefer</i>	2.1989	Phonetik und Sprachliche Kommunikation
Dr. Dietmar <i>Zaefferer</i>	6.1989	Germanistische Linguistik und Theoretische Linguistik

Dr. Barbara <i>Bauer</i>	7.1989	Neuere Deutsche Literaturwissenschaft
Dr. Heide <i>Eilert</i>	7.1989	Neuere Deutsche Literaturwissenschaft
Dr. Klaus <i>Müller</i>	1.1990	Deutsch als Fremdsprache
Dr. Kurt <i>Franz</i>	6.1991	Didaktik der Deutschen Sprache und Literatur
Dr. Werner <i>Habl</i>	6.1991	Neuere Deutsche Literaturwissenschaft

*Sozialwissenschaftliche Fakultät*

Dr. Heinz-Günter <i>Vester</i>	6.1989	Soziologie
Dr. Martin <i>Riesebrodt</i>	1.1990	Soziologie
Dr. Irene <i>Neverla</i>	6.1990	Kommunikationswissenschaft
Dr. Gerd-Günter <i>Vojß</i>	12.1990	Soziologie
Dr. Thomas <i>Voss</i>	12.1990	Soziologie

*Fakultät für Mathematik*

Dr. Helmut <i>Friedrich</i>	3.1991	Mathematik
Dr. Andreas <i>Hinz</i>	7.1991	Mathematik

*Fakultät für Physik*

Dr. John <i>Kirk</i>	11.1988	Astronomie
Dr. Gerhard <i>Lutz</i>	11.1988	Experimentalphysik
Dr. Gerhard <i>Hensler</i>	2.1989	Astronomie
Dr. Wolfgang <i>Schleich</i>	6.1989	Theoretische Physik
Dr. Dieter <i>Meschede</i>	7.1989	Experimentalphysik
Dr. Wilhelm <i>Fenzl</i>	1.1990	Experimentalphysik
Dr. Berthold-Georg <i>Englert</i>	2.1990	Theoretische Physik
Dr. Klaus-Peter <i>Hoinka</i>	7.1990	Meteorologie
Dr. Dieter <i>Lüst</i>	7.1990	Theoretische Physik
Dr. Gerhard <i>Rempe</i>	7.1990	Experimentalphysik
Dr. Adalbert A. <i>Pauldrach</i>	1.1991	Astronomie
Dr. Helmut <i>Dosch</i>	7.1991	Experimentalphysik
Dr. Eberhard <i>Burkel</i>	7.1991	Experimentalphysik

*Fakultät für Chemie und Pharmazie*

Dr. Klaus Th. <i>Wanner</i>	11.1988	Pharmazeutische Chemie
Dr. Hermann <i>Heiko</i>	2.1989	Biophysikalische Chemie
Dr. Albert <i>Lötz</i>	6.1989	Physikalische Chemie
Dr. Horst <i>Domdey</i>	8.1989	Biochemie
Dr. Martin <i>Lipp</i>	8.1989	Biochemie
Dr. Andreas <i>Plückthum</i>	8.1989	Biochemie
Dr. Karlheinz <i>Sünkel</i>	3.1990	Anorganische Chemie
Dr. Rudolf <i>Bauer</i>	4.1990	Pharmazeutische Biologie
Dr. Reinhard <i>Jahn</i>	7.1990	Biochemie

Dr. Hubertus <i>Ebert</i>	12.1990	Physikalische Chemie
Dr. Christoph <i>Kessler</i>	2.1991	Biotechnologie
<i>Fakultät für Biologie</i>		
Dr. Carlo <i>Schmelzer</i>	10.1988	Genetik
Dr. Angelika <i>Noegel</i>	12.1988	Zoologie
Dr. Hubertus <i>Schwabl</i>	1.1989	Zoologie
Dr. Rüdiger <i>Paul</i>	2.1989	Zoologie
Dr. Brigitte <i>Weiss-Brummer</i>	2.1989	Genetik
Dr. Reinhard <i>Wirth</i>	2.1989	Mikrobiologie
Dr. Marc Leander <i>Zeise</i>	6.1989	Zoologie
Dr. Heinz <i>Decker</i>	11.1989	Zoologie
Dr. Jörg <i>Epplen</i>	2.1990	Humangenetik (Umhabilitation)
Dr. Wolfgang <i>Nellen</i>	2.1990	Zoologie
Dr. Peter <i>Hammerstein</i>	6.1990	Zoologie
Dr. Anton <i>Hartmann</i>	6.1990	Mikrobiologie
Dr. Dirk <i>Eick</i>	7.1990	Genetik
Dr. Klaus <i>Schönitzer</i>	7.1990	Zoologie
Dr. Susanne <i>Modrow</i>	11.1990	Genetik
Dr. Thomas <i>Holstein</i>	11.1990	Zoologie
Dr. Günther <i>Heubl</i>	12.1990	Systematische Botanik
Dr. Ursula <i>Pfützner</i>	1.1991	Botanik
Dr. Johannes <i>Wienberg</i>	2.1991	Anthropologie und Humangenetik
Dr. Cornelius Jan <i>Weijer</i>	2.1991	Zoologie
Dr. Joachim <i>Graw</i>	7.1991	Genetik
Dr. Franz <i>Parsche</i>	7.1991	Anthropologie
<i>Fakultät für Geowissenschaften</i>		
Dr. Hans Hermann <i>Schleich</i>	11.1988	Paläontologie
Dr. Peter <i>Horn</i>	6.1989	Mineralogie, Petrographie
Dr. Torsten <i>Steiger</i>	6.1989	Paläontologie und historische Geologie
Dr. Erwin <i>Appel</i>	2.1990	Geophysik

# AUS DEM LEBEN DER UNIVERSITÄT

## 175 Jahre Klinik an der Ziemssenstraße



Am 1. September 1813 wurde das allgemeine Krankenhaus in München vor dem Sendlinger Tor eröffnet. Dieses Datum markiert den Beginn der jetzt 175jährigen Geschichte der Medizinischen Klinik Innenstadt an der Ziemssenstraße. 1826 mit der Verlegung der Universität von Landshut nach München wurde das Haus als Städtisches Krankenhaus gleichzeitig Universitäts-Krankenhaus. Seit 1855 hieß es „Allgemeines Krankenhaus links der Isar“, ein Name, der bis in unsere Zeit gebräuchlich blieb. Erweiterungen und Umbauten gab es während der 175 Jahre immer wieder.

## Leibniz-Preis

Zwei Professoren der Universität erhielten im November 1988 eine der wichtigsten Auszeichnungen in der deutschen Wissenschaft, den Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft: der Jurist Prof. Dr. Claus-Wilhelm Canaris und der Physiker Prof. Dr. Theodor W. Hänsch. Mit dem 1986 erstmals verliehenen Preis sind jeweils Forschungsmittel von bis zu 3 Millionen DM in fünf Jahren verbunden. Ziel des Leibniz-Programms, das nach dem berühmten Philosophen benannt wurde, ist es, die Arbeitsbedingungen herausragender Wissenschaftler zu verbessern und ihre Forschungsmöglichkeiten zu erweitern. Die Universität hat mit Prof. Dr. Knut Borchardt, der bei der Preisverleihung für 1987 ausgezeichnet wurde, bereits einen Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Preisträger.

Anmerkung: Der Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Preis der DFG ist nicht zu verwechseln mit dem Heinz-Maier-Leibnitz-Preis des Bundesministers für Bildung und Wissenschaft zur Förderung von Nachwuchswissenschaftlern.

P. S. Nach Redaktionsschluß: der Biologe Prof. Svante Paäbo erhielt für 1992 einen Leibniz-Preis. Näheres in der nächsten Chronik.

---

## Die erste Frauenbeauftragte

Die erste Frauenbeauftragte der Ludwig-Maximilians-Universität München wurde im November 1988 Prof. Dr. Renate von Heydebrand. Der Senat bestellte die Professorin für Neuere deutsche Literaturgeschichte auf seiner ersten Sitzung nach Inkrafttreten des geänderten Bayerischen Hochschulgesetzes für diese Aufgabe. Prof. von Heydebrand hat in ihrer Amtszeit an der Gestaltung der neuen Grundordnung der Universität mitgewirkt und dabei eine Reihe für die Frauen wichtige Regelungen einführen können. Ihre Amtsperiode endete am 31. März 1990. Nachfolgerin wurde Frau Dr. Hadumod Bußmann, Akademische Direktorin beim Institut für Deutsche Philologie.

Die Grundordnung der Universität, die in der geänderten Fassung am 4. April 1990 in Kraft getreten ist, enthält in § 19 ausführliche Regelungen über die Frauenbeauftragte der Universität und die Frauenbeauftragten der Fakultäten.

---

## Benefizveranstaltungen für die Universität Tel Aviv

Mike Burstyn, der beliebteste Entertainer der jüdischen Welt, trat am Samstag, dem 19. November 1988 in der Großen Aula auf. Der Abend wurde gemeinsam von den Freunden der Universität Tel Aviv und der Universität München in Zusammenarbeit mit Mama Concerts und der Münchner Konzertdirektion Hörtnagel, veranstaltet.

Im gleichen Rahmen fand am 10. Mai 1990 eine Lesung mit Fritz Muliar statt. Der Erlös dieser Veranstaltungen kommt der Universität Tel Aviv zugute.

## Geschwister-Scholl-Preis 1988

Erstmals in der Universität fand am 21. November 1988 die Verleihung des Geschwister-Scholl-Preises statt. Die früheren Preisverleihungen dieses von der Landeshauptstadt München und dem Verband Bayerischer Verlage und Buchhandlungen vergebenen Preises waren im alten Rathausaal.

Die Preisträgerin 1988 war Grete Weil, die für ihr Buch „Der Brautpreis“ ausgezeichnet wurde. Grete Weil, 1906 in Rottach-Egern geboren, hat ihr letztes Semester 1932/33 an der Universität München studiert. Ihr Mann Edgar Weil, der im KZ Mauthausen ums Leben gekommenen ist, hatte hier promoviert. Daran und an die Zeit der Verzweiflung während der Nazi-Verfolgung erinnerte sie in ihrer Dankesrede, in der sie auch Verbindungen zwischen Sophie Scholl und Antigone herstellte.

Zuvor hatten nach der Begrüßung durch Präsident Prof. Steinmann, Oberbürgermeister Georg Kronawitter und für den Verband Bayerischer Verlage und Buchhandlungen Joachim Spencker gesprochen. Die Laudatio hielt Armin Eichholz.



Grete Weil, Geschwister-Scholl-Preisträgerin 1988

(Foto: Bilderdienst Süddeutscher Verlag)

# Zehn Jahre Institut für Deutsch als Fremdsprache

*Am 22. November 1988 feierte das Institut für Deutsch als Fremdsprache sein zehnjähriges Bestehen. Der Leiter des Instituts, Prof. Dr. Dr. h. c. Harald Weinrich, gab den folgenden Bericht:*

Als das Institut für Deutsch als Fremdsprache der Universität München im Jahre 1978 gegründet wurde, war noch nicht ganz sicher, ob es für dieses neue Fach überhaupt Studenten geben würde. Es waren dann im ersten Semester schon etwa fünfzig, und es sind bis zum Sommersemester 1988 in gleichmäßiger und einstweilen nicht abgeflachter Progression 985 geworden, darunter 292 Ausländer aus 43 Nationen.

Es war weiter im Jahre 1978 noch nicht recht klar, ob dieses neue Fach, das da – erstmalig in der Bundesrepublik – mit einem eigenen Lehrstuhl und Institut, also mit allen akademischen Rechten, ausgestattet wurde, eine genügend entwickelte universitäre Nachbarschaft an den deutschen Hochschulen finden würde. Inzwischen haben fast alle Universitäten der Bundesrepublik ihre Forschungs- und Lehreinrichtungen für das Fach Deutsch als Fremdsprache, darunter einige Lehrstühle, und auch im Ausland hat es sich weit herumgesprochen, daß man in der Bundesrepublik bei den Wissenschaftlern, die im Fach Deutsch als Fremdsprache tätig sind, ein offenes Ohr und eine geschärfte Aufmerksamkeit für diejenigen Probleme finden kann, die auftreten, wenn man die deutsche Sprache, die deutsche Literatur und das kulturelle Umfeld dieser Sprache, dieser Literatur aus der Außenperspektive sehen und sehen lehren will.

Rückblickend auf das Gründungsjahr 1978 möchte ich nun vor allem sagen, daß es Spaß gemacht hat, ein neues Institut zu gründen und einem neuen Fach Konturen zu geben. Wer spielt nicht gerne, wenn die Gelegenheit günstig ist, ein bißchen den Demiurgen! So haben wir, die Institutsangehörigen der ersten Stunde, zugleich mit dem Gründungsakt für das Fach Deutsch als Fremdsprache ein Forschungs- und Lehrprogramm aufgestellt, das in seinen Grundzügen noch im Jahre 1988 gilt. Es definiert für das Fach – mit ein bißchen Magie im Spiel – genau sieben Aufgabenbereiche. Sie lauten in der Formulierung der Studienordnung: Linguistik der deutschen Gegenwartssprache, Sprachnormenforschung, Fachsprachenforschung, Methodologie des Fremdsprachenunterrichts, Gastarbeiter-Linguistik, Literaturwissenschaft und deutsche Landeskunde. Ich möchte nun im folgenden an einigen ausgewählten Beispielen zeigen, was in den zehn Jahren unserer Existenz aus diesem Programm geworden ist.

Ich beginne mit dem Bereich, über dessen Benennung „Gastarbeiter-Linguistik“ wir heute nicht mehr recht glücklich sind, weshalb wir sie auch bei der anstehenden Reform unserer Studienordnung ändern werden. Denn wir haben schnell lernen müssen, daß die Probleme, die aus dem Zusammenleben einer deutschen Majorität mit der unübersehbaren Minorität von mehr als fünf Millionen Ausländern in der Bundesrepublik entstehen, zum geringsten Teil Sprachprobleme im technischen Sinne des Wortes sind, sondern vorrangig kulturelle, wirtschaftliche, rechtliche und allgemein politische Probleme. Allerdings hat sich, was die Sprache betrifft, durch das Zusammenleben mit einer so großen Ausländerpopulation die Auffassung der Linguisten von den Spracherwerbsprozessen von Grund auf geändert. Früher wußten wir schon, daß der Erstspracherwerb – wenn also ein Kind im Alter von zwei bis vier Jahren seine Muttersprache lernt – und der Fremdspracherwerb – wenn jemand auf der Schule oder sonst einem Sprachlehrinstitut Französisch, Spanisch oder Chinesisch lernt – unter ganz unterschiedlichen Bewußtseinsgesetzen stehen. Nun hat sich aus den Erfahrungen der Arbeit mit Ausländern im eigenen Land eine dritte Form des Spracherwerbs dazwischengeschoben: der Zweitspracherwerb – wenn also etwa Kinder aus türkischen Familien in jungen Jahren von ihren deutschen Spielfreunden, die sie hoffentlich haben, sozusagen auf der Straße Deutsch lernen. Diesem Aufgabenbereich ist auch unter dem

Titel „Interpretative Spracherwerbsforschung“ die nächste, kurz vor dem Abschluß stehende Habilitationsschrift gewidmet, die zur Zeit am Institut entsteht. Das ist dann das vierte Habilitationsverfahren des Institutes.

Im übrigen hat sich unser Interesse an den Ausländerproblemen sehr schnell, schon seit 1979, auf die kulturelle Seite verlagert, insbesondere auf die in deutscher Sprache geschriebene Literatur der Ausländer. Es begann mit einem Preisausschreiben, dem dann bald weitere gefolgt sind, sämtlich mit dem Ziel, die Beiträge zur deutschen Literatur, die von Autoren (oder werdenden Autoren) mit nichtdeutscher Muttersprache geschrieben sind, zu sammeln und der deutschen Öffentlichkeit zugänglich zu machen. So ist eine ganze Reihe von Anthologien entstanden unter solchen inzwischen recht bekanntgewordenen Titeln wie „Als Fremder in Deutschland“, „In zwei Sprachen leben“, „Türken deutscher Sprache“ und „Chamissos Enkel“. In vielen Fällen haben wir die Ausländer durch unsere Preisausschreiben auch erst zum Schreiben angeregt. Diese Arbeiten und Publikationen haben wesentlich dazu beigetragen, daß ein Studium des Faches Deutsch als Fremdsprache ohne eine intensive Auseinandersetzung mit der Ausländerliteratur heute in der Bundesrepublik kaum noch vorstellbar ist.

Ihren Höhepunkt haben diese Bemühungen in der Schaffung des Adelbert-von-Chamisso-Preises gefunden, der von der Robert-Bosch-Stiftung finanziert und von der Bayerischen Akademie der Schönen Künste in Verbindung mit unserem Institut vergeben wird. Dieser Preis ebenso wie der dazugehörige Förderpreis wird ebenfalls für Beiträge von Ausländern zur deutschen Literatur vergeben, Beiträge von hohem literarischem Rang nun, denn inzwischen hat sich die Ausländerliteratur längst zu einem blühenden Zweig der deutschen Gegenwartsliteratur entwickelt, der hinter der einheimischen Literatur nicht zurückzustehen braucht.

Wir haben auch versucht, diese Literatur in diskreter Weise mitzuformen und haben dabei vor allem zwei Ziele verfolgt. Es sollte erstens die sogenannte Gastarbeiterliteratur nicht von anderen Bereichen der Ausländerliteratur, insbesondere der Emigranteliteratur, abgetrennt werden. Die bisherigen Chamisso-Preisträger: der Türke Aras Ören, der Tscheche Ota Filip, die Italiener Franco Biondi und Gino Chiellino, der in Wien geborene und aus Wien vertriebene Israeli Elazar Benyoetz – diese Reihe beglaubigt eindrucksvoll die außerordentliche Vielfalt der deutschen Ausländerliteratur. Und zweitens haben wir uns darum bemüht, einige Spielarten der Ausländerliteratur, nämlich die sogenannte Gastarbeiterliteratur, mit vorsichtigen Anregungen aus der Betroffenheitsecke herauszuholen. Das ist am besten in dem Band „Eine nicht nur deutsche Literatur“ zu beobachten, in dem der Ablauf eines Kolloquiums mit Ausländerautoren in der Werner-Reimers-Stiftung, Bad Homburg, dokumentiert wird. Inzwischen haben wir allerdings, das muß ich leider berichten, unser Engagement für diesen Aufgabenbereich stark einschränken müssen, da unser Institut unversehens zu einer Literaturagentur für Ausländerautoren zu werden drohte. Das aber ist letztlich nicht unsere Aufgabe und würde auch bei weitem unsere Kräfte übersteigen.

Als nächstes will ich von den literaturwissenschaftlichen Tätigkeiten des Institutes berichten. Dieser Aufgabenbereich machte uns anfänglich einige Sorgen, da nicht genau ersichtlich war, wie das Fach Deutsch als Fremdsprache seine eigene Literaturwissenschaft finden oder erfinden sollte. Wir wissen heute, daß eine Literaturwissenschaft, die genuin zum Fach Deutsch als Fremdsprache gehört, als eine Hermeneutik der Fremdheit im Medium der Literatur zu konzipieren ist. Das ist ein Umgang mit der deutschen Literatur, der einerseits unter einem hohen theoretischen Anspruch steht, andererseits aber sehr konkrete Folgen für die Praxis des Fremdsprachenunterrichts hat. Denn wir haben an diesem Institut von Anfang an „eine Literarisierung oder Reliterarisierung des Sprachunterrichts“ gefordert, und dafür haben wir auch eine ganze Reihe von gut erprobten Anregungen gemacht, unter denen ich die Vorschläge, die Literatur in Gestalt der Konkreten Poesie schon in die ersten Lektionen des Fremdsprachenunterrichts zu bringen und sie

dann nicht mehr herauszulassen, besonders hervorheben will. Aber auch das wegen seiner Komplexität so schwierige Gebiet der deutschen Landeskunde, anfangs unser Sorgenkind, hat gerade durch eine vorwiegend literarische Erschließung deutlichere Konturen angenommen. Inzwischen hat der gesamte Sprachunterricht, das darf ich wohl sagen, die Literatur wiederentdeckt, gewiß nicht allein durch unser energisches Drängen, aber gewiß auch nicht ganz ohne unser geduldiges Zutun.

Damit bin ich schon bei unserem Schwerpunkt „Methodologie des Fremdsprachenunterrichts“ angelangt. Das Fach Deutsch als Fremdsprache ist zwar nicht zur Gänze als didaktisches Fach definierbar, aber die Didaktik spielt doch in ihm eine bedeutende Rolle, denn mit der besonderen Perspektive des Faches Deutsch als Fremdsprache sind natürlich auch besondere Vermittlungsprobleme verbunden. Zu den wichtigsten Ergebnissen dieser Arbeitsrichtung ist die Erkenntnis zu rechnen, daß der Fremdsprachenunterricht dann auf einem falschen Wege ist, wenn er die mit dem Wortschatz verbundenen Komplexitätsprobleme durch „Minimalwortschätze“ und andere Vermeidungsstrategien zu unterlaufen sucht. Es muß vielmehr dringlich überlegt werden, wie man möglichst ohne Einbußen an Lernvergnügen viele Wörter, sehr viele Wörter lernen kann. Was uns dazu alles eingefallen ist, kann ich hier nicht im einzelnen ausbreiten und will daher nur kurz erwähnen, daß wir uns neuerdings sehr darum bemühen, die alte Mnemotechnik wiederzuentdecken und für den modernen Sprachunterricht neu verfügbar zu machen. Diesem Themenkreis sind unter anderem zwei in Arbeit befindliche Dissertationen gewidmet.

Einen großen Raum nimmt in der Arbeit des Instituts auch die Lehrwerkkritik ein. Sie ist jedoch nicht nur als Kritik *post festum* zu verstehen, sondern will auch Kriterien für künftige Lehrwerke erarbeiten. *So sind in unserem Institut beispielsweise die bekannten 34 Maximen für Texte* in Lehrwerken des Deutschen als Fremdsprache dokumentarisch vorbereitet und vorredigiert worden, die dann vom Beirat Deutsch als Fremdsprache des Goethe-Instituts verabschiedet worden sind.

Im übrigen will ich unseren Schwerpunkt „Methodologie des Fremdsprachenunterrichts“ hauptsächlich von der praktischen Seite her skizzieren. Denn das Fach Deutsch als Fremdsprache ist und bleibt ein Kind der Praxis. Dem trägt die Studienordnung des Faches vor allem durch das Praktikum Rechnung, das für alle Studenten verpflichtend ist. Und so schicken wir unsere Studenten in der Mitte ihres Studiums für einige Wochen, manchmal aber auch auf eigenen Wunsch für ein paar Monate an alle möglichen Praktikumsplätze in der Welt: nach Polen und Portugal, Tunesien und Mexiko, Australien und Neuseeland, Indonesien und China, Korea und Japan, wobei die bescheidenen Subsidien des Deutschen Akademischen Austauschdienstes für diese „Hilfslektoren“ sehr wichtig sind. Wenn nun unsere Studenten (es sind übrigens in der Mehrzahl Studentinnen) von ihrem Praktikum zurückkommen, spätestens dann sind sie die interessiertesten, motiviertesten und engagiertesten Studenten, die ich in meiner über dreißigjährigen Tätigkeit als Hochschullehrer je gehabt habe.

Die weiteren Schwerpunkte des Faches Deutsch als Fremdsprache, so wie es an der Universität München betrieben wird, gehören zur Linguistik. Das sind sogar in gewisser Weise die Kernbereiche des Faches. Denn ohne eine genaue und vertiefte Kenntnis der deutschen Sprache und ihrer Sprachnormen, mit einer besonderen Berücksichtigung fachsprachlicher Aspekte, können wir keinen Studenten in die Berufswelt schicken.

Wir müssen also Grammatik betreiben. Unsere Bemühungen um die deutsche Grammatik haben sich nun seit einer Reihe von Jahren auf ein umfangreiches Vorhaben konzentriert, nämlich eine große „Textgrammatik der deutschen Sprache“, die besonders Ausländern dienlich sein soll und auch kontrastiv zu meiner 1982 erschienenen „Textgrammatik der französischen Sprache“ benutzt werden kann. Die Rohfassung dieser Grammatik ist (fast) abgeschlossen; doch liegt bis zur

endgültigen Fertigstellung noch ungefähr so viel Arbeit vor uns wie vom Richtfest eines Hauses bis zur Schlüsselübergabe. Was diese Grammatik, die nach den methodischen Prinzipien der Textlinguistik angelegt ist, besonders auszeichnet, kann ich hier im einzelnen nicht darlegen, doch will ich wenigstens soviel sagen, daß ihr auf jeder Seite eine deutliche Option für Sprachkultur eingeschrieben ist.

Auf Sprachkultur läuft auch hinaus, was wir in unserer Studienordnung, vielleicht etwas zu eng gefaßt, „Sprachnormenforschung“ genannt haben. Unsere Arbeiten mündeten hier zunächst in ein größeres, mehrjährig laufendes Forschungsvorhaben unter dem Patronat der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung ein, dessen Ergebnisse unter anderem in einer dreibändigen Publikation unter dem Titel „Der öffentliche Sprachgebrauch“ ihren Niederschlag gefunden haben. In einem der Kolloquien nun, die wir zu diesem Themenbereich veranstaltet haben, beeindruckte uns ein ungarischer Kollege – natürlich wieder ein Ausländer! – durch ein leidenschaftliches Plädoyer für Sprachkultur. Wir haben diese Anregung aufgegriffen und selber diesem Leitbegriff in vielen Vorträgen und Veröffentlichungen Resonanz verschafft. Daraus ist sehr schnell eine mächtige Bewegung geworden, die bereits jetzt im öffentlichen Sprachbewußtsein wie auch in der Sprachlehrpraxis tiefe Spuren hinterlassen hat. Für uns gilt jedenfalls der Satz, daß die deutsche Sprache in ihrem Charakter als Kultursprache verfehlt wird, wenn sie nicht mit Sprachkultur gelehrt wird.

Dazu gehört auch die Sprachgeschichte, die wir, zumal in der Form der Sprachbewußtseinsgeschichte, dem Fach Deutsch als Fremdsprache durchaus zurechnen. Diesem Aspekt der deutschen Sprache ist nun das nächste Forschungsprojekt des Instituts gewidmet, das im kommenden Monat mit einem Kolloquium bei der Werner-Reimers-Stiftung beginnen soll. Es handelt sich um ein „Deutsches Klassiker-Wörterbuch“, das unter dem Patronat der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung aus den Quellen erarbeitet werden soll, wobei auch eine Zusammenarbeit mit der Akademie der Wissenschaften der DDR eingeleitet ist. Dieses auf einen Großband angelegte Wörterbuch soll von unseren klassischen Autoren – im weitesten Sinne des Klassikbegriffs: von Lessing bis Fontane – diejenigen wichtigsten Wörter enthalten, die in der Gegenwartssprache nicht mehr oder nur mit veränderter Bedeutung enthalten sind. Wir wollen, daß dieses Wörterbuch in der Hand des Lehrers und möglichst auch des Schülers im In- und Ausland zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel wird, um unsere Klassiker nicht nur lesen, sondern auch verstehen zu können.

Als letzten Schwerpunkt unserer Institutsarbeit will ich jetzt noch die Fachsprachenforschung kurz charakterisieren. Wir haben sie deshalb in unser Forschungs- und Lehrprogramm aufgenommen, weil gerade viele Ausländer mit fachsprachlichen Bedürfnissen und Interessen nach Deutschland kommen, denen wir auch gerne entsprechen wollen, sofern es nicht auf Kosten der Sprachkultur geschieht. Nicht wenige Arbeiten des Instituts, die zum Teil auch in unserer Publikationsreihe „Studien Deutsch“ im Münchner iudicium Verlag erschienen sind, befassen sich mit fachsprachlichen Problemen, zwei davon beispielsweise allein mit der Fachsprache des Patentwesens.

Neuerdings verlagert sich unser Interesse hier mehr auf das Gebiet der Wissenschaftssprache. Welchen Gebrauch macht die Wissenschaft, und das heißt natürlich immer die internationale Wissenschaft, von der deutschen Sprache, oder ist diese Frage bereits, wenigstens was die sogenannten „harten“ Wissenschaften betrifft, durch eine um sich greifende Anglophonie gegenstandslos geworden? Nach dem Auftakt eines in Zusammenarbeit mit dem Börsenverein des deutschen Buchhandels in Konstanz durchgeführten Kolloquiums hat die Forschungsarbeit hier auf breiter Front eingesetzt und auch bereits die ersten beiden Dissertationen hervorgebracht. Auch von der praktischen Seite wird das Problem angepackt. So führen wir seit 1986, zunächst im Zweijahres-

rhythmus, nun aber jährlich, in Zusammenarbeit mit der Robert-Bosch-Stiftung dreiwöchige Seminare für junge französische Geistes- und Sozialwissenschaftler durch. Diese Seminare dienen zur Einführung in neue Wege dieser Wissenschaften in Deutschland, in Verbindung mit einem intensiven Sprachkurs in den betreffenden Wissenschaftssprachen.

Nun soll aus all diesen Ansätzen, voraussichtlich ab Herbst 1989, ein größeres Forschungsprojekt zur Wissenschaftssprache im Rahmen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin zustande kommen, das auch bereits bewilligt ist. Es soll die Frage beantworten: Wie sprachförmig sind eigentlich die Wissenschaften, und was kann man in den verschiedenen Wissenschaften unter Sprachkultur verstehen? So zeigt sich auch hier, daß mit dem Begriff Sprachkultur das Alpha und das Omega unserer Arbeit bezeichnet ist, voraussichtlich auch in der zweiten Dekade unserer Existenz an der Universität München.

---

## 30 Jahre Geschwister-Scholl-Institut

Mit einem umfangreichen Programm feierte das Geschwister-Scholl-Institut für politische Wissenschaft das 30jährige Jubiläum. Im Mittelpunkt stand am 28. und 29. November 1988 ein Symposium „Perspektiven für Europa“, das mit Grußworten von Rektor Prof. Dr. Wulf Steinmann und Staatssekretär Dr. Thomas Goppel eröffnet wurde.

Daneben waren vier weitere Veranstaltungen dem Jubiläum gewidmet:

Auf Initiative von Prof. Schneider wurde im Wintersemester 1988/89 eine Ringvorlesung „Die deutsche Teilung“ veranstaltet. unter den Referenten war auch Bundesministerin Dr. Dorothee Wilms.

Aus Anlaß des 20jährigen Bestehens des „Seminars für Internationale Politik“ und im Rahmen der 30-Jahr-Feier des Geschwister-Scholl-Instituts fand unter Leitung von Prof. Kindermann vom 24. bis 26. 11. 1988 in München und Landshut eine deutsch-amerikanische Konferenz zum Thema „Realismus und Neorealismus in der Theorie und Praxis der internationalen Politik – Hans Morgenthau und die Folgen“ statt.

In Zusammenarbeit mit der Österreich-Bayerischen Gesellschaft veranstaltete das Seminar für Internationale Politik unter Leitung von Prof. Kindermann eine Foto- und Dokumentationsausstellung „Österreichs Staat als Angriffsziel und Gegner des Nationalsozialismus“, die vom 1. 12. 1988 bis 27. 1. 1989 im Bayerischen Hauptstaatsarchiv zu sehen war.

Zum Andenken an den Institutsgründer fand unter Leitung von Prof. Opitz am 15./16. 12. 1988 im Geschwister-Scholl-Institut ein „Internationales Voegelin-Symposion“ statt.

## Schirmherr für das Seniorenstudium

*Altministerpräsident Dr. h.c. Alfons Goppel hat die Schirmherrschaft über das Seniorenstudium der Universität übernommen. Die Universität gestaltete aus diesem Anlaß einen festlichen Abend am 8. Dezember 1988 in der Großen Aula der Universität. Nach den hier abgedruckten Ansprachen von Präsident Prof. Dr. Wulf Steinmann und Prof. Dr. Dr. Eugen Biser hielt Altministerpräsident Dr. h. c. Alfons Goppel den Festvortrag zum Thema: „Der neue Bildungsauftrag nach 1945“. Die musikalische Umrahmung der Feier besorgte das Bläserensemble des Münchner Motettenchores.*

### *Grußwort von Präsident Prof. Dr. Wulf Steinmann*

Zum festlichen Abend des Seniorenstudiums möchte ich Sie in der Aula unserer Universität begrüßen und herzlich willkommen heißen. Wir haben das Seniorenstudium vor einem Jahr neu eingeführt. Es war ein Wagnis, und heute kann man sagen, daß der Anfang geglückt ist und alle Aussicht besteht, daß dieses Unternehmen ein Erfolg wird. Schon von Anfang an hatten wir die Absicht, Sie, sehr verehrter Herr Altministerpräsident, zu bitten, die Schirmherrschaft zu übernehmen. Daß wir dies nicht schon vor einem Jahr getan haben, zeigt, daß wir uns nicht ganz sicher waren; wir wollten zunächst einmal sehen, ob sich unsere Erwartungen erfüllen und damit hinlänglich sicher sein konnten, Ihnen die Schirmherrschaft über ein erfolgreiches Unternehmen anzutragen. Wir haben vor einem Jahr mit 250 Teilnehmern angefangen, heuer sind es bereits mehr als doppelt so viele.

Für die Übernahme der Schirmherrschaft, sehr verehrter Herr Altministerpräsident, sind wir Ihnen zu dieser Zeit besonders dankbar, denn es hat neben dem Erfolg neuerdings auch einige Kritik gegeben. Von der Öffentlichkeit, insbesondere von Politikern, wurde wiederholt gefragt: Habt Ihr denn immer noch nicht genügend Studenten? Mit dem Seniorenstudium erhöht Ihr doch nur die Studentenzahl. Das ist nun gewiß nicht der Grund, weshalb wir das Seniorenstudium eingeführt haben. Aber da Senioren darauf gewartet haben und da es gerade in München viele Interessenten gibt, konnten wir auch nicht warten, bis die Studentenzahl irgendwann einmal sinkt. Daß das Seniorenstudium in einer Zeit begonnen hat, in der die Überfüllung der Universität so groß ist wie nie zuvor, zeigt aber deutlich, daß wir diese Aktivität nicht als eine Ersatzbeschäftigung für die Zeiten sinkender Studentenzahlen betrachten, sondern Sinn und Notwendigkeit dieses Unternehmens unabhängig von der derzeitigen Überlast sehen.

Freilich darf das Seniorenstudium die Studienbedingungen der regulären Studenten nicht noch weiter verschlechtern. Deshalb konnte es nur begonnen werden, weil sich emeritierte und pensionierte Professoren bereitgefunden haben, Lehrverpflichtungen freiwillig zu übernehmen und weil aktive Professoren – und zwar auch solche, die wahrlich einer großen Belastung ausgesetzt sind – bereit waren, zusätzlich dazu weitere Pflichten im Rahmen des Seniorenstudiums zu übernehmen. Ich möchte allen diesen Professoren heute im Namen der Universität und im Namen der Teilnehmer am Seniorenstudium herzlich für diese Bereitschaft und dieses Engagement danken. Mein Dank gilt ebenso den Initiatoren, die die Idee zum Seniorenstudium gehabt haben und in vielen vorbereitenden Gesprächen die Form gefunden haben, die jetzt realisiert worden ist. Besonderen Dank schulden wir hier Herrn Ministerialdirektor Dr. Böck und den Herren Professoren Frühwald, Hölscher, Müller-Seidel, Scheuermann und Hatto Schmitt und selbstverständlich in erster Linie Herrn Professor Biser, der der spiritus rector des ganzen Unternehmens war und

ist. Danken möchte ich aber auch den Mitarbeiterinnen von Professor Biser, Frau Konrad und Frau Bayerstadler, die mit ihrem Engagement und ihrer verbindlichen Art dafür sorgen, daß die Teilnehmer am Seniorenstudium freundlich empfangen und gut beraten werden.

Von Anfang an haben wir das Seniorenstudium so geplant, daß das Abitur oder eine andere Art der Hochschulzugangsberechtigung als unerläßliche Voraussetzung für die Teilnahme gefordert wurde. Wir wollten damit ein einheitliches Niveau von Vorkenntnissen sicherstellen. Natürlich kann man auch ein Studienangebot für breite Bevölkerungsschichten entwickeln, ohne die Hochschulzugangsberechtigung fordern zu müssen. Wir sind dazu von vielen Seiten immer wieder gedrängt worden. Aber ein solches Studium wäre ein anderes als das, was wir einrichten wollten. In unserem Seniorenstudium war von Anfang an ein wesentlicher Gesichtspunkt, daß Seniorenstudenten zusammen mit jungen Studenten an Lehrveranstaltungen teilnehmen. Diese gemeinsamen Lehrveranstaltungen sollten der Begegnung und dem Gespräch zwischen den Generationen dienen. Diese Begegnung kann auch in regulären Lehrveranstaltungen stattfinden, soweit sie nicht überfüllt sind und sich Sinn und Zweck der Lehrveranstaltung dadurch nicht grundsätzlich ändert. Ein solches Studium aber setzt ein einheitliches Niveau von Vorkenntnissen zwingend voraus. Und deswegen haben wir von Anfang an auf der Hochschulzugangsberechtigung bestanden und werden dies auch weiter tun.

Damit aber wird ein weiterer Kritikpunkt, der in letzter Zeit geäußert worden ist, gegenstandslos. Mit unserem Seniorenstudium stehen wir nicht im Wettbewerb mit den Volkshochschulen und den anderen Einrichtungen der Erwachsenenbildung. Die Kritiker meinen, ein solcher Wettbewerb sei unlauter, weil die Volkshochschulen Gebühren erheben müssen, das Seniorenstudium aber gebührenfrei ist. *Wer sich bei uns für das Seniorenstudium als Gasthörer einschreibt, könnte sich nach den rechtlichen Bestimmungen als regulär Studierender in einen der nicht zulassungsbeschränkten Studiengänge immatrikulieren.* Eine Gebührenpflicht für das Seniorenstudium erscheint also unter diesen Gesichtspunkten nicht gerechtfertigt.

Wir bitten Sie, verehrter Herr Altministerpräsident, als Schirmherr des Seniorenstudiums dieser ungerechtfertigten Kritik entgegenzutreten. Dieses junge Unternehmen Seniorenstudium bedarf des Schutzes, aber ich bin sicher, es wird sich unter Ihrer Schirmherrschaft weiterentwickeln und zur Blüte kommen. Dazu wünsche ich Herrn Professor Biser und allen beteiligten Professoren sowie allen Teilnehmern Glück und Erfolg.

## Studium und Sinnfindung

*Prof. Dr. Dr. Eugen Biser*

Wie die steil ansteigende Zahl der Einschreibungen beweist, erfreut sich das von der Universität München eingerichtete Seniorenstudium einer zunehmenden Akzeptanz. Das heißt freilich nicht, daß es allseits mit Zustimmung aufgenommen wurde. Im Gegenteil: Die letzten Monate standen weithin im Zeichen insistenter Bemühungen, das Existenzrecht des Angebots gegen Einsprüche, vor allem von Seiten der institutionalisierten Erwachsenenbildung, klarzustellen. Im Grunde kann das mit einem einzigen Satz geschehen: das Seniorenstudium ist ein ausgesprochen akademisches Angebot, ein integrales Element der Universität, und darum kein Unternehmen, das den unterschiedlichen Formen der Erwachsenenbildung Konkurrenz machen oder ihnen auch nur in die Quere kommen könnte. Unsere Hoffnung besteht nun aber darin, daß dieser Konflikt mit dem Tage der Übernahme der Schirmherrschaft durch Altministerpräsident Dr. Alfons Goppel endlich beigelegt ist.

Doch könnte der – hoffentlich ausgestandene – Konflikt gerade heute Anlaß sein, einen Augenblick über das inneruniversitäre Pendant der äußeren Kontroverse nachzudenken und auf die Frage nach dem Existenzrecht der Senioren im Raum der Universität einzugehen. Wie schon oft gesagt wurde, erfüllen sich viele von ihnen damit einen Jugendtraum, dessen Verwirklichung an der wirtschaftlichen Notlage von damals gescheitert war. Aber sie erfüllen sich ihn in neuer Absicht: nicht mehr zum Ziel der Berufsanbahnung, sondern in der Hoffnung, nach Beendigung ihrer Berufstätigkeit ein neues Feld geistiger Betätigung, wissenschaftlicher Information, philosophischer Reflexion, kurz, geistiger Sinnfindung zu gewinnen. Im Bewußtsein, dieses Feld auch tatsächlich gefunden zu haben, liegt zweifellos der Grund für die so lebhafteste Akzeptanz. Aber hat die Universität dafür auch wirklich einen inneren Raum? Entspricht das ihrem Selbstverständnis?

Bis tief in die erste Jahrhunderthälfte hinein hätte man in dieser Frage skeptisch verbleiben, vielleicht sogar votieren können. Im Sinne der damals noch ungebrochen geltenden Fortschrittsideologie begriff sich die Universität als Einrichtung der Wissensmehrung und Wissensvermittlung, die ihren Sinn – nach Art eines elitären Selbstzwecks – in sich selber trug. Dann aber kam es an recht gegenständigen Stellen zu zwei Entdeckungen, die eine völlig neue Perspektive eröffneten. Im Feld der Mikrophysik war es die Erkenntnis, daß – mit Carl-Friedrich von Weizsäcker gesprochen – der Dualismus von Teilchen und Welle den Menschen auf überraschende Weise in das physikalische Geschehen einbezieht. „Die Wechselwirkung des Beobachters mit dem Atom“ ist nach Weizsäcker zu einem der „Grundbegriffe in der Analyse der heutigen Physik“ geworden. Und unter Berufung auf die Erkenntnis, „daß das Beobachtete schon durch den Beobachter mitgestaltet“ wird, hob der Theologe Rudolf Bultmann darauf ab, daß sich auch die wirkliche Begegnung mit der Geschichte „nur im Dialog“ vollziehen könne. Nur zu dem redet sie wirklich, der sich von ihr bewegt und betroffen fühlt, nicht aber zu dem, der ihr mit zugestopften Ohren in kalter Neutralität entgegentritt. Die zusammenfassende Deutung dieser wahrhaft revolutionären Positionen hatte lange zuvor schon Sören Kierkegaard gegeben, als er in seiner Schrift ‚Die Krankheit zum Tode‘ (von 1849) dem Systemdenker vorwarf, er gleiche dem Erbauer eines hochgewölbten Palastes, der jedoch verabsäumte, darin eine Wohnung für sich selber vorzusehen, weil er es vorziehe, nebenan, in einer Scheune oder gar in einer Hundehütte zu hausen. Danach erstrahlt das System – und Gleiches gilt von seiner institutionellen Selbstdarstellung im geistigen Aufbau der Universität – zwar im Glanz seiner kunstvoll gefügten Architektur; doch wird dieser Glanz durch den Umstand verdunkelt, daß es dem nach Sinn und geistiger Unterkunft suchenden Menschen keinen Raum bietet.

Mit der Aufnahme der Senioren hat die Universität München bewiesen, daß sie sich nicht nur dem traditionellen Ziel der Forschung und Lehre verpflichtet fühlt, sondern auch dem nach akademischer Bildung und geistiger Sinnfindung strebenden Menschen ein Unterkommen in ihrem Geistesraum bietet. Sie darf mit diesem Entgegenkommen aber auch umgekehrt gerade von den älteren Studierenden erwarten, daß sie nicht nur dankbare Nutznießer ihres Angebots bleiben, sondern aus der Rolle von Zaungästen hervortreten, um durch ihre engagierte Mitarbeit auf die Hebung der Atmosphäre hinzuwirken und durch ihre Dialogbereitschaft zu jenem Gespräch der Generationen beizutragen, das aufgenommen werden muß, wenn der Rat, die Erfahrung und die Weisheit der Alten, die von unserer juvenal strukturierten Gesellschaft oft sträflich vernachlässigt werden, mehr als bisher dem Zusammenleben der Menschen zugute kommen sollen.

## Besuch Minister Möllemanns in München



Sehr turbulent verlief der Besuch von Bildungsminister Jürgen Möllemann am 12. Januar 1989 in der Universität. Tumulte und Speichhöre verhinderten einen Vortrag des Ministers im Auditorium Maximum. Nach etwa einer halben Stunde verließ der Minister den Hörsaal. Im Januar 1989 gab es – wie überall in der Bundesrepublik – auch in München zahlreiche studentische Protestaktionen, um auf die schlechten Studienbedingungen aufmerksam zu machen. (Foto Marcus Schlaf)

---

## Vorlesungen zur Gegenwartsliteratur

Große Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit fanden die „Vorlesungen zur Gegenwartsliteratur“ von Rainer Kunze im Januar 1989. In vier Vorträgen sprach er über „Konsequenzen des Ästhetischen“. Die Vorlesungen gälten, so Kunze, den Folgen, die sich aus dem Wesen des Kunstwerks für den Künstler selbst und für denjenigen ergeben, der sich auf ein Kunstwerk einläßt.

Im Sommersemester 1990 hielt – ebenfalls viel beachtet – Sten Nadolny die Vorlesungen zur Gegenwartsliteratur. Sein Thema war „Das Erzählen und die guten Absichten“. Im Wintersemester 1990/91 hielt Barbara Frischmuth die Vorlesungen über „Traum der Literatur – Literatur des Traumes“.

# Gedächtnisvorlesung „Weiße Rose“ 1989

*Die Gedächtnisvorlesung für die „Weiße Rose“ am 16. Februar 1989 hielt Prof. Dr. Peter Steinbach, Professor für Politikwissenschaft an der Universität Passau und zugleich wissenschaftlicher Leiter der Ständigen Ausstellung „Widerstand gegen den Nationalsozialismus“ in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin.*

## „Erinnerung – aktives Gedenken“

### *Annäherungen an den Widerstand*

Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir die Möglichkeit geben, durch eine Gedächtnisvorlesung zur Erinnerung an die Widerstandsgruppe um Hans und Sophie Scholl, um Alexander Schmorell und Willi Graf, um Christoph Probst und Kurt Huber beizutragen. Der Freundeskreis der Münchner Weißen Rose war beträchtlich größer als die Zahl dieser Namen, die nach dem Krieg zum Symbol des reinen, des nicht macht- und einflußorientierten, des moralischen Widerstands geworden sind. Es war gut, daß die überlebenden Angehörigen – zuallererst Inge Aicher-Scholl – das Bild dieses reinen Widerstands zu einer Zeit in die Herzen der Überlebenden und zunehmend auch der Nachgeborenen gepflanzt haben, als der Widerstand gegen den Nationalsozialismus nicht nur um seine Anerkennung und Würdigung im öffentlichen Bewußtsein ringen mußte, sondern auch viele Zeitgenossen ihre Anpassungs- und Folgebereitschaft, ihren fehlenden Mut und ihr Versagen vor dem Nationalsozialismus durch eine Diffamierung von Exil und Widerstand rechtfertigen wollten.

Einen Nachklang dieser Stimmung der frühen fünfziger Jahre, die Widerstandskämpfer als Landesverräter bezeichnete und deren Angehörige für den Fall eines erneuten Regimewechsels sogar bedrohte, ist heute in den Erinnerungen jener spürbar, die kein Problem darin erblicken, „dabeigewesen“ zu sein und den Widerstand gegen den Nationalsozialismus auf den Ehrgeiz von „Monokelfritzen“ zu reduzieren versuchen. Wie anders wäre die Geschichte unserer Annäherung an den Widerstand verlaufen, wenn wir die frühe Frage von Marie-Luise Kaschnitz, im Sommer 1945 in der Zeitschrift „Die Wandlung“ veröffentlicht: „Und was tatest DU?“ oder die wenig später veröffentlichten Überlegungen der aus Deutschland vertriebenen Hannah Arendt über den „Familienvater“ als den großen Abenteuerer des 20. Jahrhunderts ernster genommen hätten. Kaschnitz warnte ihre Zeitgenossen in der Stunde ihrer Befreiung davor, sich trotzig und selbstgerecht der Frage nach ihrem persönlichen Verhalten zu verschließen. Und Hannah Arendt klagte nicht nur das Sekuritätsstreben derjenigen an, die aus Angst vor ihrer persönlichen Zukunft gefügig wurden und in ein verbrecherisches Unternehmen eingebunden worden waren, sondern bezog sich, die Emigrantin, selbst in die Schuld Diskussion ein.

Es lohnt sich, sie wörtlich zu zitieren:

„Seit vielen Jahren begegnen mir Deutsche, welche erklären, daß sie sich schämten, Deutsche zu sein. Ich habe mich immer versucht gefühlt, ihnen zu antworten, daß ich mich schämte, ein Mensch zu sein. Diese grundsätzliche Scham, die heute viele Menschen der verschiedensten Nationalitäten miteinander teilen, ist das einzige, was uns gefühlsmäßig von der Solidarität der Internationalen verblichen ist.“

Sie, die sich ebenso wie die Regimegegner und Widerstandskämpfer an der „inneren Front“ auf ihren „Stoßseufzer“ hätte berufen können: „Gott-sei-Dank-ich-bin-nicht-so“, lebt seit der nationalsozialistischen Zeit „in Furcht und Zittern“, wie sie schreibt, mit der Vorstellung, „wesen alles der Mensch fähig ist“ – ja mehr noch: sie sieht in der zeitgeschichtlichen Erfahrung der

NS-Zeit eine entscheidende Vorbedingung des modernen politischen Denkens. Ihre Hoffnung bleibt, daß alle Nachlebenden eine „genuine Angst vor der notwendigen Verantwortung des Menschengeschlechts haben, wenn es darum geht, gegen das ungeheure Übel, das Menschen anrichten können, furchtlos und kompromißlos und überall zu kämpfen.“

Die Geschichte des Widerstands gegen den Nationalsozialismus verkörpert die Geschichte der Alternative zur willigen und feigen, zur bequemen und gedankenlosen Nachfolge, die nicht als Verstrickung, sondern als Mitwirkung an den nationalsozialistischen Gewaltverbrechen begriffen werden muß. Diese Feststellung allein reicht jedoch nicht aus, um die grundsätzliche politische Bedeutung des Gesamtwiderstands zu erfassen. Er will über seine eigene Zeit hinauswirken, so sehr er auch in seiner eigenen Gegenwart gegen den Nationalsozialismus kämpft, Mitläufer aufzurütteln sucht und das Recht zum Widerstand gegen eine menschenverachtende Führung als Grundrecht proklamiert. Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus überläßt dem Gegner nicht die Zukunft – aus diesem Willen erwächst der Zukunftsoptimismus, der uns bis heute anrührt, weil er belegt, daß die aus der Gemeinschaft in die Einsamkeit verstoßenen Widerstandskämpfer über ihre Zeit hinausblickten und handelten. Damit beginnt aber unsere Verantwortung. Denn der „Zukunftsoptimismus“ der Regimegegner hat sich in unserer Zeit zu verwirklichen und zu bewähren. Erinnerung an die Ereignisse, an die Menschen und an die Opfer der Vergangenheit reicht nicht aus denn sie steht immer in der Gefahr, ritualisiert zu werden. Insofern unterliegt die Erinnerung sogar einer besonderen Gefahr, die Werner Zehden als Gefahr der runden Zahl, als Ausdruck der Herrschaft der Nullen über das Geschichtsbewußtsein bezeichnet hat.

Erinnerung hat vielmehr eine besondere politische Funktion, die sich nicht in der Verpflichtung von Politikern und Festtagsrednern erschöpft, anläßlich runder Tage eine „wichtige Rede“ zu halten. Die Erinnerung hat vielmehr eine ganz eigene Bedeutung für die politische Maßstabbildung – sie ist nicht Gelegenheit für die politisch vermittelte Sinnggebung und Sinnstiftung im Sinn der umstrittenen Geschichtspolitik, sondern kann nur der Anlaß für ein grundsätzliches Nachdenken über das Politische, über Ziele und Grenzen, Gefährdungen und Gefahren des Staates und der Gesellschaft, nicht zuletzt aber des Menschen im Spannungsfeld von Staat und Gesellschaft sein. Politik meint dabei nicht vorrangig die Handlungen derjenigen, die über die Macht verfügen, gesamtstaatliche Ziele zu verwirklichen, Gehorsam zu erzwingen oder Gewalt zu gebrauchen. Politik ist auch durch die Beziehungen der Menschen miteinander geprägt. Politische Auseinandersetzungen sind deshalb niemals allein Auseinandersetzungen um Macht und Herrschaft, sondern spiegeln stets auch den Umgang der Menschen miteinander, die über das Ziel ihres Gemeinwesens gerade in der pluralistischen Gesellschaft Konflikte austragen müssen und dabei nicht vom Mitmenschen zum Gegenmenschen, zum Feind im Sinne von Carl Schmitt, werden dürfen.

Es ist wichtig, sich auf die klassische Definition des Politischen zu besinnen, um die Bedeutung der Erinnerung für das Zusammenleben der Menschen, für ihre das Politische konstituierenden Beziehungen, erfassen zu können. Diese Bedeutung der Erinnerung für die Klärung von Grundfragen politischer Gestaltung stellt für mich die Voraussetzung für aktives Gedenken, für „erarbeitete Erinnerung“ dar.

Die unauflöbliche Einheit von Erinnerung und Politik ist bereits in der antiken politischen Philosophie, auf die wir uns in Bayern so häufig wie gern berufen, reflektiert worden. Nahezu allen Menschen ist einmal die Formel begegnet, daß der Mensch ein „politisches Wesen“ ist, ein Wesen, das im Unterschied zu allen anderen Wesen mit seinen Mitmenschen ein Gemeinwesen bildet. Der Mensch als politisches Wesen ist ein polis-bildendes Wesen, nach der Überzeugung des Aristoteles ein Wesen, das mit anderen Menschen zusammenleben muß, um überhaupt menschenwürdig, als Mensch und bestimmungsgemäß, leben zu können. Der Mensch lebt auf Grund seiner Natur

und nicht bloß aus Zufall innerhalb eines Gemeinwesens – außerhalb hat er keine Chance, seiner Natur entsprechend, also bestimmungsgemäß, menschenwürdig, im Einklang mit der Würde des Menschen, zu leben.

Dies ist ein tröstliches und zugleich ein fragwürdiges Bild. Denn die gesamte menschliche Geschichte und zumal die Geschichte unserer Zeit zeigt, daß der Satz des Aristoteles kaum die Wirklichkeit der Menschheitsgeschichte trifft. Deshalb muß er aber nicht falsch sein. Denn wir wissen seit Aristoteles, daß der Mensch sein Gemeinwesen selbst schafft. Es kommt nicht vom Himmel, sondern es hängt von seinem Verhalten, von seinem Politikverständnis, von seinen Entscheidungen ab. Der Mensch ist nicht mehr der Herrschaft ausgeliefert, sondern er kann an ihr selbst teilhaben. Er kann politische Ordnung gestalten und muß politische Klugheit entwickeln, um sich über politische Ziele zu verständigen. Er muß Institutionen schaffen, die dem Gemeinwesen Stabilität verleihen und den einzelnen Menschen, der Egoist sein mag und sich durch den Willen, Herrschaft über Mitmenschen auszuüben, auszeichnet, zu zähmen. Die wichtigste Institution zum Schutz des Menschen vor der Willkür seiner Mitmenschen und der Herrschenden ist das Recht, das wichtigste Mittel zur Verständigung über politische Angelegenheiten ist die Sprache, und eine der wichtigsten Aufgaben des Gemeinwesens ist die Erziehung zu einer Ordnung, die sich aus der Verpflichtung für menschenwürdige Zustände rechtfertigt. Diese Grundgedanken mögen heute manchem fremd erscheinen – für die Mitglieder der „Weißen Rose“ waren sie Voraussetzung ihres Denkens und Handelns. Deshalb heißt es im 3. Flugblatt: „Wir wollen hier nicht urteilen über die verschiedenen möglichen Staatsformen, die Demokratie, die konstitutionelle Monarchie, das Königtum usw. Nur eines will eindeutig und klar herausgehoben werden: Jeder einzelne Mensch hat einen Anspruch auf einen brauchbaren und gerechten Staat, der die Freiheit des Einzelnen als auch das Wohl der Gesamtheit sichert. Denn der Mensch soll nach Gottes Willen frei und unabhängig im Zusammenleben und Zusammenwirken der staatlichen Gesellschaft sein natürliches Ziel, sein irdisches Glück in Selbständigkeit und Selbsttätigkeit zu erreichen suchen.“

Im Zuge der Erinnerung, die aktives, also nicht nur antiquarisches Gedenken sein will, lassen sich Grundprinzipien einer menschenwürdigen Ordnung immer neu sichern. Denn Erinnerung ist niemals nur das Festhalten eines vergangenen Ereignisses, sondern sie lebt aus der Reflexion, aus dem Nach-Denken, aus dem Austausch von ganz unterschiedlichen Erfahrungen mit der Geschichte und aus der Geschichte. Deshalb bedarf die Gemeinsamkeit der Erinnerung im Sinn der politischen Philosophie der Antike. Und insofern gehört die Tätigkeit des Erinnerns auch zu den außerordentlich wichtigen politischen Tätigkeiten.

Wenn man diesen Zusammenhang hervorhebt, setzt man sich allerdings der Gefahr aus, mißverstanden zu werden. Denn heute wird allerorten gefordert, wir sollten unsere Geschichte annehmen, Stolz auf die Geschichte entwickeln, nationale Geschichte gleichsam besetzen, denn wer die Geschichte zum staatlichen Besitz gemacht hat, Geschichtsbilder bestimmt und in der Lage ist, die Geschichtsdiskussion zu beeinflussen, der soll auch die Zukunft besser verfügbar gemacht haben. Geschichte erschöpfe sich keineswegs allein in den dunklen Jahren der Verfolgung und Entrechtung, des Krieses und der Endlösung.

Eine derartige Aufspaltung der Geschichte ist unredlich. Denn zum einen lebt sie aus der Unterstellung, Geschichte sei aufteilbar – in einen schwarzen und in einen hellen Strang. Für jeden geschichtsbewußten Menschen ist Geschichte unteilbar, und gerade aus dieser Unteilbarkeit folgt die Möglichkeit, Geschichte als Last und als Chance zu begreifen: Neben Auschwitz steht Plötzensee, neben Maidanek, Mauthausen, Dachau steht Stadelheim, neben Sachsenhausen und Buchenwald wird die Hinrichtungsstätte Brandenburg sichtbar. Zum anderen argumentieren die Vertreter der These von der aufteilbaren Geschichte stillschweigend mit der Unterstellung, es

käme demjenigen, der negative Entwicklungen deutscher Zeitgeschichte anspricht, auf eine historisch rückverlängerte Nestbeschmutzung an.

Die Geschichte des Widerstands läßt sich in die unteilbare deutsche Geschichte in besonderer Weise integrieren. Zum einen ist Widerstand auf die Wirklichkeit des nationalsozialistischen Staates bezogen. Widerstand läßt sich nicht verstehen, wenn man übersieht, wogegen er sich richtete. Als heller Strang der Geschichte macht er zugleich den schwarzen Strang sichtbar. Zum anderen wird das Bild des Widerstands auf das Politikverständnis und das Menschenbild unserer Verfassung bezogen werden können, die sich zu allen Problemen bekennt, die aus der Pluralität der Menschen folgen können. Gerade die Breite und Vielfältigkeit des Widerstands, die Vielzahl von Motivationen und Zielen, von Wegen in den Widerstand und Wegen im Widerstand, macht diese Pluralität der Menschen deutlich, die ein Gemeinwesen bilden.

Wenn Geschichte zum Gegenstand der Politik, Erinnerung und aktives Gedenken zum Feld der Geschichtspolitik wird, droht gerade in einer pluralistischen Gesellschaft mit vielen Geschichtsbildern und historischen Deutungen von Ereignissen die genuin politische Dimension der Widerstandsgeschichte verschüttet zu werden. Seit der Befreiung vom Nationalsozialismus ist diese Geschichte durch politische Diskussionen beeinflusst worden. Eine Fülle von Widerstandsdiskussionen hat die Geschichte der Bundesrepublik Deutschland begleitet und dabei auch den Zugang zum historischen Widerstand bestimmt. Die Annäherung an den Widerstand war deshalb stets kontrovers, sie war schwierig, und nicht selten sind die Stationen dieser Annäherung durch verzerrte Gegenwartsperspektiven, durch Fehlurteile, durch ein Gewichten der Risiken und Aktionen, der Leistungen und Grenzen, der unterstellten „nationalen“ Substanz einzelner Gruppen und ihrer Ziele markiert. Immer wieder versuchten gesellschaftliche und politische Gruppen, an der Spitze die beiden großen Kirchen und die Parteien, ihre spezifische Identität aus dem Widerstand abzuleiten. Zu allen Zeiten versuchte man, Kontinuitätslinien zum Widerstand zu bilden, Verbindungen über die Zeiten zu schlagen und so das „Vermächtnis“ des Widerstands zu reklamieren. Dieses Vorgehen eignete sich zugleich zur Ausgrenzung, denn mit der Reklamation der Kontinuität stellte sich die Notwendigkeit ein, die Ansprüche anderer abzuwehren.

Zur organisatorischen Identitätsstiftung eignet sich der Widerstand nur wenig, denn er ist nur in seiner frühen Phase, dem politischen Massenwiderstand von Sozialdemokratie und Kommunisten, von Anhängern des politischen Katholizismus und der Gewerkschaften, Gruppenwiderstand. Der Widerstand von Christen stellt sich zur gleichen Zeit bereits viel deutlicher als Widerstand einzelner und weniger dar. Und schließlich ist die Position des Widerstandskämpfers nahezu gänzlich durch seine Einsamkeit charakterisiert. Auch Marie-Luise Kaschnitz hat „Fremdheit“ und „Einsamkeit“ als Kennzeichen des Regimegegners beschworen: „Wer moralisches Bedenken erhob, war ein Sonderling“, schrieb sie und fuhr fort: „Und vereinsamte uns schon das Leben, so stieß uns die Hoffnung vollends aus dem Kreis der Gemeinschaft aus.“ Wer gegen Hitlers Herrschaft Widerspruch erhob oder Widerstand leistete, konnte sich in der Regel nur auf einen sehr kleinen Kreis Gleichgesinnter stützen. Ehemalige Mitschüler, Studienfreunde, Familienangehörige – sie waren, wie auch im Fall der Weißen Rose – die Voraussetzung für ein Handeln aus Distanz, für ein Denken aus Dissidenz, für einen letzten Schritt in das Risiko, in die Konspiration, in die Schutzlosigkeit, die der Nationalsozialismus geradezu institutionalisiert hatte.

Und je länger sich die Nationalsozialisten behaupteten, desto kleiner und geschlossener wurde dieser Kreis – zunächst, weil die Zahl der Opfer nationalsozialistischer Unterdrückung immer mehr wuchs, dann, weil immer mehr Deutsche der Propaganda von der nationalsozialistischen Erfolgsgeschichte erlagen, und dies bedeutete: immer mehr, unübersehbar viele ließen sich vom Programm der „Volksgemeinschaft“ und der angeblichen Faszination außenpolitischer und militärischer Erfolge, der „Revision“ des Versailler Friedenssystems blenden und gefangennehmen,

schließlich geradezu resektions- und handlungsunfähig machen.

Ich denke, dieser Hinweis auf die breite Anpassung der Bevölkerung ist notwendig, um die Besonderheit des Widerstands als eine Steigerung von der Nonkonformität über Protest und Zivilcourage bis hin zur Verweigerung, zum aktiven Umsturzversuch zu begreifen. In der Auseinandersetzung mit dem passiven Gehorsam und mit der Nachfolgebereitschaft, die sich bis zum Entschluß steigerte, eher den Tod erleiden zu wollen als den Verstrickungsgefahren zu erliegen und so schuldig zu werden, entwickelte sich die Lebens- und Leidensgeschichte der Regimegegner ganz unterschiedlicher Traditionen und Richtungen, die uns bis heute Respekt abnötigt und sich gegen die Beeinflussungs- und Überlieferungsversuche derjenigen, die dem Nationalsozialismus erlegen sind oder sich – im Sinne von Kaschnitz – als Überlebende rechtfertigen wollen, schließlich durchsetzen können.

Hier werden Dimensionen menschlicher Größe sichtbar, die aus der Verantwortlichkeit für das eigene Gewissen und die Prinzipien der Menschlichkeit resultierten. Niemals war das Handeln der Regimegegner Ausdruck eines blinden Aktivismus und einer politischen Entfremdung der Gemeinschaft gegenüber, die in ihrer politisch-philosophischen Dimension durch das Schlagwort von der „Volksgemeinschaft“ nicht charakterisiert werden konnte, sondern sich auf das Menschenbild des Aristoteles bezog. Aus diesem Grunde war das tragende Prinzip des Widerstands auch nicht „Zersetzung“, wie die Nationalsozialisten behaupteten und manche vor allem im Hinblick auf Widerstandsgruppen wie die „Rote Kapelle“, also die Widerstandsgruppe um Arvid Harnack und Harro Schulze-Boysen, oder den Kampf von außen, aus dem Exil oder den Kriegsgefangenenlagern, bis heute kolportieren. Vielmehr läßt sich in den Maximen des Widerstands der Kern *einer menschenwürdigen Politik greifen, die sich in der antiken Philosophie ebenso wie in den Flugblättern der Weißen Rose findet und darauf abzielt, Individuum und Staat in gleicher Weise zu verpflichten und zu binden.*

Die Auseinandersetzung mit dem Widerstand eignet sich deshalb weder zur gruppen- und organisationsspezifischen Traditionsbildung, weil der Widerstand keinem gehört, von Politikern nicht zu „besetzen“ ist, nicht in der Lage ist, das Handeln und die Ziele gegenwärtig streitender Organisationen widerspruchs- und problemlos zu legitimieren. Widerstand eignet sich aber auch nicht zur „Ausgrenzung“ von Kontrahenten im politischen und gesellschaftlichen Konflikt. Vielmehr haben wir uns als Nachgeborene durch die Beschäftigung mit dem Gesamtwiderstand, dem Widerstand in seiner ganzen Breite und Vielfalt, seiner Widersprüchlichkeit und Gebrochenheit, die Voraussetzungen politischer Gemeinsamkeit immer neu in das Gedächtnis zu rufen.

Dies halte ich für wichtig, weil für die Verwirklichung des politischen Zusammenlebens ein ständiger Prozeß der Klärung durch Auseinandersetzung, durch Kontroversen, unabdingbar ist. Politische Gemeinwesen unterscheiden sich von allen anderen Dingen, die Menschen hervorgebracht haben, weil sie nicht das Ergebnis eines ständigen Zuwachses von Fertigkeiten und Kenntnissen sind. In der Technik gilt der Grundsatz, daß das Rad nicht immer neu erfunden werden sollte – in der politischen Ordnung ist hingegen der ständige Neubeginn, der ständige „neue Anfang“ die Voraussetzung der Entwicklung, für unmittelbares „Handeln“ zwischen Menschen, die durch ihre Beziehungen ein politisches Gemeinwesen bilden. Nach Hannah Arendt schaffen sie durch dieses Handeln die Bedingungen für eine Kontinuität der Generationen, für Erinnerung und damit für Geschichte. Die Annäherung an den Widerstand ist deshalb nicht allein die Folge erworbener Kenntnisse über die Widerstandsgeschichte oder der Erschließung immer neuer Felder der Widerständigkeit, sondern sie bleibt ganz wesentlich das Ergebnis einer intensiven Auseinandersetzung mit seinen Grundlagen.

Indem sich die Gegnerschaft zum Nationalsozialismus aus der Empörung über nationalsozialistische Ziele und über die Verstrickung aller Menschen in ein verbrecherisches System entwick-

kelte, konnten die Grundlagen des politischen Gemeinwesens schärfer bestimmt werden. Sie verweisen in ihren unterschiedlichen Dimensionen, Werten und Zielen auf eine Gesellschaft, die ihre Gefährdung kennt und deshalb leichter ihre Grenzen akzeptiert. Die Geschichte des Widerstands ist so ein Exempel für die Wirksamkeit politischer Philosophie und strahlt durch die enge Verbindung zwischen Denken und Handeln, zwischen Wollen und Tun in einer Weise aus, die jeden, der sich auf Schicksale, Motive und Ziele des Widerstands einläßt, in seinen Bann zieht – vorausgesetzt, er läßt sich auf die Vielzahl dieser Schicksale ein.

Ich betone gerade diesen Aspekt so stark, weil ich im Zusammenhang mit dem Versuch, die Breite und Vielfalt des Gesamtwiderstands in einer ständigen Ausstellung anschaulich zu machen, die merkwürdigsten Erfahrungen mit Versuchen machen konnte, die auf Abgrenzung von Widerstandsformen und Widerstandsgruppen abzielten, bestimmte Gruppen und Traditionen aus der Ausstellung verbannen wollten oder sie durch Bewertungen zu disqualifizieren suchten. Wenn Widerstand zum politischen Legitimationsbegriff wird, wächst die Gefahr mißbräuchlicher Berufung und damit die Tendenz, aus der durch aktives Gedenken zu sichernden und immer neu zu erschließenden Substanz einen Kampfbegriff zu machen, der vor allem der „Ausgrenzung“ dient. Die notwendige Zurückweisung von Selbstrechtfertigungen löst allerdings das grundsätzliche Problem des Widerstandsrechtes nicht, nach den Geltungsgründen einer guten politischen Ordnung zu fragen. Jeder Staatsbürger hat das Recht, nach den Zielen und Zwecken des Staates zu fragen – viele finden sich in gültiger Weise in der Verfassung beschrieben, manche ergeben sich aber gerade aus dem Spannungsverhältnis von Verfassungsanspruch und Verfassungswirklichkeit oder aus der Einsicht, daß nicht mehr rückholbare Entscheidungen das Leben künftiger Generationen *endgültig bedingen*. So betrachtet, stellt sich mit dem Widerstandsrecht ein Gestaltungsproblem, nicht selten aus dem Unbehagen über eine nicht genügend bedachte Vorausverfügung. In diesem Sinne legte die französische Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte fest:

„Der Zweck jeder staatlichen Vereinigung ist die Erhaltung der natürlichen und unverjährbaren Menschenrechte: Das sind die Rechte auf Freiheit, Eigentum, Sicherheit und Widerstand gegen Unterdrückung.“

Widerstand gegen Entrechtung wird also den klassischen Geltungsgründen guter Herrschaft an die Seite gestellt – nicht als Aufforderung zur ständigen Auflehnung, sondern als Verpflichtung des Staates und seiner Träger, sich immer wieder die Grundlagen seiner Ordnung bewußt zu machen und das Verhalten seiner Funktionsträger und Repräsentanten an den Maßstäben dieser Ordnung zu messen. In dieser Tradition steht auch das Grundgesetz, wenn es sich zum Grundrecht auf Widerstand bekennt, wenn die freiheitliche demokratische, rechtsstaatliche, parlamentarische und pluralistische Ordnung bedroht ist. In jeder politischen Ordnung wird es Auseinandersetzungen über die Ziele des Gemeinwesens geben. Konflikte, die im Verfassungsstaat umgesamtstaatliche Zielvorstellungen entstehen und in einer freiheitlichen, pluralistischen Gesellschaft ausgefochten werden, sollten unter Hinweis auf den „wahren“ und „echten“ oder „richtigen“ zeitgeschichtlichen Widerstand aber niemals charakterisiert oder abqualifiziert werden. Denn jeder Kontrahent im Streit um die Angemessenheit des Widerstandsbegriffs benutzt letztlich den geschichtlichen Widerstand für sich und seine Zwecke. Er zerrt die Erinnerung, aber auch die Leistung und die Individualität jedes Widerstandskämpfers, der auf sich gestellt war und ohne Deckung handelte, in den aktuellen Meinungskampf.

Dies bedeutet nicht, den Widerstand nur als geschichtliches Phänomen zu sehen und ihn durch Singularisierung zu historisieren. Denn seine Haltung steht für Prinzipien und Handlungsmaximen, für Möglichkeiten des Menschen, der sich auch durch seine Fähigkeit und seine Verpflichtung zum stellvertretenden mitmenschlichen Handeln bestimmt sieht. Der kirchliche Widerstandskämpfer Franz Kaufmann rechtfertigte sein Tun durch den Satz: „Wir dürfen nicht so wei-

termachen, als geschähe nichts um uns herum; wir stecken mittendrin und müssen das durch die Tat beweisen.“ Er sagte nicht: „Ihr steckt mittendrin!“ Wir stecken mittendrin – dies ist die Haltung des Engagements, des Eintretens aus einer verfahrenen Situation heraus für die Folgen dieser Verfahrenheit. Dies ist nicht die Bekräftigung des Entschlusses, beiseitezustehen oder willig mitzulaufen – bis zum Ende – und schon gar nicht die bewußte Demonstration der Nichtbeteiligung. Aus dieser Haltung erwachsen Forderungen an die Qualität des Staates, der die Sache aller ist und deshalb auch in der Verantwortung aller steht. In diesem Sinn forderte der Zentrumspolitiker Eugen Bolz, der Staat müsse in seinen Entscheidungen „die Grundsätze der Ethik als absolut geltende Lebensnotwendigkeiten und Wertmaßstäbe achten und verwirklichen“ – niemals dürfe sich der Staat mithin selbst als „absolutes Ziel und absoluter Maßstab“ setzen. In dieser Überzeugung wird sichtbar, welche Welten den Widerstand von der nationalsozialistischen Absolutheitsvorstellung trennten, allein der Staat und seine Träger – Hitler, NSDAP, SS – seien die Quelle aller Autorität. Sie entmachte das Gewissen des Einzelnen, um anschließend die Individuen auf die nationalsozialistische Weltanschauung zu verpflichten. Diese Konstruktion des Gewissenszwanges läßt uns verstehen, wogegen sich Kurt Huber in seiner Erklärung vor dem Volksgerichtshof wandte und wofür er sich in der Abgrenzung von den Nationalsozialisten aussprach. Er proklamierte seine Selbstverantwortlichkeit und leitete aus ihr die Pflicht ab, den Zumutungen und Zwängen nationalsozialistischer Herrschaft zu widerstehen. Zeigt sich nicht gerade in den zentralen Äußerungen des Widerstands über die staatliche Gewalt und seine Träger die Fragwürdigkeit aller politischen Versuche der Nachkriegszeit, sich auf Teilbereiche des Gesamtwidestandes zu beziehen und andere – Kommunisten, sogenannte kleine Leute, Pazifisten, Homosexuelle, Emigranten, Kriegsgefangene, die sich in den Lagern der Sowjetunion als Regimegegner organisieren und dem Nationalkomitee Freies Deutschland und dem Bund Deutscher Offiziere anschließen – auszugrenzen. Ich denke, gerade Eugen Bolz zeigt die Ausweglosigkeit jeder Proklamation, die sich in Exklusivität auf den Widerstand als Besitz, er aus Geschichte überkommen ist, berufen will!

Ist nicht der Hinweis auf das „natürliche und göttliche Gesetz“ als die „erste“ und wichtigste „Schranke für die Staatsgewalt“ das Eingeständnis der Vergeblichkeit, den Widerstand in politischen Auseinandersetzung durch Begriffsbesetzungen zu instrumentalisieren und zum Schlagwort für gegenwärtige Kontroversen zu machen? Liegen nicht vielmehr menschlich anrührende Bescheidenheit und bis heute ausstrahlender Trost in dem Satz des Katholiken Ivo Zeiger, der jeden Angriff auf das Recht Gottes, wie er sagt, zum Angriff auf das Menschenrecht ausarten sieht? Und ergibt sich nicht aus der Bindung politischer Grundvorstellungen an staatliche Ziele eine Perspektive, die auch den engen nationalstaatlichen Standpunkt überhöht, der vor allem die Ausgrenzungsbestrebungen gegen kommunistische Widerstandskämpfer bis heute rechtfertigen soll? Ist es gerecht, Widerstandskämpfer an den Erfahrungen zu messen, die Überlebende erst nach dem Krieg in den Zeiten des Kalten Krieges machten? Wollten kommunistische Widerstandskämpfer wirklich zu allen Zeiten die Bolschewisierung Deutschlands, oder läßt sich diese in manchen Kreisen weitverbreitete Vorstellung nicht auch als eine späte Rechtfertigung des eigenen Versagens, als Rationalisierung ihres Fehlverhaltens in der terroristischen Konsolidierungsphase des Regimes, in der Verfolgung der Juden, während des Krieges – der immer auch Rassen- und Weltanschauungskrieg, niemals nur Verteidigungskrieg war – schließlich bei der Endlösung der Judenfrage, der Kriegstaktik der verbrannten Erde und der Bedingungslosigkeit des totalen Krieges, deuten. Ich denke, gerade die Geschichte der Widerstandsforschung zeigt die verhängnisvollen politisch-moralischen Folgen des Kalten Krieges für das deutsche Geschichts- und Selbstverständnis. Welcher Unterschied liegt zwischen den trotzig Selbstrechtfertigungen derjenigen, die niemals ein positives Verhältnis zu den politisch-moralischen Dimensionen des Gesamtwidestandes hergestellt haben, und den Selbstzeugnissen der aktiven Regimegegner! Alfred Delp, jüngst durch die

große Edition seiner Arbeiten, Predigten, Briefe und Besprechungen durch den Münchener Pater Roman Bleistein in gültiger Weise vor unser Auge gestellt, bekannte sich in dunkler Zeit zu seinen Zweifeln an „Stolz und Gewalt“ und bezichtigte sich: „Mein Verbrechen ist, daß ich an Deutschland glaube auch über eine mögliche Not- und Nachtstunde hinaus.“ Wir wissen, daß gerade diese Zweifel Delp in die Lage versetzten, sich zu den Werten zu bekennen, die ihn an den Rand der Gesellschaft seiner Zeitgenossen stellten und ihn schließlich sogar dem „äußersten Rand“ – der Todeszelle – zutrieben. Wegen dieser Werte, schrieb er in seinen letzten Stunden, mußte er schließlich auf den warten, „der mich hinunterstößt“. Delp war in der Lage, die schrecklichste und wahrhaftigste Konsequenz aus dem Trennungsstrich zu ziehen, den die politische Theorie mit Cicero aus dem Gegensatz von Menschenwürde und Tyrannei zog: „Mit Tyrannen haben wir keine Verbindung; eine Welt trennt uns von ihnen!“ – Welche Welt trennt diese prinzipielle Einsicht von allen, die noch nach fünfzig Jahren ohne Selbstzweifel den Anspruch erheben, den Widerstand gegen den Nationalsozialismus nicht nur richtungsmäßig unterscheiden, sondern auch politisch-moralisch bewerten zu wollen. Der Widerstand gegen den Nationalsozialismus richtete sich gegen einen totalen Staat und sollte das Böse verhindern – dieser Kampf läßt sich nicht diskreditieren, indem die Unterscheidung zwischen einem antitotalitären und einem angeblich totalitären Widerstand zum wertenden Unterscheidungskriterium gemacht wird. Denn es ging um die Beseitigung von Hitlers Herrschaft – erst danach konnte überhaupt der Versuch gewagt werden, ein neues Gemeinwesen zu schaffen. Die wesentliche Perspektive des Widerstands außerhalb des engsten Kreises von Militärs, Berliner Beamten und oppositionellen Trägern des Systems lautete – und wir lesen dies im 2. Flugblatt der „Weißen Rose“: „Jetzt kommt es darauf an, sich gegenseitig wiederzufinden, aufzuklären von Mensch zu Mensch, immer daran zu denken und sich keine Ruhe zu geben, bis auch der letzte von der äußersten Notwendigkeit seines Kämpfens wider dieses System überzeugt ist.“

Der Streit um den Widerstand als Teil unserer politischen Nachkriegsausinandersetzung – hüben wie drüben – leistet keinen Beitrag zum Verständnis des Widerstands, der nicht allein Produkt seiner Zeit war, sondern auch in radikalem Gegensatz zu ihr stand. Dabei ist unbestreitbar, daß sich Positionen, Konstellationen und Ziele wandelten und im Zeitablauf entwickelten. Widerstand steigerte sich graduell, weil er zeitverhaftet war – er wurde zum Ereignis, weil er seine Zeit überwand, und er geht uns bis heute etwas an, weil wir uns die Denkwege der Widerstandskämpfer immer neu aneignen, ihre Lebenswege nachvollziehen müssen. Sie bilden einen geronnenen Schatz von Erfahrungen, die uns bereichern können, weil sie uns auf prinzipielle politische Überlegungen hinführen und mit den Folgen des politischen Denkens in der Wirklichkeit konfrontieren.

Widerstandsdenken ist Ordnungsdenken und zugleich Kritik an jeder sich selbst setzenden, den Anspruch der Selbstverständlichkeit erhebenden Ordnung. In diesem Sinne konnte Adam von Trott zu Solz, die wohl größte außenpolitische Begabung des deutschen Widerstands, bereits 1935 feststellen: „Das Gewissen gebietet nicht die Unterwerfung unter jede Ordnung, gleichsam der Ordnung wegen, sondern das verantwortliche Mitschaffen derjenigen Ordnung, die mit dem unmittelbaren Bewußtsein der göttlichen Bestimmung des Menschen vereinbar ist.“ Die Konsequenz dieser Ansicht ist nicht die äußerliche, die laute Infragestellung der politischen Ordnung oder eines Gemeinwesens, sondern das bewußte und risikoreiche Eintreten für eine Ordnung, die diesen Maßstäben entsprechen muß.

Erst wenn die Beschäftigung mit dem Widerstand nicht mehr aus dem Streit um sein politisch verwertbares Bild im Bewußtsein der von Parteien, Verbänden und Institutionen umkämpften Gegenwart, sondern aus dem Wunsch zur angemessenen Annäherung an eine Wirklichkeit entspringt, die den Menschen bis in sein innerstes Gewissen hinein herausforderte und seine Seele ge-

fährdete – erst dann sind die Voraussetzungen für zeitübergreifende Begegnungen mit den Widerstandskämpfern und für eine angemessene Annäherung im Sinn des politischen Denkens geschaffen. Diese Annäherung an ihre Entscheidung, an ihr Denken, Leben und Sterben haben sich die Widerstandskämpfer gewünscht – und dies ohne Unterscheidung nach Richtungen, Traditionen und Gruppenzugehörigkeiten. Alfred Delp schrieb: „Bei der Begegnung mit uns muß man spüren, daß wir uns weder überflüssig noch unterlegen wissen, daß es uns gar nicht darauf ankommt, um jeden Preis ein paar Lebenstage länger dazusein, daß es aber wohl darauf ankommt, um jeden Preis so zu sein, wie wir sind.“ In diesem Bekenntnis wird die nachwirkende Gewalt eines Denkens sichtbar, das ausdrücklich auf die Anwendung von Gewalt verzichtete. Er sei wegen seiner „Gedanken ohne die Absicht der Gewalt“ verurteilt, schrieb Helmuth James Graf von Moltke – neben Peter Graf Yorck von Wartenburg die prägende Kraft des Kreisauer Freundeskreises – nach seiner Verurteilung zum Tode an seine Frau. Vielleicht bezwingen uns bis heute die Vorstellungen des Widerstands, die in der Auseinandersetzung mit Programm und Wirklichkeit des NS-Staates entwickelt worden sind, weil sie „gewaltlos“ waren.

Die Widerstandskämpfer mochten ihre Hilflosigkeit nach ihrer Verhaftung und die Situationen der Verhöre – deprimierende Augenblicke der ihnen abgesprochenen Würde – als das Vorfeld eines Todes empfinden, den sie als „schmählich“ bezeichneten. Fast alle gingen aufrecht und unter Bewahrung ihrer Würde in den Tod, den ihnen andere zuerkannten. Auch durch diese Haltung prägten sie ihre Nachwelt, die seitdem mit der schrecklichen Tatsache dieses Todes leben und sie bis heute mittragen muß. Hätten die Freunde der „Weißen Rose“ nicht mutig aufbegehrt, sie wären nach menschenmöglichem Ermessen noch unter uns – ich denke, auch diese Überlegung kann *unser Verhältnis zum Widerstand beeinflussen und Nähe hervorbringen, auf die es aktivem Gedenken ankommen muß.*

Den Tod mittragen – dies ist die Steigerung der Fähigkeit, durch Erinnerung mitleiden zu können. Moltke beklagte die „Schmählichkeit“ seines Todes als das „Schlimmste“: „Er wird nicht zur Kenntnis genommen, und die Verwandten vertuschen ihn“ – aus Furcht, aus Beugsamkeit, die menschlich ist, vielleicht aus Todesangst, die die Unmenschlichkeit des Regimes spiegelt, gegen das die Widerstandskämpfer aufgestanden sind. Erinnerung kann diesem Tod die beklagte und befürchtete „Schmählichkeit“ nehmen. Insofern liegt es an uns und an unserer Auseinandersetzung mit dem Widerstand und seinen Prinzipien, ob nur in den „von Hitlern tyrannisierten Ländern . . . der gemeine Verbrecher eine Chance (habe), als Märtyrer angesehen zu werden“, während es, wie Moltke beklagte, „bei uns anders“ sei: „Selbst der Märtyrer kann sicher sein, als gewöhnlicher Verbrecher zu gelten.“ Vielleicht ist uns zu selten bewußt, daß wir die Herren dieses Urteils sind. Wir haben es in der Hand und sind deshalb für das Bild verantwortlich, welches wir in der Öffentlichkeit, in der Erziehung, in unseren Gesprächen vom Widerstand entfalten. Ansprüche können wir aus dem Widerstand nicht ableiten – dies würde bedeuten, ihn zum kollektiven Entlastungselement in der Diskussion über die deutsche Vergangenheit zu machen. Ich denke vielmehr, wir sollten den Widerstand gegen den Nationalsozialismus als Herausforderung an uns begreifen, vielfältigen Schicksalen, Leistungen und Bewährungen den Respekt zu zollen, den sie verdienen. Der Tod der Widerstandskämpfer war nur dann nicht ganz sinnlos, wenn wir uns mit ihnen beschäftigen – und dies nicht in der Weise, daß wir uns nur in jene versenken, die uns politisch, konfessionell oder emotional nahestehen, sondern auch mit jenen, die uns möglicherweise ferner stehen oder wegen ihrer politischen Überzeugungen, ihrer von ihnen bewußt hochgehaltenen Traditionen, wegen ihres Verhaltens in der NS-Zeit oder wegen ihrer Ziele fremd sind.

Für alle Regimegegner gilt, daß sie heute nicht als Gescheiterte oder als Erfolglose vor uns stehen, daß wir auch nicht die Deutungen der Nationalsozialisten oder derjenigen, die ihnen erlagen und willig folgten, übernehmen dürfen. Dies alles würde bedeuten, daß das nationalsozialistische

Kalkül aufginge, die Widerstandskämpfer zu stigmatisieren und alle abzuschrecken, die sich auf die einzig wirksame und glaubwürdige Alternative zum NS-Staat einzulassen versuchen. Wir haben uns die Mitglieder des Widerstands als Menschen zu vergegenwärtigen, die beispielhaft die Substanz jeder guten politischen Ordnung belegen und verteidigen, ja mehr, die jede Ordnung durch aktive Erinnerung erst zu einer stabilen guten Ordnung werden lassen.

„Ich beschwere mich über über das, was mir auferlegt ist“, schrieb der sozialdemokratische Widerstandskämpfer Julius Leber 1933 seiner Frau aus seiner schrecklichen Untersuchungshaft. „Du kannst dir nicht denken, wie bereit ich bin, diese Prüfung zu tragen.“ Und weiter: „Überhaupt ist es nicht die Gegenwart, die mich am meisten beschäftigt, vielmehr ist es die Zukunft.“ Lebers Zukunft aber – sie verkörpert sich in unserer Zeit. Ob wir seinen Vorstellungen, Erwartungen und Hoffnungen gerecht werden, liegt nicht an unserem von hoher Warte aus geäußerten Urteil begründet, das immer in der Gefahr steht, selbstgerecht zu sein und deshalb verzerrend zu wirken – es hat sich um die Substanz jenes politischen Denkens zu bewähren und zu beweisen, das sich in Zeugnissen des Widerstands und in den Lebens- und Entscheidungsgeschichten von Regimegegnern verkörpert. Dies ist die ständige Herausforderung, aber auch die Faszination, die ihren Ursprung im Widerstand gegen Hitler hat und stets aus der Gültigkeit seiner Erfahrungen und Konsequenzen lebt. Aus diesem Grund ist die exklusive Aneignung der Widerstandsgeschichte durch politische Parteien, Kirchen, Gruppen, Verbände Ausdruck eines Besetzungswillens, der sich aus den Traditionen einer pluralistischen Widerstandsgeschichte befreit und so gerade die Möglichkeiten einer reflektierten Traditionsbildung als Folge aktiver Erinnerung verspielt. Kein einziger Widerstandskämpfer gehörte nur einer Partei, einer Konfession oder einem *einzigsten Traditionszusammenhang an – sie standen allein, verkörperten glaubwürdig allgemeine* Prinzipien einer offenen und deshalb menschenwürdigen, nicht nur durch Pluralität geprägten, sondern Pluralität wollenden Ordnung. Sie fühlten sich ausnahmslos verlassen und von der übergroßen Mehrheit ihrer Zeitgenossen unverstanden. Parteiauseinandersetzungen um die Deutung des Widerstands erleichtern keineswegs die Annäherung, sondern führen möglicherweise zu einer Erneuerung der Distanzierung, die das Verhältnis der fünfziger Jahre zum Widerstand charakterisiert hat. Damals konnte und mußte Theodor Heuß sich zum Widerstand bekennen, weil dessen Bild verdunkelt wurde – seine große Bekenntnisrede von 1954 war im Grunde eine – überzeugende – Verteidigungs- und Angriffsrede. Parteiauseinandersetzungen um die Deutung des Widerstands sind Ausdruck eines geschichtspolitischen Besetzungswillens – sie sind nicht nur angemessen, sondern wirken historisch und politisch-pädagogisch verzerrend.

Wir sichern die Substanz des Widerstands für uns, wenn wir jede Frage der Widerstandskämpfer in doppelter Weise reflektieren: als Fragen an die Zeitgenossen ebenso wie an die Nachgeborenen. Die Geste historischer Besetzung, das ausgreifende „Er gehört zu uns“, das geschichtsimperialistische „Er ist unser“, darf den Zugang zum Widerstand nicht prägen. Die Beschäftigung mit den Mitgliedern der „Weißen Rose“ und mit ihren Flugblättern kann die Grundprobleme der gesamten Widerstandsgeschichte erschließen helfen und auch die Wirklichkeit spiegeln, die sich für die Nachgeborenen nicht selten – wie der beschämende Historikerstreit zeigt – in Meinung auflöst. „Es kommt darauf an, sich gegenseitig wiederzufinden“, lesen wir im 2. Flugblatt der „Weißen Rose“, sich „aufzuklären von Mensch zu Mensch“, „sich keine Ruhe zu geben“. „Es ist uns nicht gegeben, ein endgültiges Urteil über den Sinn unserer Geschichte zu fällen.“ Dies liest sich als Geenproklamation zur historisch-politischen Sinnstiftung und zum volkspädagogischen Erziehungsgedanken. Über allem aber steht die Verpflichtung, „sich aufzuraffen und endlich mitzuhelfen, das Joch abzuschütteln, das die Welt bedrückt“. Daß neben diesem Zukunftsoptimismus die Mahnung steht – bei Dietrich Bonhoeffer überliefert – nicht der „Menschenverachtung“ des Gegners zu verfallen, macht ebenso die Größe des Widerstands aus wie das Eingeständnis der

Mitschuld, wie es aus dem Schuldsonett von Albrecht Haushofer spricht. Und über allem steht die Grunderfahrung: „Nichts von dem, was wir im anderen verachten, ist uns selbst ganz fremd“ (D. Bonhoeffer).

Wer immer sich dem Widerstand nähern will, sollte sich jedoch die Bitte des tschechischen Widerstandskämpfers Julius Fučík ins Gedächtnis rufen, der in seiner Todeszelle schrieb:

„Um eines bitte ich: Ihr, die Ihr diese Zeit überlebt, vergeßt nicht. Vergeßt die Guten nicht und nicht die Schlechten. Sammelt geduldig die Zeugnisse über die Gefallenen. Eines Tages wird das Heute Vergangenheit sein, wird man von der großen Zeit und den namenlosen Helden sprechen, die Geschichte gemacht haben. Ich möchte, daß man weiß: daß es keinen namenlosen Helden gegeben hat, daß es Menschen waren, die ihren Namen, ihr Gesicht, ihre Sehnsucht und ihre Hoffnungen hatten, und daß deshalb der Schmerz auch des letzten unter ihnen nicht kleiner war als der Schmerz des ersten, dessen Namen erhalten bleibt. Ich möchte, daß sie Euch alle immer nahe bleiben, wie Bekannte, wie Verwandte, wie Ihr selbst.“

---

## Universität erhielt wertvolle Nachlässe

Nachlaß und Bibliothek der im Januar 1989 verstorbenen Kunsthistorikerin Prof. Dr. Lottlisa Behling sind von den Erben der Universitätsbibliothek überlassen worden. Der umfangreiche Nachlaß enthält viele Manuskripte, Briefe und Tagebücher. Die wertvolle Bibliothek (70 Büchermeter) mit Werken der Kunstgeschichte (Buchmalerei als Schwerpunkt) schließt Lücken im Bestand der Universitätsbibliothek.

Die Universitätsbibliothek hat für ihre Zweigstelle Medizinische Lesehalle (Beethovenplatz 1) im Juli 1989 eine wertvolle Sammlung zur perinatalen Medizin übernommen. Ein privater Sammler hat die über 600 Bände umfassende Bibliothek in Jahrzehnten zusammengetragen. Der besondere Wert der Sammlung, die keinerlei Doubletten gegenüber dem Bestand der Medizinischen Lesehalle aufweist, liegt darin, daß in ihr Werke enthalten sind, die traditionell von wissenschaftlichen Bibliotheken in früherer Zeit nicht erworben wurden und heute kaum auf dem Markt sind. Für die Medizinische Lesehalle ist dieser Zugewinn besonders erfreulich, weil sie unter den medizinischen Bibliotheken der Bundesrepublik als die mit dem umfassendsten historischen Bestand gilt.

Ein Teil der Bibliothek des verstorbenen Stuttgarter Theaterkritikers und Musikschriftstellers Dr. Kurt Honolka ist der Bibliothek für Theaterwissenschaft als Stiftung übereignet worden. Es handelt sich um Bücher zum Musiktheater, um Operngesamtaufnahmen und um Klavierauszüge/Partituren speziell tschechischer Opern.

# Erweiterungsbau der Psychiatrischen Klinik

*Die Psychiatrische Klinik der Universität in der Nußbaumstraße erhält einen Neu- und Erweiterungsbau, der in mehreren Etappen erstellt wird. Anlässlich der Einweihung des 1. Bauabschnitts am 21. Februar 1989 fand in der Klinik eine Feierstunde statt, bei der Staatsminister Prof. Dr. Wolfgang Wild, Präsident Prof. Dr. Wulf Steinmann, der Dekan der Medizinischen Fakultät Prof. Dr. Wolfgang Spann und der Direktor der Psychiatrischen Klinik Prof. Dr. Hanns Hippus sprachen. Im Anschluß daran übergab der Staatssekretär im Bayerischen Staatsministerium des Inneren, Dr. Peter Gauweiler, den Schlüssel für den Neubau dem Klinikchef. Die kirchliche Weihe nahmen Weihbischof Ernst Siebler und Oberkirchenrat Dr. Spertl vor. Aus Anlaß der Eröffnung gab die Klinik den folgenden Bericht zur Baugeschichte des alten und des neuen Gebäudes:*

## *Die Baugeschichte*

Für die Medizinische Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität wurde erstmals in den Jahren 1902–1904 eine eigene Psychiatrische Klinik errichtet. Vor dieser Zeit gab es in München zur Versorgung der psychiatrischen Patienten nur eine bayerische „Kreisirrenanstalt“, ein Krankenhaus aus dem später das jetzige Bezirkskrankenhaus Haar hervorgegangen ist. Die Direktoren der oberbayerischen Kreisirrenanstalt in München waren zugleich die Professoren für Psychiatrie an der Münchener Universität, die die psychiatrischen Vorlesungen für die Medizinstudenten abhielten. Einer dieser Direktoren der „Kreisirrenanstalt“, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Giesing „auf der Auer Lüften“ errichtet worden war – war Bernhard von Gudden. Dieser forderte seit 1876 die Errichtung einer eigenständigen psychiatrischen Universitätsklinik. Seine Forderung wurde zwar von allen Seiten als voll gerechtfertigt anerkannt – doch sollte es noch viele Jahre dauern, bis dieser Plan verwirklicht werden konnte. Als Bernhard von Gudden 1886 auf tragische Weise zusammen mit König Ludwig II. starb, war man – trotz großer Anstrengungen B. v. Guddens – über erste Ansätze einer Planung nicht hinausgekommen. Es dauerte dann noch einmal 18 Jahre, bis Emil Kraepelin, der schon zu seiner Zeit einer der bedeutendsten Psychiater in der ganzen Welt war, am 7. November 1904 die „Königliche Psychiatrische Klinik“ der Universität München an der Nußbaumstraße eröffnen konnte.

Planung und Bau der damals modernsten Klinik in Europa verdankte E. Kraepelin seinem Vorgänger Anton Bumm, der in intensiver Zusammenarbeit mit dem berühmten, u. a. durch den Bau des Prinzregententheaters bekanntgewordenen, Architekten Max Littmann und dem Baumeister Jakob Heilmann eine Klinik errichtet hatte, deren Hauptgebäude an der Nußbaumstraße mit der eindrucksvollen Fassade, mit dem großzügigen Treppenhaus und der schönen Bibliothek heute – völlig zu Recht! – unter Denkmalschutz steht.

Die Klinik an der Nußbaumstraße war unter Kraepelin zu einem wissenschaftlichen Zentrum von Weltruf geworden. Damit für die vielen, sich stetig ausweitenden Bereiche der psychiatrischen Forschung – neben der Krankenversorgung und der Lehre – ausreichende Möglichkeiten zur Verfügung standen, gründete Kraepelin 1917 „im 3. Stock“ seiner Klinik die „Deutsche Forschungsanstalt für Psychiatrie“. Es war ihm während des 1. Weltkriegs gelungen, den berühmten amerikanischen Archäologen und Mäzen James Loeb, einen Angehörigen der Familie Krupp von Bohlen und Halbach und den bayerischen König Ludwig von der großen Bedeutung eines Forschungsinstituts für Psychiatrie zu überzeugen. Für diese Deutsche Forschungsanstalt für Psychiatrie wurde – nach Herauslösung aus der Klinik und provisorischer Unterbringung in einem Gebäude am Bavariaring – nach Kraepelins Tod (1926), mit Mitteln der Rockefeller-Stiftung in Schwabing ein eigenes Gebäude errichtet. Das ist heute das klinische Institut des Max-Planck-

Instituts für Psychiatrie. Doch auch die Universitätsklinik in der Nußbaumstraße blieb ein Ort der Forschung. Aus der Psychiatrischen Klinik Kraepelins war in der Amtszeit seines Nachfolgers Oswald Bumke (1924–1946) eine „Nervenklinik“ geworden, eine Klinik für Psychiatrie und Neurologie. Das führte schon in den 30er Jahren zu Raumnot – doch eine Bauerweiterung war nicht möglich. Dann brach schon bald der Krieg aus und während des Krieges wuchs die Raumnot im Gebäude an der Nußbaumstraße noch mehr, als Lazarett-Abteilungen dort untergebracht werden mußten.

Erst als nach dem Kriege, Ende der 50er Jahre, die großzügigen Planungen der Verlagerung aller Kliniken der Ludwig-Maximilians-Universität nach Großhadern Gestalt annahmen, wurden auch Überlegungen zu einer Neugestaltung der „Nervenklinik“ angestellt. Anfangs wurde in Erwägung gezogen, die Nervenklinik zusammen mit allen anderen Kliniken nach Großhadern zu verlegen. Dieser Plan wurde aufgegeben, als klar wurde, daß – aus vielerlei Gründen – neben dem Klinikum Großhadern noch Innenstadtkliniken bestehenbleiben sollten. In dieser Zeit faßte die Medizinische Fakultät außerdem den Beschluß, die „Nervenklinik“ in der Nußbaumstraße aufzugliedern in eine Neurologische und eine Psychiatrische Klinik. Die Neurologische Klinik ist seit 1976 in Großhadern untergebracht. Seit 1971 ist die Nervenklinik wieder eine an der Kraepelin'schen Tradition anknüpfende Psychiatrische Klinik, die nun in dem Gebäude in der Innenstadt verbleiben sollte.

Diese wichtige, für die besonderen Aufgaben einer Psychiatrischen Klinik sachgerechte Entscheidung war der Ausgangspunkt für Verhandlungen des 1968 von der Freien Universität Berlin nach München berufenen Psychiaters H. Hippus, das nicht mehr zeitgemäße, aus dem Beginn des Jahrhunderts stammende und den Aufgaben einer modernen Psychiatrie nicht mehr gewachsene Klinikgebäude zu sanieren und zu erweitern. Viele Schwierigkeiten waren zu überwinden, doch der neue Klinikdirektor konnte bei seinem Amtsantritt im Jahre 1971 hoffen, daß das gesamte Bauvorhaben 1976 abgeschlossen sein würde. Doch die Schwierigkeiten wuchsen – vorübergehend wurde sogar noch einmal eine Verlegung der Psychiatrischen Klinik nach Großhadern erwogen. Schließlich fanden die Argumente der Psychiater für den Verbleib der Klinik in der Innenstadt im Verbund mit den anderen Innenstadtkliniken Gehör – der Bayerische Landtag faßte einen entsprechenden Beschluß und 1977 wurde ein erstes Raumprogramm für den Um- und Erweiterungsbau festgelegt. Es dauerte dann aber doch noch einmal 6 Jahre, bis schließlich im Jahre 1983 das Universitätsbauamt in Zusammenarbeit mit der Architekten-Gemeinschaft Römmich, Ott, Zehentner und Brunner die Baupläne ausarbeiten konnte, die nun in einer insgesamt 9 Jahre umfassenden Bauzeit (1985–1993) zu einer völligen Neugestaltung der alten Nervenklinik an der Nußbaumstraße führen werden.

### *Das Gesamtbauvorhaben*

In vier Abschnitten werden drei Neubauteile errichtet und der denkmalgeschützte Altbau an der Nußbaumstraße saniert und umgestaltet. Nach Abschluß des gesamten Bauvorhabens werden alle Einrichtungen für die Krankenversorgung, die Lehre und der Forschung an der Psychiatrischen Klinik auf einer Nutzfläche von rund 12 000 m<sup>2</sup> untergebracht sein.

- Krankenstationen für 210 stationäre Patienten
- eine Poliklinik für ambulante Patienten mit verschiedenen Spezialambulanzen
- eine Tagklinik
- Funktionsräume für Beschäftigungs- und Arbeitstherapie
- eine Turnhalle und Räume für die Krankengymnastik
- Funktionsräume für die Abteilungen der

- Neurophysiologie
- Neuroradiologie
- Klinische und Experimentelle Psychologie
- Psychotherapie und Psychosomatik
- Psychiatrische Epidemiologie
- Forensische Psychiatrie
- Psychopathologie

Zum Zeitpunkt der Genehmigung des gesamten Bauvorhabens betragen die geschätzten Baukosten DM 55 Mio. (ohne Einrichtungskosten).

### *Der I. Abschnitt des Um- und Erweiterungsbaus*

Im Frühjahr 1985 begann die Bautätigkeit mit dem Abriß des alten Wirtschaftsgebäudes. Das Richtfest für den I. Bauabschnitt fand im Juli 1986 statt. Zwei Jahre später, im Juli 1988, zogen die ersten drei Stationen in den Neubau ein. Dann folgten die Poliklinik mit der Tagklinik, sowie die Krankengymnastik, der jetzt erstmals eine große Turnhalle zur Verfügung steht. In das Keller- geschoß des I. Teilneubaus zogen die Werkstatt, die Beschaffungsstelle und die Nähstube. Im 4. Obergeschoß ist ein großes Videostudio für Lehre und Forschung eingerichtet worden. Außerdem ist das Personalkasino im 4. Obergeschoß des Neubaus untergebracht worden und konnte im Dezember 1988 eröffnet werden. Auch die im Oktober 1988 geweihte Hauskapelle liegt im 4. Obergeschoß.

Im Januar 1989 wurde eine Cafeteria für Patienten, Besucher und Klinikmitarbeiter eröffnet; in deren Nähe steht für Patienten und Mitarbeiter der Klinik eine Kegelbahn zur Verfügung.

Für diesen ersten Bauabschnitt sind Gesamtkosten in Höhe von DM 20 Mio. entstanden.

Im Neubauteil der Klinik sind drei Stationen mit je 24 Betten untergebracht. Auf diesen Stationen gibt es nicht mehr die großen Bettensäle des Altbaus; alle Patienten sind in Zwei- und Vierbett-Zimmern untergebracht.

Der in der Zeit vom Juli 1988 bis zum Januar 1989 voll in Betrieb genommene I. Abschnitt des Neu- und Erweiterungsbaus wird am 21. Februar 1989 eingeweiht und der Öffentlichkeit übergeben.

### *Der II. und III. Bauabschnitt*

Der II. und III. Bauabschnitt sollen zusammen verwirklicht werden. Der Rohbau für ein Bettenhaus mit Krankenstationen für insgesamt 114 Patienten ist fertiggestellt. Der Abriß eines alten Gebäudeteils an der Goethestraße ist abgeschlossen worden, so daß im Jahr 1989 mit der Errichtung des Verbindungsteils zwischen Neubau und Altbau entlang der Goethestraße begonnen werden kann.

### *Der IV. Bauabschnitt*

In den Jahren 1990–1993 wird als Abschluß die Sanierung und völlige Umgestaltung des denkmalgeschützten Gebäudeteils an der Nußbaumstraße erfolgen.

## Neue Vizepräsidenten

Prof. Dr. Andreas Heldrich, Prof. Dr. Werner Leidl und Prof. Dr. Wolfgang Frühwald wurden am 2. Februar 1989 im 1. Wahlgang als Vizepräsidenten der Ludwig-Maximilians-Universität gewählt. Prof. Heldrich und Prof. Leidl waren bereits seit 1987 Vizepräsidenten und wurden wiedergewählt, Prof. Frühwald trat an die Stelle von Frau Prof. Schabert, die nicht wieder kandidierte.

Die zweijährige Amtszeit der Vizepräsidenten, die gemeinsam mit dem Präsidenten und dem Kanzler das Präsidialkollegium der Universität bilden, begann am 1. April 1989.

Prof. Dr. jur. Andreas Heldrich ist Professor für Bürgerliches Recht, Internationales Privatrecht, Rechtsvergleichung und Rechtssoziologie.

Prof. Dr. med. vet. Werner Leidl ist Professor für Physiologie und Pathologie der Fortpflanzung, insbesondere Andrologie, in der Tierärztlichen Fakultät.

Prof. Dr. phil. Wolfgang Frühwald ist Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte.



v. l. n. r.: Prof. Frühwald, Prof. Heldrich, Kanzler Dr. Grillo, Minister Prof. Wild, Präsident Prof. Steinmann, Prof. Leidl

(Foto Hans Süß)

## Jubiläumstelefax für Ostasieninstitut



Der 250 000. Telefaxanschluß in der Bundesrepublik wurde beim Institut für Ostasienkunde der Universität installiert. Postminister Dr. Christian Schwarz-Schilling übergab am 18. April 1989 in Bonn das vom Postministerium gestiftete Jubiläumsgerät an Prof. Dr. Helwig Schmidt-Glintzer. Schwarz-Schilling hatte in München Sinologie studiert.

(Foto Max Malsch)

## Zusammenarbeit mit Klinik Roseneck in Prien

Zwischen der Ludwig-Maximilians-Universität München und der Klinik Roseneck in Prien am Chiemsee wurde im Mai 1989 ein Kooperationsvertrag abgeschlossen. Damit wurde die schon länger bestehende enge Zusammenarbeit zwischen der Medizinischen Fakultät der Universität und der Psychosomatischen Klinik auch formell besiegelt. Die Klinik ist auf psychosomatische bzw. verschiedene psychisch bedingte Erkrankungen spezialisiert und hat einen Schwerpunkt in der Behandlung von Eßstörungen (z. B. Bulimia).

---

## Richtfest der Forstwissenschaft in Weihenstephan

Die Forstwissenschaftliche Fakultät konnte am 11. Mai 1989 das Richtfest für die Neubauten in Freising-Weihenstephan feiern. Die Forstwissenschaftliche Fakultät der Universität und die mit ihr eng verbundene Forstliche Forschungs- und Versuchsanstalt, die dem Bayerischen Landwirtschaftsministerium untersteht, waren sehr unzureichend und in veralteten Gebäuden in der Amalienstraße und in der Schellingstraße beim Stammgelände der Universität untergebracht. Die Neubauten im Freisinger Stadtteil Weihenstephan liegen in der Nähe der bereits vorhandenen Einrichtungen der Technischen Universität und der Fachhochschule. Die Baukosten wurden mit knapp 68 Millionen DM veranschlagt.



Richtfest der Forstwissenschaft in Weihenstephan

(Foto Siegfried Martin)

## Indianer-Ausstellung

„Hopi und Kachina – Indianische Kultur im Wandel“ war das Thema einer Ausstellung vom 12. Mai bis 15. Juni 1989 in der „Halle Nord“ im Universitätshauptgebäude.

Die Hopi – etwa 10 000 Menschen – leben im Südwesten der USA. Sie sind durch ihre Kunstfertigkeit und ihre traditionellen Riten besonders bekannt geworden. Ihre sechsmonatigen Kachina-Kulte, bei denen maskierte und kostümierte Tänzer über 250 Geisteswesen darstellen, standen im Mittelpunkt der Ausstellung und sollten eine Art Vermittlerfunktion zu anderen Aspekten der Hopi-Lebenswelt erschließen. Gezeigt wurde aber auch der Einfluß moderner Lebens- und Wirtschaftsformen, z. B. von Tourismus oder Bergbau auf die traditionellen Kulturen der Hopi.

Für die Präsentation in München zeichnete das Amerika-Institut der Ludwig-Maximilians-Universität verantwortlich.

---

## Ausstellung „Politische Kleinschriften der Adenauerzeit“ (1945–1967)

Die Universitätsbibliothek München präsentierte zum 40. Jahrestag der Gründung der Bundesrepublik vom 23. Mai bis 31. Juli 1989 eine Ausstellung sogenannter Kleinschriften aus der Nachkriegszeit.

Politische Kleinschriften – dazu gehören auch Flugschriften und Broschüren – werden als Medium zur Massenbeeinflussung eingesetzt. Der äußeren Aufmachung nach entsprechen sie den Prospekten der Wirtschaftswerbung.

Die Ausstellung zeigte in zehn Themengruppen ein Panorama der Adenauer-Ära: Neubeginn unter der Herrschaft der Besatzungsmächte, Kalter Krieg, Wirtschaftswunder, Westintegration und Wiederbewaffnung, Vorbild Amerika, Feindbild in Rot, Bonner Parteienstaat, Außerparlamentarische Opposition. Das erste Stück war eine Flugzeugzeitung der US-Army vom April 1945, das letzte eine APO-Broschüre. Der Bearbeiter der Ausstellung, Klaus Körner, verfügt über eine Sammlung von ca. 5 000 Exemplaren.

Die Ausstellung wurde vorher an mehreren Hochschulorten gezeigt: in Hamburg, Berlin, Lüneburg, Oldenburg, Hannover und Kiel. Nach ihrer Präsentation in München ging sie nach Bonn.

Die Universitätsbibliothek veranstaltet regelmäßig Ausstellungen im Foyer vor dem Lesesaal im 1. Stock.

# Universitätsstiftungsfest 1989

*Das 517. Stiftungsfest der Universität wurde am Samstag, dem 24. Juni 1989 in der Großen Aula der Universität gefeiert. Nach der Begrüßung durch den Präsidenten und der Verleihung der Förderpreise hielt Prof. Dr. Harald Weinrich in seinem Festvortrag „Ein Kolleg über die Heiterkeit“ (eine überarbeitete Fassung dieses Vortrags wurde in der Zeitschrift „Mercur“ im Juni 1989 veröffentlicht).*

*Universitätspräsident Prof. Dr. Wulf Steinmann*

Wie in jedem Jahr, so feiert auch heuer die Ludwig-Maximilians-Universität am letzten Samstag im Juni ihr Stiftungsfest. Die von Herzog Ludwig dem Reichen gestiftete Universität wurde am 27. Juni 1472 in Ingolstadt feierlich eröffnet. Mit dem heutigen Stiftungsfest begeht die Universität die 517. Wiederkehr dieses Gründungstages. Sie feiert also ihren Geburtstag. Ich heiße unsere Gäste und die Mitglieder der Universität zu diesem Anlaß herzlich willkommen und danke ihnen, daß sie unserer Einladung gefolgt sind und auf diese Weise ihre Verbundenheit mit der Universität bekunden.

Mein erster Gruß gilt Seiner Königlichen Hoheit Prinz Franz von Bayern als Vertreter des Hauses Wittelsbach, dem die Ludwig-Maximilians-Universität ihre Gründung und eine fast 500jährige großzügige und verständnisvolle Förderung verdankt. Wenn dies der Geburtstag der Universität ist, so begrüßen wir in Ihnen, Königliche Hoheit, gewissermaßen den Vertreter der Eltern.

Als Vertreter des Bayerischen Senats begrüße ich Herrn Senator Professor Engerth, der die Belange der bayerischen Hochschulen seit vielen Jahren im Bayerischen Senat mit Sachkenntnis und Engagement erfolgreich vertritt. Dafür, Herr Senator, sind wir Ihnen außerordentlich dankbar.

Mein Gruß gilt der Vertreterin der Landeshauptstadt München, Frau Stadträtin Dr. Groß.

Ich begrüße die Vertreter der Dritten Gewalt, namentlich den Präsidenten des Bundesfinanzhofs, Herrn Professor Klein, den Präsidenten des Bayerischen Verfassungsgerichtshofs, Herrn Dr. Parsch, und den Generalstaatsanwalt, Herrn Froschauer. Als Vertreter der Bayerischen Staatsregierung hat Herr Staatssekretär Dr. Goppel seine Teilnahme zugesagt. Leider ist er zur Zeit noch durch unvorhergesehene Verpflichtungen daran gehindert, bei uns zu sein. Er hofft aber, noch im Laufe der Veranstaltung zu uns kommen zu können.

Ich begrüße den Leiter der Hochschulabteilung im Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst, Herrn Ministerialdirigent Bächler, und mit ihm die anwesenden Abteilungsleiter und Referenten aus den Staatsministerien sowie den Präsidenten der Oberfinanzdirektion, Herrn Dr. Gröpl, und den Präsidenten der Bezirksfinanzdirektion, Herrn Dr. Summer.

Mein Gruß gilt dem Vorsitzenden des Kuratoriums unserer Universität, Herrn Dr. Arendts, und mit ihm den anwesenden Mitgliedern der Kuratoriums.

Ich begrüße den 1. Vorsitzenden der Gesellschaft der Freunde und Förderer der Universität München, Herrn Dr. Jannott, und mit ihm die Mitglieder des Vorstands der Gesellschaft. Ich möchte Ihnen auch an dieser Stelle herzlich danken für die großzügige und hochherzige Förderung, die wir der Universitätsgesellschaft verdanken. Beim heutigen Stiftungsfest wird diese Unterstützung wieder in besonders schöner Weise sichtbar durch die von der Universitätsgesellschaft gestifteten Promotions- und Habilitationspreise, die wir auch in diesem Jahr wieder verleihen können.

Auch aus dem akademischen Bereich können wir zu unserer großen Freude heute wieder zahlreiche Ehrengäste begrüßen. Eine besondere Freude bedeutet es, daß heute eine Delegation von

Professoren der Universität Istanbul bei uns ist, mit der Dekanin der Naturwissenschaftlichen Fakultät, Frau Professor Avcioğlu, dem Dekan der Medizinischen Fakultät, Herrn Professor Altug, seinem Vorgänger, Herrn Professor Öner und 10 weiteren Professoren der Medizinischen Fakultät, darunter Herr Professor Terzioğlu, der an unserer Universität für das Fach Geschichte der Medizin habilitiert wurde. Ihm und Herrn Professor Goerke, den ich ebenfalls begrüße, ist es zu danken, daß uns mit der Universität Istanbul eine langjährige und erfolgreiche Zusammenarbeit verbindet. Sie hat auf dem Gebiet der Medizin begonnen und dort auch heute noch ihren Schwerpunkt, ist aber inzwischen auf die Tiermedizin, die Naturwissenschaften und die Wirtschaftswissenschaften ausgedehnt worden.

Auch in diesem Jahr erweist uns der Ehrenpräsident der Max-Planck-Gesellschaft, Herr Professor Butenandt, wieder die Ehre seiner Anwesenheit. Ich begrüße ihn aufs Herzlichste. Mit ihm gilt mein Gruß dem Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Herrn Professor Schlüter, dem Generalsekretär der Max-Planck-Gesellschaft, Herrn Dr. Hasenelever sowie dem Wissenschaftlichen Geschäftsführer der Gesellschaft für Umwelt- und Strahlenforschung, Herrn Professor Levi.

Ein herzlicher Willkommensgruß gilt dem Präsidenten unserer Nachbaruniversität, der Technischen Universität München, Herrn Professor Meitinger, und mit ihm den anwesenden Präsidenten und Vizepräsidenten der bayerischen Universitäten und Hochschulen sowie dem Direktor der Katholischen Akademie in Bayern, Herrn Dr. Henrich.

Ich begrüße alle anwesenden Mitglieder unserer Universität, an ihrer Spitze unsere Ehrensensoren. Weiterhin die Altrektoren Professor Scheuermann und Professor Kotter.

Mein Gruß gilt den Vizepräsidenten und dem Kanzler. Zu unserem großen Bedauern wird uns Herr Dr. Grillo am 1. August verlassen und als Administrativer Geschäftsführer mit Herrn Wild



Prof. Weinrich bei seinem Festvortrag

(Foto Christoph Pott-Sudholt)

zur DARA nach Bonn gehen. Lieber Herr Grillo, seit bekanntgeworden ist, daß Ihnen Herr Wild das Angebot gemacht hat, mit ihm nach Bonn zu gehen, haben Ihnen zahlreiche Mitglieder der Universität versichert, wie dankbar wir es begrüßen würden, wenn Sie bei uns blieben. Sie haben auch daraus ersehen können, daß es Ihnen gelungen ist, in dem Jahr, in dem Sie bei uns als Kanzler tätig waren, Zustimmung, Anerkennung und Hochachtung an der Universität zu gewinnen. Wir hätten uns wirklich sehr gefreut, wenn Sie bei uns als Kanzler geblieben wären. Aber natürlich haben wir Verständnis für Ihre Entscheidung, die neue Aufgabe in Bonn zu übernehmen. Wir wünschen Ihnen dazu von Herzen Glück, Erfolg und persönliche Zufriedenheit.

Mein Gruß gilt den Senatoren und Dekanen. Unter ihnen möchte ich namentlich den Dekan der Medizinischen Fakultät, Herrn Professor Spann, herzlich begrüßen. Dies ist das letzte Stiftungsfest, an dem er als Dekan der Medizinischen Fakultät teilnimmt, denn er wird am Ende dieses Semesters emeritiert. 19 Jahre lang stand er als Dekan an der Spitze der Medizinischen Fakultät.

Spectabilis, ich möchte diese Gelegenheit benutzen, um Ihnen in der Öffentlichkeit des Stiftungsfestes den Dank der Universität auszusprechen. Sie haben in einer ungewöhnlich schwierigen Zeit die größte Fakultät unserer Universität mit bewundernswertem Geschick geleitet. Es ist Ihnen gelungen, diese Fakultät, in der ein Drittel unserer Professoren tätig ist, und die den größeren Teil unserer Ressourcen beansprucht, zusammenzuhalten. Damit haben Sie nicht nur der Fakultät und der Universität einen unschätzbaren Dienst erwiesen, Sie haben einen wichtigen Beitrag zur Geschichte unserer Universität geleistet. Wir haben in diesen Jahren erfahren, daß es nicht sehr schwer ist, in der Folge einer problematischen Hochschulgesetzgebung aus 7 Fakultäten 20 zu machen, daß es uns aber nicht möglich war, einige dieser 20 Fakultäten wieder zu größeren Fakultäten zusammenzufügen, obwohl es dafür gewichtige sachliche Gründe gibt. Vor dem Hintergrund dieser Erfahrung wissen wir besonders zu schätzen, daß es Ihnen gelungen ist, allen Bestrebungen, die große Medizinische Fakultät zu teilen, erfolgreich zu widerstehen. Sie haben auch den separatistischen Tendenzen in Ihrer Fakultät, die von Zeit zu Zeit zutage getreten sind, insbesondere bei Meinungsverschiedenheiten zwischen der Medizinischen Fakultät und dem Senat, immer eine klare Absage erteilt und sich rückhaltlos dafür eingesetzt, die Medizin als Fakultät und damit als Teil der Universität zu bewahren. Schließlich ist es Ihnen gelungen, den Generationenwechsel, der sich innerhalb von wenigen Jahren in Ihrer Fakultät vollzieht, in einer Weise einzuleiten, die uns zuversichtlich erwarten läßt, daß diese schwierige Aufgabe gut zu Ende geführt wird, so daß der hervorragende Ruf, den unsere Medizinische Fakultät genießt, auch in den kommenden Jahrzehnten gewahrt bleibt. Für diese Ihre Leistungen als Dekan schuldet die Ludwig-Maximilians-Universität Ihnen Dank.

Ich begrüße die anwesenden Professoren, die wissenschaftlichen Mitarbeiter, die Mitglieder der Verwaltung, und – last but not least – die Studenten. Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen, es sind Ihrer so viele an unserer Universität, daß wir unmöglich alle einladen konnten. In diesem Jahr haben wir unter den Studienanfängern des vergangenen Wintersemesters und dieses Sommersemesters durch Los eine Auswahl getroffen. Denn auch die Zahl der Studienanfänger ist so groß, daß nicht einmal ein größerer Teil von Ihnen in der Aula Platz finden würde. Wir freuen uns, daß Sie heute so zahlreich zum Stiftungsfest gekommen sind, und ich möchte Ihnen versichern, daß wir wissen, daß die Universität für die Studenten da ist und daß die Universität ohne Studenten keine Existenzberechtigung hätte. Seien Sie uns – nicht nur heute, aber heute besonders herzlich – willkommen.

Ich begrüße die anwesenden Vertreter der Presse und des Rundfunks und danke Ihnen, daß Sie uns auch am Samstag Ihre Aufmerksamkeit schenken. Von Ihrer Berichterstattung, meine Damen

und Herren, hängt nicht zuletzt das Bild der Universität in der Öffentlichkeit ab, und ich möchte Sie bitten, wie bisher fair und wohlwollend, wenn auch mit der nötigen Kritik, über uns zu berichten.

Ich begrüße Sie alle, meine sehr verehrten Damen und Herren, und heiße Sie herzlich willkommen zum Stiftungsfest in der Aula.

Mein Gruß und mein Dank gilt dem Universitätschor und seinem Leiter, Herrn Universitätsmusikdirektor Dr. Zöbeley sowie den Solisten und Orchestermitgliedern, die das heutige Stiftungsfest mit drei Stücken aus Haydns Schöpfung umrahmen. Die ganze Schöpfung von Haydn wird aus Anlaß des 200jährigen Bestehens des Englischen Gartens am 3. Juli auf der Festbühne und dann noch einmal in einem Konzert am 4. Juli hier in der Aula aufgeführt. Das heutige Stiftungsfest gibt also einen Vorgeschmack davon.

Auch in diesem Jahr können wir wieder 4 Promotionspreise und 2 Habilitationspreise, die von unserer Gesellschaft der Freunde und Förderer gestiftet worden sind, vergeben. Von zweitausend Promotionen vier preiswürdige auszuwählen, ist problematisch und nur möglich, wenn man bereit ist, eine gewisse Willkür in Kauf zu nehmen. Das gleiche gilt für die zwei Habilitationspreise, die aus 160 Habilitationsschriften auszuwählen waren. Wie bei allen Preisen kann es hier nicht darum gehen, alle preiswürdigen Arbeiten auszuzeichnen, sondern nur darum, daß alle ausgezeichneten Arbeiten preiswürdig sind. Ich hoffe, es gelingt mir, Sie davon zu überzeugen, daß dies auch in diesem Jahr erreicht worden ist.

*Die Promotionsförderpreise der Universitätsgesellschaft, mit je DM 5 000,- dotiert, werden auf Vorschlag der Dekane in diesem Jahr an folgende Herren verliehen:*

1. Herrn Dr. jur. Christian B e y e r, Juristische Fakultät, für seine Dissertation:

„Grenzen der Arzneimittelhaftung – dargestellt am Beispiel des Contergan-Falles“

Herr Beyer wurde 1959 in München geboren. Er hat Rechtswissenschaften an der Universität München studiert und sein Studium 1985 mit der Ersten Juristischen Staatsprüfung abgeschlossen. 1988 wurde er mit der Dissertation, für die er heute ausgezeichnet wird, von der Juristischen Fakultät promoviert. Er ist bei der Deutschen Bank tätig.

Die von Herrn Beyer verfaßte Dissertation hat nach ihrer Drucklegung ein außerordentlich lebhaftes, positives Echo ausgelöst; zeichnete sich doch nach der Contergan-Katastrophe ein neuer Fall der Arzneimittelhaftung riesigen Ausmaßes ab. Die für Bluterkrankte lebensnotwendigen Präparate waren in beträchtlichem Umfang auf der Basis von Blutplasma hergestellt, das vom Aidsvirus infiziert war. Aber keineswegs nur wegen dieser erschütternden Aktualität ist die Arbeit von Herrn Beyer auf ein so außerordentliches Interesse gestoßen, sondern wegen der überragenden Leistung des Verfassers zu einem auch unabhängig von der Bluter-Aids-Katastrophe brennend aktuellen Thema. Die Arbeit hatte zum Ziel, unter Verwendung der jüngsten historischen Lehren aus dem Contergan-Fall aufzuzeigen, wie ein auch größeren Katastrophen gewachsenes Arzneimittelgesetz unter dem Blickwinkel der Unglücksverhütung und der haftungsrechtlichen Gestaltung im Einzelfall aussehen könnte. Dem Verfasser ist die in beeindruckender Weise gelungen.

Besondere Bewunderung verdient, wie er auf der Ebene der Quellensuche die schier unüberwindbaren Hindernisse bewältigt hat, denn nahezu alle Beteiligten – die Herstellerfirma, die Haftpflichtversicherungen, die Organisationen der Geschädigten, aber auch die mit dem Fall befaßten staatlichen Stellen, die verschiedenen Bundes- und Landesministerien, Staatsanwaltschaften und Gerichte – verhielten sich dem Projekt einer rechtshistorischen Darstellung des Contergan-Falles gegenüber sehr reserviert. Herr Beyer hat aber nicht nur die außerordentlich schwie-

rige Quellensuche glänzend bewältigt, vielmehr ist es ihm auch gelungen, in seiner Dissertation auf allen drei großen Gebieten des geltenden Rechts – Zivilrecht, Strafrecht und öffentliches Recht – erfolgreich zu arbeiten. Nur auf diese Weise war es möglich, den Contergan-Fall von rechtswissenschaftlicher Seite zum erstenmal sorgfältig nachzuzeichnen und auf der Basis dieser Darstellung die höchst diffizilen Regelungen des geltenden Arzneirechts zu kritisieren und de lege ferenda konstruktive Verbesserungsvorschläge zu machen.

2. Herrn Dr. med. Alwin G o e t z, Medizinische Fakultät, für seine Dissertation:

„Quantitative Mikrozirkulationsanalyse beim amelanotischen Hamstermelanom A-Mel-3“

Herr Goetz wurde 1955 in Bayreuth geboren. Er hat zunächst an der Universität Regensburg Chemie und dann an der Universität München Humanmedizin studiert. Seit 1982 ist Herr Goetz wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Chirurgische Forschung. 1987 wurde er von der Medizinischen Fakultät promoviert. Seine Arbeit ist der Krebsforschung gewidmet. Krebs ist in der Bundesrepublik Deutschland die zweithäufigste Todesursache. Dabei steht Fortschritten in der Diagnostik noch immer eine unzureichende Therapie gegenüber. Zumindest teilweise liegt dies daran, daß Kenntnisse über die Krebsentwicklung, insbesondere auch über die Entwicklung der Gefäßversorgung von Krebstumoren, lückenhaft geblieben sind.

Herr Goetz hatte sich daher zum Ziel gesetzt, die Entwicklung der Mikrozirkulation im Frühstadium von Tumoren quantitativ zu analysieren. Diese Frage kann natürlich nicht am Patienten, sondern nur im Tierversuch untersucht werden. Herr Goetz hat mit ganz ungewöhnlichem Aufwand und mit großer Akribie eine Methode aufgebaut, die es erlaubt, alle relevanten Größen der Gefäßentwicklung, der Sauerstoffversorgung und der Zelldynamik in einem neu entstandenen und wachsenden Tumor zu erfassen.

Herr Goetz hat mit seiner Arbeit völlig neue Wege aufgezeigt, wie Entstehungsweisen von Tumoren und ihre Gefäßversorgung fortwährend analysiert werden können. Damit eröffnet sich die Möglichkeit, klinisch ausgerichtete, krebspezifische Fragestellungen wesentlich genauer als bisher zu untersuchen und kausale Gesichtspunkte bei der Erarbeitung von Behandlungsverfahren zu berücksichtigen. Hervorzuheben ist, daß in Zusammenarbeit mit dem Tierschutzbeauftragten der Universität besonderes Augenmerk darauf gerichtet wurde, daß die Tiere, an denen die Messungen erfolgten, keinerlei Schmerzen empfanden und durch die 0,5 bis 7 mm großen Tumoren nicht belastet wurden.

3. Herrn Dr. phil. Uwe D u b i e l z i g, Philosophische Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft I, für seine Dissertation:

„Triphiodors Kleinepos von der Einnahme Troias. Einleitung, kritische Ausgabe, Übersetzung und Kommentar“

Herr Dubielzig, geboren 1955 in Regensburg, studierte in München und Oxford Klassische Philologie, Geschichte und Rechtswissenschaften. Er war Stipendiat der Stiftung Maximilianeum und der Studienstiftung des Deutschen Volkes. Nach dem mit Auszeichnung bestandenen Staatsexamen war er als Stipendiat des Centro tedesco di studi veneziani in Venedig, dessen derzeitiger Direktor, Professor Roeck, beim letztjährigen Stiftungsfest mit einem der Habilitationspreise ausgezeichnet worden ist. Herr Dubielzig war wissenschaftlicher Mitarbeiter am Leopold-Wenger-Institut und ist zur Zeit Akademischer Rat auf Zeit am Institut für Klassische Philologie.

Die Dissertation von Herrn Dubielzig behandelt den in der römischen Kaiserzeit lebenden griechischen Dichter Triphiodor und sein ältere Traditionen aufnehmendes und eigenständig umgestaltendes Kleinepos über die Eroberung Troias. Die Arbeit hat das Verdienst, alle mit dem Dichter und seinem Werk zusammenhängenden Fragen ergebnisreich diskutiert zu haben. Sie för-

dert das Wissen um den zu Unrecht lange vernachlässigten Dichter wesentlich und vermittelt wichtige Einsichten in den höchst kunstvollen Charakter seiner Dichtung.

4. Herrn Dr. rer. nat. Reinhard N e d e r, Fakultät für Geowissenschaften, für seine Dissertation:

„Bestimmung der Defektstruktur des kubisch stabilisierten Zirkonia ( $Zr_{0,85}, Ca_{0,15}, O_{1,85}$ ) bei 290 K und 1550 K mittels integraler und rein elastischer Neutronenbeugung“

Herr Neder wurde 1959 in Münster geboren. Er hat an der Universität Münster Mineralogie und Physik studiert. Ab 1983 hat er Geologie an der Arizona State University in Tempe, Arizona, USA, studiert und 1985 mit dem Master of Science abgeschlossen. Seit 1985 ist Herr Neder wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Mineralogie und Kristallographie der Universität München.

Modernste Technologien basieren auf Kristallen. Siliziumkristalle sind z. B. „Grundstoff“ der Halbleitertechnologien und somit auch Herzstück aller Computer. Die wesentlichen Eigenschaften von Silizium beruhen dabei auf der Perfektheit der Kristalle. Im Gegensatz dazu sind für die modernen keramischen Werkstoffe Kristallstörungen von besonderer Bedeutung. Ein Musterbeispiel ist Zirkonia ( $ZrO_2$ ), das ebenfalls in unser tägliches Leben Eingang gefunden hat, sei es als  $\lambda$ -Sonde im geregelten Katalysator, als Wärmedämmung einer Flugzeugtragfläche oder als Diamantersatz im Modeschmuck. Die Eigenschaften dieser Materialien können nur verstanden werden, wenn die Störungen sorgfältig und quantitativ untersucht werden. Herr Neder hat mittels der Neutronenstrommethode bei hohen Temperaturen – dem bevorzugten Einsatzgebiet von Zirkonia – solche Untersuchungen durchgeführt. Über Modellrechnungen ist es ihm gelungen, die komplexen Ordnungs-/Unordnungsvorgänge und Störungen in situ quantitativ zu analysieren. Sowohl experimentell, wie auch theoretisch hat Herr Dr. Neder damit einen ganz entscheidenden Beitrag zum Verständnis dieses in der modernen Technik unentbehrlichen keramischen Werkstoffs geliefert.

Die beiden Habilitationspreise, mit je DM 10 000,- dotiert, verleiht die Universität auf Vorschlag der Dekane in diesem Jahr an folgende Preisträger:

1. Herrn Privatdozent Dr. med. Reinhard K a n d o l f, Medizinische Fakultät, für seine Habilitationsschrift:

„Virale Herzerkrankung: Etablierung einer neuen hochsensitiven Diagnostik des Myokards mittels rekombinanter DNA-Technologie“

Herr Kandolf wurde 1948 in Neustadt am Kulm geboren. An der Universität München hat er Psychologie studiert und mit dem Diplom abgeschlossen. Anschließend hat er ebenfalls an der Universität München Humanmedizin studiert. 1981 wurde er zum Doktor med. durch die Medizinische Fakultät der Universität München promoviert. Zwischen Promotion und Habilitation war Herr Kandolf als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Biochemie und an der Medizinischen Klinik I im Klinikum Großhadern tätig. 1988 wurde er von der Medizinischen Fakultät habilitiert. Derzeit ist Herr Dr. Kandolf Inhaber der Hermann-und-Lilly-Schilling-Stiftungsprofessur für medizinische Forschung am Max-Planck-Institut für Biochemie.

Akute Herzmuskelentzündungen spielen in der Klinik eine große Rolle, weil sie häufig zu Siechtum und Tod durch Herzversagen führen. Bisherige Arbeiten lieferten Anhaltspunkte, daß ein hoher Prozentsatz der akuten Erkrankungen durch bestimmte, zu den sog. Enteroviren zählende Virusarten verursacht werden könnte. Eine genaue Diagnostik ist mit konventionellen serologischen Methoden allerdings nur sehr schwer möglich. Um die Rolle von Enteroviren bei der

Entstehung akuter und chronischer Herzerkrankungen aufzuklären, hatte Herr Kandolf sich zum Ziel gesetzt, serologische Verfahren durch moderne Methoden der Gentechnologie und Molekularbiologie zu erweitern.

Es gelang ihm, die gesamte Virus-Nucleinsäure zu klonieren und eine molekularbiologische Methode zu entwickeln, die die wichtigsten kardiotropen Enteroviren in einem einzigen Ansatz erfasst. Mit Hilfe weiterer methodischer Entwicklungen konnten bei einem hohen Prozentsatz der Patienten Enteroviren in einzelnen Herzzellen, und damit eine persistierende Infektion, nachgewiesen werden. Damit wurde ein wesentlicher Schritt getan, die Entstehungsweise chronifizierter Herzmuskelerkrankungen aufzuklären.

Der Nachweis akuter und persistierender Virusinfektionen hat weitreichende Konsequenzen, beispielsweise bis hin zur Herzverpflanzung, denn bei einem dauerinfizierten Empfänger sind spätere Infektionen des gesund transplantierten Herzens nicht auszuschließen. Die Möglichkeit, virale Nucleinsäuren mikroskopisch direkt der Zelle zuzuordnen zu können, ist eine absolute Pionierleistung, die als Verbindung von Klinik und Molekularbiologie möglich wurde durch die enge Zusammenarbeit zwischen der Medizinischen Klinik I Großhadern und der Abteilung für Virusforschung am Max-Planck-Institut für Biochemie in Martinsried.

Der wissenschaftliche Werdegang von Herrn Kandolf ist ein besonders schönes Beispiel für die zahlreichen Fälle fruchtbarer Zusammenarbeit zwischen Universität und Max-Planck-Gesellschaft.

2. Herr Privatdozent Dr. rer. nat. habil. Cornelius Greither, Fakultät für Mathematik, für seine Habilitationsschrift:

„Cyclic Galois Extensions and Normal Bases“

Herr Greither wurde 1956 in Heidelberg geboren. Als er im Juni vorigen Jahres mit der Arbeit, für die er jetzt den Habilitationspreis erhält, von der Fakultät für Mathematik habilitiert wurde, war er noch nicht 32 Jahre alt und damit jünger als manche unserer Doktoranden bei der Promotion, obwohl er den 15monatigen Wehrdienst abgeleistet hat. Wie ist das möglich? Herr Dr. Greither ist nur 10 Jahre zur Schule gegangen, hat mit knapp 17 Jahren das Abitur gemacht, sein Mathematikstudium bis zum Diplom in 10 Semestern absolviert, daran aber noch ein Jahr Studienaufenthalt in den USA angeschlossen. Zur Promotion hat er drei Jahre gebraucht, worin allerdings die 15monatige Wehrdienstzeit eingeschlossen ist. Von der Promotion bis zur Habilitation sind nur viereinhalb Jahre vergangen.

Mit dem berühmten französischen Mathematiker Evariste Galois, auf dessen Theorie die Habilitationsschrift von Herrn Greither basiert, hat er zum Glück nur die mathematischen Höchstleistungen im jugendlichen Alter gemein.

Als am 31. März 1832 Evariste Galois von einer Pistolenkugel in einem Duell getroffen wurde und starb, war er gerade 20 Jahre alt. Niemand konnte ahnen, daß sein mathematischer Nachlaß noch 150 Jahre nach seinem Tode Ausgangspunkt wichtiger mathematischer Forschungen sein würde. Galois, ein politischer Hitzkopf, hatte sich laufend in Schwierigkeiten und dadurch schon für mehrere Monate seines kurzen Lebens ins Gefängnis gebracht. Auch im Umgang mit den Mathematikern der Academie Française hatte er sich durch wiederholte beleidigende Bemerkungen sehr unbeliebt gemacht. Dennoch wurde die hohe mathematische Qualität seiner – häufig unverständlich geschriebenen – Schriften von den großen Mathematikern seiner Zeit, von Cauchy, Poisson und Liouville, durchaus erkannt. Am Vorabend seines Todes schrieb er noch in einem legendären Brief über die von ihm entwickelte Gruppentheorie und über Lösungen von Gleichungen höheren Grades. Erst 14 Jahre später wurde dieses Manuskript veröffentlicht. Es brauchte viele weitere Jahre, bis die Genialität dieser Schrift vollständig erkannt wurde.

Mit diesem Manuskript wurde der Grundstein für die heute bekannte Gruppentheorie – wie sie z. B. in der modernen Physik und der Kristallographie nicht mehr fortzudenken ist – gelegt. Der andere Zweig dieser Forschungen, die sogenannte Galois-Theorie der Gleichungen höheren Grades und der damit verbundenen Körper und Ringe, ist bis heute ein zentrales und außerordentlich fruchtbares Feld mathematischer Forschungen und Anwendungen. Daß auf diesem Gebiet immer weitere Fortschritte gemacht und neue Erkenntnisse erzielt werden, ist umso erstaunlicher, als die berühmtesten und genialsten Mathematiker der letzten 150 Jahre sich mit diesen Fragen auseinandergesetzt haben. Es zeigt, wie zentral und wichtig dieses Gebiet für weite Teile der modernen Mathematik ist.

Mit einer Reihe von Arbeiten zu diesem Gebiet hat sich Herr Greither schon internationale Anerkennung erworben. In seiner Habilitationsschrift „Cyclic Galois Extensions and Normal Bases“ gelingt es ihm, die mit einer vorgegebenen Gruppe zusammenhängenden Ringe, sogenannte Galois-Erweiterungen, zu klassifizieren. Er verwendet dazu die inzwischen weitgehend verallgemeinerte Galois-Theorie von Ringen. Unter seine allgemeinen Resultate fallen eine Vielzahl spezieller in der Literatur aufzufindender Ergebnisse. Nach Meinung eines ausländischen Gutachters ist die Habilitationsschrift durch den mit diesem Resultat erzielten Fortschritt die wichtigste Arbeit auf diesem Gebiet im letzten Jahrzehnt. Sie weist Wege zu weiteren wichtigen Fortschritten in der Galois-Theorie und ihren Anwendungen.

Über die Klassifikation der Galois-Erweiterungen hinaus sind in der Arbeit erfolgreich Wege beschritten worden, ein bisher ungelöstes Problem aus der Zahlentheorie, die Leopold-Vermutung, mit den neu entwickelten Techniken zu behandeln. Damit können die neuen Resultate von Herrn Greither auch in anderen mathematischen Teilgebieten fruchtbar und wirkungsvoll eingesetzt werden. Die Arbeit ist inzwischen auf verbreitete nationale und internationale Anerkennung gestoßen und hat Herrn Greither Einladungen an renommierte in- und ausländische Forschungsinstitute erbracht. Zur Zeit ist er Gast am Max-Planck-Institut für Mathematik in Bonn.

Der Festvortrag beim Stiftungsfest wird traditionsgemäß von einem Mitglied unseres Lehrkörpers gehalten. Der Festredner dieses Jahres ist Herr Professor Weinrich. Er ist von Haus aus Romanist und hat dieses Fach als Lehrstuhlinhaber an den Universitäten Kiel und Köln vertreten, bevor er über Bielefeld nach München kam. Hier hat er vor 11 Jahren den Lehrstuhl für Deutsch als Fremdsprache übernommen und das gleichnamige Institut aufgebaut. Es war dies übrigens der erste Lehrstuhl dieser Art in der Bundesrepublik. Das Institut befaßt sich – wie sein Name sagt – mit den Problemen der Vermittlung der deutschen Sprache an Ausländer, und die Absolventen gehen als Deutschlehrer ins Ausland oder an Institutionen in der Bundesrepublik, an denen Ausländer Deutsch lernen. Dies ist eine ganz besonders wichtige Aufgabe, von deren Bewältigung es nicht nur abhängt, ob Studenten aus dem nicht deutschsprachigen Ausland an unseren Universitäten studieren können, sondern darüber hinaus, ob es gelingt, deutsche Kultur im Ausland darzustellen und zu vermitteln. Wir messen daher diesem Institut eine ganz besondere Bedeutung bei und sind ihm zu Dank verpflichtet, daß es seine Aufgabe mit den beschränkten Mitteln und angesichts des begrüßenswerten, aber kaum zu bewältigenden Andrangs, so hervorragend erfüllt. Wie gut Herrn Professor Weinrich und seinen Kollegen und Mitarbeitern das gelingt, konnte man im vorigen Herbst bei den Veranstaltungen zum 10jährigen Bestehen des Instituts erkennen. Abschluß und Höhepunkt war ein großes Fest, das die Mitglieder und Studenten des Instituts hier in der Aula gefeiert haben. Ich habe dabei den Eindruck gewonnen, daß trotz der unverhältnismäßig hohen Studentenzahl, gemessen an der Zahl der Dozenten, hier die Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden noch praktiziert wird. Dafür möchte ich Ihnen, Herr Kollege Weinrich, und den Mitgliedern des Instituts heute unseren Dank und unsere Bewunderung aussprechen.

# Kolleg über die Heiterkeit

Prof. Dr. Dr. hc. Harald Weinrich

*Ich liebe mir den heitern Mann  
Am meisten unter meinen Gästen:  
Wer sich nicht selbst zum besten haben kann  
der ist gewiß nicht von den Besten.  
(Goethe: Meine Wahl)*

Heiterkeit ist bekanntlich ein Schönwetterwort. In dieser Bedeutung verwendet es – nicht oft genug – der Wetterbericht, wenn er uns die Wetterlage des folgenden Tages als heiter oder doch wenigstens als heiter bis wolkig ankündigt. Deshalb lassen wir uns die Stunden der Heiterkeit auch mit Vorliebe von der Sonnenuhr anzeigen, wie es ein Operettenlied sagt:

Mach es wie die Sonnenuhr  
zähl die heitren Stunden nur.

Das gleiche oder ein ähnliches Schönwetterwort kennen auch andere Sprachen; häufig ist es von lat. *serenus* abgeleitet. Aber nur in Deutschland hat dieses Wort eine glanzvolle literarisch-philosophische Karriere gemacht, vielleicht weil der heitere Himmel in diesen nördlichen Landstrichen gar nicht so selbstverständlich ist, wie wir es uns wohl wünschen mögen.

Nun wissen wir, daß sich auch schon die Griechen des Altertums an der *bilarotes*, die Römer an der *serenitas* oder *hilaritas* des sonnig-heiteren Tages erfreut haben. Auch als meteorologische Metapher für einen fröhlichen oder munteren Zustand der Seele haben sowohl die Griechen als auch die Römer dieses Wort gebraucht. Insbesondere von den Göttern, die fernab von den Sorgen und Nöten der Menschen leben, kann gesagt werden, daß sie ein heiteres Leben führen (*vitam serenam degunt*): glücklich die Philosophen, denen es gelingt, es ihnen an *tranquillitas animi* gleichzutun! Die Römer haben darüber hinaus ihrem höchsten Gott Jupiter, dessen Namen man etymologisch als *dies-piter*, „Vater des hellen Tages“ verstehen kann, den Beinamen *Jupiter serenus* gegeben, allerdings eher beiläufig neben anderen vom Wetter abgeleiteten Benennungen wie *Jupiter tonans* und *Jupiter fulgens*.

Nicht jedoch vom donnernden oder blitzenden, sondern vom heiteren Jupiter nimmt die besondere Geschichte der Heiterkeit ihren Anfang. Denn nach dem „heiteren Jupiter“ (oder darf ich tautologisch übersetzen: dem „jovialen Jupiter“?) übernehmen die römischen Kaiser, sodann die Herrscher und Fürsten des Abendlandes die quasi-göttliche Serenität und lassen sich von ihren Untertanen mit dem Herrschaftstitel *Serenissimus* anreden. Sophie Charlotte beispielsweise, erste Königin in Preußen, führte als Kurfürstin von Brandenburg den lateinischen Titel *Serenissima Princeps*. Auch dem Dogen von Venedig kam dieser Titel zu, wonach Venedig noch heute die *Serenissima* genannt wird. In der deutschen Nomenklatur wird die Serenität jedoch nicht als Heiterkeit, sondern meistens als Durchlauchtigkeit wiedergegeben. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, ungefähr zur Zeit von Fritz Reuters plattdeutscher Erzählung *Dörchbläuchting* (1866), geht mit mecklenburgischer Gemütlichkeit eine Epoche zu Ende, in der die Heiterkeit mitsamt der aus ihr abgeleiteten Huld und Gnädigkeit gegenüber den Untertanen zu den Herrschaftsattributen, fast möchte ich anachronistisch sagen, zu den Amtspflichten der Regierenden gehörte.

Zuvor aber schon, vor allem im 18. Jahrhundert, als das aufstrebende Bürgertum mit wachsendem Selbstbewußtsein nach den Rechten und Vorrechten des Adels griff, war die Heiterkeit in

Deutschland zu einem bürgerlichen Attribut und Wertbegriff und zur eigentlichen Gegenspielerin der fürstlichen Durchlauchtigkeit geworden. Um das leisten zu können, mußte dieses Wort allerdings, vor allem im 18. Jahrhundert, von seiner meteorologischen Basis aus nach antikem Vorbild weit in andere Bedeutungsbereiche ausgreifen, wie es beispielsweise das Gedicht *Heiterkeit des Gemüts* von Gerhard Tersteegen (1697–1769) zeigt:

Gleich wie die Luft erscheint bei angenehmen Tagen,  
so heiter, rein und still soll dein Gemüte sein.  
So schaust du Gott in dir und wirst auch ihm behagen,  
Sein wonnereiches Licht macht sich dem Geist gemein.

Da aber auch ein Gedankengang, wenn er zur „Klärung“ eines Sachverhaltes führt, *aufheiternd* oder *erheiternd* genannt werden kann, wird *Heiterkeit* im 18. Jahrhundert zugleich ein Aufklärungswort, jedoch kein Schlüsselwort der Aufklärung. Ihre äußerste Bedeutungsfülle erreicht die Heiterkeit erst in der deutschen Klassik, bei Goethe und Schiller:

An Goethe, der seinen Großherzog Carl August in seinem Tagebuch noch *Serenissimus* nennt, selber aber in Weimar bereits Hof hält als ein Fürst des Geistes, beobachtet Eckermann bewundernd ein „erhaben-heiteres Wesen“ (19. 2. 1829). *Heiter* ist aber auch in Goethes eigener Sprache ein häufig gebrauchtes, ein Lieblingswort, ja bei ihm wirklich ein Schlüsselwort seines literarischen Werkes.

Begleiten wir zunächst den Jura-Studenten Johann Wolfgang Goethe – er ist gerade 21 Jahre alt – an seinen Studienort nach Straßburg. Er ist in ziemlich schlechter gesundheitlicher Verfassung; immer nach Tisch ist ihm der Hals wie zugeschnürt (später stellt sich heraus, das liegt an dem schlechten Rotwein, der in der Straßburger Pension bei Tisch serviert wird), Goethe jedenfalls fühlt sich „verdrießlich“ und „mürrisch“ – so beschreibt er später seinen Zustand in *Dichtung und Wahrheit*. Zu erwähnen ist noch, daß Goethe außer seinen juristischen Vorlesungen nebenbei („durch eine Ritze“, wie er schreibt) klinische Praktika in der medizinischen Fakultät besucht und dabei auch an einen Professor gerät, den er sehr bewundert, denn:

Die große Heiterkeit und Behaglichkeit, womit der  
verehrte Lehrer uns von Bett zu Bett führte (. . .), das  
alles zog mich zu ihm hin. (DuW III,11)

Hier haben wir zunächst noch die alte ständische, die joviale Amts-Heiterkeit, die der fürstlichen Durchlauchtigkeit verwandt ist. Damit ist aber die Goethesche Heiterkeit bei weitem nicht ausgeschöpft, wie wir sogleich sehen werden. Denn es nahen nun an der Straßburger Universität die Semesterferien, und in seinem letzten Kolleg gibt der besagte Professor – wen wundert’s – seinen Studenten, unter ihnen Goethe, folgenden wohlmeinenden Rat:

Die Studien wollen nicht allein ernst und fleißig, sie  
wollen auch heiter und mit Geistesfreiheit behandelt  
werden. (DuW III,11)

Gesagt, getan. Oder mit Goethe gesprochen: „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde . . .“ Schon am Abend finden wir ihn in Sesenheim, wo er ein Auge auf die Pfarrerstochter Friederike Brion geworfen hat und wo übrigens auch der Elsässer Wein besser ist als in Straßburg: alle Beschwerden und „hypochondrischen Grillen“ sind wie fortgeblasen. Mit einem Wort: ein „heiteres Leben“. Die schönste Heiterkeit strahlt aber das Mädchen Friederike selber aus. Goethe unterscheidet einmal:

Es gibt Frauenspersonen, die uns im Zimmer besonders wohlgefallen, andere, die sich besser im Freien ausnehmen; Friederike gehörte zu den letzteren.

(DuW III,13)

Das erklärt auch ihr naturhaft heiteres Wesen, und Goethe schreibt weiter von ihr:

Die Anmut ihres Betragens schien mit der beblühten Erde, und die unverwüsthliche Heiterkeit ihres Antlitzes mit dem blauen Himmel zu wetteifern.

(DuW III,13)

Der junge Goethe trägt in Sesenheim selber auch zur Aufrechterhaltung und Steigerung dieses „heiteren, sittlichen Lebensgenusses“ bei, und wir erhalten bei dieser Gelegenheit einige nützliche Lebensregeln, wie man der Heiterkeit förderlich sein kann. Kein Zweifel, daß hier die Literatur als Heiterkeitsspende an bevorzugter Stelle zu nennen ist. Denn in Sesenheim sind ja einige der schönsten Liebesgedichte entstanden, die unsere Literaturgeschichte kennt. Aber nicht nur die eigenen Gedichte, sondern auch manche andere Werke der Literatur hat der junge Goethe im Sesenheimer Pfarrhaus, wenn er darum gebeten wurde, „heiter und freimütig“ vorgelesen, was auch im Sinne einer klaren und nuancenreichen Vortragsstimme zu verstehen ist. Goethe, so wissen wir auch aus anderen Quellen, beherrschte vorzüglich die Kunst des Vorlesens, und als er einmal an einem Abend den ganzen „Hamlet“ vorgelesen hat, bewahren seine Zuhörer, unter ihnen Friederike, nur mühsam das Gleichgewicht zwischen einer durch die Tragödie ausgelösten tiefen Bewegung und der sonst einer solchen Leserunde eigentümlichen Ruhe und Heiterkeit.

Es dauert jedoch nicht allzu lange, da läßt sich Goethe durch die Sesenheimer „Zerstreuungen und Heiterkeiten“ nicht länger von jenen „ernsteren Betrachtungen“ ablenken, die mit seinem Beruf und seiner Vokation zusammenhängen und die schließlich zur Trennung der Liebenden und zu Goethes Abschied von Sesenheim führen. Sturm und Drang hier, Heiterkeit dort, wie sollte das auf Dauer zusammenpassen!

Im 13. Kapitel des zweiten Buches von *Dichtung und Wahrheit*, wo die Sesenheimer Episode geschildert wird, folgen sodann verschiedene Überlegungen zur Literatur, die dem Studenten und jungen Dichter damals durch den Kopf gingen. Denn Goethe löste sich gerade in Straßburg von der bis dahin in seinen Wertvorstellungen maßgeblichen französischen Literatur, und er gewann neue poetische Maßstäbe in der Begegnung und leidenschaftlichen Auseinandersetzung mit der englischen Literatur, besonders mit Shakespeare, den er seinen Vater und Lehrer nennt. Aber diese vielbewunderte englische Literatur wies einige Eigenschaften auf, die den jungen Goethe äußerst irritierten. Wohin man auch schaute, es zeigte sich in der englischen Literatur: „ernster Trübsinn“, „düsterer Überdruß des Lebens“, „Widerwillen gegen alles“, „Unmut“, „Trauer“, „Melancholie“ – und das gilt selbst für Shakespeare, von dem Goethe doch sonst sagt, daß er „so reine Heiterkeit zu verbreiten weiß“. Wie soll man diese „ernsten und die menschliche Natur untergrabenden Gedichte“ lesen, ohne selber der Melancholie zu verfallen und am Leben zu verzweifeln! Goethe hält, jedoch mit äußerster Anstrengung, seine eigene ästhetische Überzeugung dagegen:

Die wahre Poesie kündigt sich dadurch an, daß sie, als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen, uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken.

(DuW III,13)

Aber wessen Überzeugung kommt hier eigentlich zum Ausdruck, die des einundzwanzigjährigen oder die des zweiundsechzigjährigen Goethe? Wenn Goethe wirklich schon in seinen Straßburger Jahren zwischen den Polen Melancholie und Heiterkeit eine so eindeutige Wahl zugunsten der Heiterkeit getroffen hat, wie hat er dann alsbald den *Werther* schreiben können? Ist dies vielleicht ein heiterer Roman? Er ist es allenfalls am Anfang, denn der junge Werther schreibt in seinem zweiten Brief, datiert vom 10. Mai:

Eine wunderbare Heiterkeit hat meine ganze Seele  
eingenommen, gleich den süßen Frühlingsmorgen,  
die ich mit ganzem Herzen genieße.

Auch seine Lotte ist eine jener „schlanken, zierlichen Personen, die eine lebendige Heiterkeit um sich her verbreiten“. – So schreibt es Goethe im Nachhinein seiner Lebensgeschichte, allerdings nicht von der Romangestalt Lotte, sondern von der wirklichen Charlotte Buff, die er selber in Wetzlar glücklich-unglücklich geliebt hat. Wie paßt das alles zusammen? Denn das Ende des Romans ist ja gewiß nicht heiter, sondern von jener Melancholie, wie er sie nicht ohne Schauern an der englischen Literatur beobachtet hatte. Es ist bekannt, wie Goethe selber diesen Zusammenhang erklärt. Auch er sei in jenen Jahren, so bekennt er in *Dichtung und Wahrheit*, manchmal dem Selbstmord nahe gewesen, und so müsse der Werther-Roman als ein äußerster Akt der Lebenserhaltung verstanden werden: „... denn ich hatte mich durch diese Komposition (...) aus einem stürmischen Elemente gerettet“ (DuW III,13).

Darf man Goethes weiteren Lebensweg so verstehen, daß er sich in die Heiterkeit Weimars gerettet hat? In gewisser Weise ja. Goethes Lebensform in Weimar, dieses sehr lange, vielgestaltige und reich erfüllte Leben in dem schönen Haus am Frauenplan und dem noch schöneren Gartenhaus an der Ilm, ist gelebte Heiterkeit. So finden wir auch in seinem Weimarer Werk, vom *Faust* über den *Wilhelm Meister* bis zur *Farbenlehre*, diese spezifische Goethesche Heiterkeit als durchgehendes literarisches Motiv und Lebensthema. Auch auf seiner Italienischen Reise begleitet sie ihn natürlich, und in Rom – wie könnte es anders sein – findet er sie in reinster Form verwirklicht, so beispielsweise am 20. November 1786 – man beachte das Datum und die Jahreszeit. Da verzeichnet Goethe in seinem Tagebuch „einen ganz heiteren Himmel“. Er besucht die Sixtinische Kapelle, auch sie ist „hell und heiter“. Dann führt ihn sein Weg zum Petersdom, der empfängt ebenfalls „von dem heiteren Himmel das schönste Licht“. Und schließlich besteigt Goethe noch die Kuppel, und nun liegt vor seinem Blick die „hellheitere Gegend der Apenninen“. Wie kann das Resümee all dieser Heiterkeiten anders lauten als: „Ein glücklicher Tag.“ Zusammengefaßt aus vielfältiger Erfahrung und zum Weisheitsspruch geformt, lautet das in seinem Gedicht *Moderne VI* wie folgt:

Weite Welt und breites Leben,  
Langer Jahre redlich Streben,  
Stets geforscht und stets gegründet,  
Nie geschlossen, oft geründet,  
Ältestes bewahrt mit Treue,  
Freundlich aufgefaßtes Neue,  
Heitern Sinn und reine Zwecke:  
Nun! man kommt wohl eine Strecke.

Wie denn, möchte man fragen, gibt es in diesem geregelten Leben nichts als Wohlgeformtes, Gelungenes, „Geründetes“ oder, wie die Kritische Theorie unseres Jahrhunderts sagen wird: nur Affirmatives? Kommt dort Abgründiges, Gemeines, Böses, Häßliches überhaupt nicht vor? Wir müssen Goethe noch genauer lesen. In *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, Goethes großem Bildungsroman, findet man im sechsten Buch auch die „Bekanntnisse einer schönen Seele“ – für die moderne Ästhetik, beispielsweise für Umberto Eco, als „Anima Bella“ Inbegriff bildungsbürgerlicher Abständigkeit. Dazu scheint auf den ersten Blick gut zu passen, daß diese schöne Seele – eine weibliche Seele übrigens, die bekanntlich nach dem Bild der Pietistin Susanne Katharina von Klettenberg geformt ist – durch eine „heitere Gemütsverfassung“ ausgezeichnet ist, die im letzten aus ihrer christlichen Frömmigkeit stammt. Ist das aber selbstverständlich für einen Christenmenschen? Diese Frage ist mit dem Theologen Hans Freiherr von Campenhausen, der sich darüber Gedanken gemacht hat, eindeutig zu verneinen. Es gibt, so Campenhausen, zwar eine christliche Freude und franziskanische Fröhlichkeit, aber keine „christliche Heiterkeit“, allenfalls eine „Heiterkeit der Christen“, die im Vorgefühl der jenseitigen Seligkeit schon ein Stückchen Heiterkeit vorkosten. Ob das nun aber statthaft ist, ob also der Christ sich durch das Bewußtsein des vom Messias eingeleiteten, aber von ihm noch nicht zu Ende geführten Erlösungswerkes über das irdische Jammertal erheben und schon jetzt heiter sein darf, das eben ist bei den Pietisten mehr als bei anderen Frommen umstritten, wie gerade die Bekenntnisse jener schönen Seele erkennen lassen. Denn die Stiftsdame, der diese schöne Seele eigen ist, hat ihre gottergebene Heiterkeit, und zwar zum Entsetzen ihrer „frommen, aber ganz schulgerechten“ Umgebung, sogar am Sterbebett ihrer Mutter nicht abgelegt und öffentlich zur Schau getragen. In ihren Bekenntnissen erinnert sie sich an dieser Stelle zugleich ihres Vaters, der beim Herannahen seines eigenen Todes eine ihm sonst nicht eigene Heiterkeit gezeigt hat, die „bis zu einer lebhaften Freude stieg“. Hier dürfen wir uns nun unsererseits daran erinnern, daß der junge Goethe, wie er in *Dichtung und Wahrheit* mitteilt, in seiner Leipziger Studienzeit einmal schwer erkrankte und durch einen Blutsturz an den Rand des Grabes gebracht wurde. Er hat diese Todesgefahr überlebt, aber nun zeigt sich auch bei ihm, daß Heiterkeit und Tod, hier allerdings noch der knapp vermiedene Tod, Gefährten und Geschwister sein können. Goethe beschreibt das im Rückblick seiner Lebensgeschichte wie folgt:

So schien ich auch nunmehr ein anderer Mensch geworden zu sein: denn ich hatte eine größere Heiterkeit des Geistes gewonnen, als ich mir lange nicht gekannt.

(DuW II,8)

Ob dies jedoch Wahrheit oder vielleicht nur Dichtung ist, muß bei Goethe wohl gefragt werden. Denn es gibt sonst aus seinem Leben viele Zeugnisse dafür, daß seine Heiterkeit vor Krankheit und Tod Halt macht.

Wir kehren noch einmal zu *Wilhelm Meisters Lehrjahre* zurück. Es ist bekannt, daß es über dieses Romanwerk im Fortgang seines Entstehens zu einem lebhaften Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller gekommen ist. Dieser Meinungsaustausch, in dem Schiller wie gewöhnlich den stärker theoretischen Part einnahm, hat für beide Autoren nachhaltige Folgen gehabt. Was zunächst Schiller betrifft, so hat er in seinem Aufsatz *Über Anmut und Würde* eine philosophische Definition der schönen Seele gegeben und in dieser Definition versucht, das christlich gefärbte Bild der schönen Seele, das Goethe im sechsten Buch der *Lehrjahre* gegeben hatte, mit der Kantischen Pflichtethik in Einklang zu bringen. Denn eine schöne Seele tut ihre Kantsche Pflicht aus christlicher Neigung. Das sieht man ihr auch äußerlich an, denn – so Schiller –:

Eine schöne Seele gießt auch über eine Bildung, der es an architektonischer Schönheit mangelt, eine unwiderstehliche Grazie aus, und oft sieht man sie selbst über Gebrechen der Natur triumphieren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, sanft und dennoch belebt sein. Heiter und frei wird das Auge strahlen, und Empfindung wird in demselben glänzen.

Im achten Buch der *Lehrjahre* kommt Goethe, wie Hans-Jürgen Schings in einem erhellenden Aufsatz gezeigt hat, noch einmal auf das Thema der schönen Seele und damit auch auf die Heiterkeit zurück, nun aber in einem durch Schillers Anregungen zur Philosophie hin verschobenen, nicht mehr christlichen, sondern durchaus heidnischen Kontext. Es ist die Figur der Natalie, auf die nun das Prädikat der schönen Seele, wie Goethe in einem Brief an Schiller schreibt, „abgeleitet“ wird. Natalie, die übrigens eine Nichte jener Stiftsdame mit der schönen Seele ist, erscheint als eine Frau, die schon im Diesseits selig zu preisen ist, „da ihre Natur nichts fordert, als was die Welt wünscht und braucht“. Das äußere Zeichen dieses beneidenswerten Seelenzustands ist wiederum die Heiterkeit, und Goethe beschreibt den Ausdruck, den man an ihr zu sehen gewohnt war, als ein „himmliches, bescheidenes, heiteres Lächeln“. Mit dieser Heiterkeit, die von Schings sicherlich zu Recht mit der *hilaritas* in der von Goethe hochgeschätzten Ethik Spinozas gleichgesetzt wird, ist Natalie auch für Wilhelm Meister die rechte Führerin in jenem „Saal der Vergangenheit“, von dem nach Goethes Worten „die reinste Heiterkeit“ ausgeht. Dieser Saal der Vergangenheit ist übrigens, wie den Kommentatoren nicht entgangen ist, nach dem Bild der Sixtinischen Kapelle geformt, wo Goethe bei seinem römischen Aufenthalt eine ihn so überwältigende Heiterkeitserfahrung gemacht hatte.

Manches Weitere wäre noch zu sagen zu den heiteren Gestalten in Goethes literarischem Werk, etwa zu Hermann und Dorothea in dem gleichnamigen Versepos, zu Ottilie in den *Wahlverwandtschaften*, zu Hilarie in den *Wanderjahren*, die ja schon in ihrem Namen ihre Heiterkeit zu erkennen gibt – aber auch zu ihren trübsinnig-melancholischen Gegenfiguren, von Werther über Tasso bis zu Mignon, die ebenfalls an ihrer Schwermut zugrunde geht und allenfalls im Tode ein heiteres Antlitz zeigt. Aber sicherlich darf Goethes Farbenlehre in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben, da sie vielleicht den besten Schlüssel zum Verständnis dafür bildet, daß Goethes Vorstellungen von klassischer Kunst und Lebenskunst gerade im Begriff der Heiterkeit kulminierten. Denn es war für den Augensmenschen Goethe wohl nicht unwichtig, daß die klassisch-vollkommene Bildung des Körpers und der Seele in der Heiterkeit ihre schönste Anschaulichkeit erhält. Deswegen ist auch nach seiner Überzeugung die Wahrheit über das Licht und die Farben, wie Albrecht Schöne in seinem Buch über Goethes Farbentheologie überzeugend beschrieben hat, nicht in Newtons Dunkelkammer zu finden, sondern in der Klarheit des heiteren Tages, und unter den Gedichten, die nach Schönes Worten in Goethes Werk „eine kleine Farbenlehre in Versen“ bilden, findet man auch das Gedicht, das überschrieben ist: *Warnung, eigentlich und symbolisch zu nehmen*. Es stammt aus dem Jahre 1827 und lautet:

Freunde, flieht die dunkle Kammer  
Wo man euch das Licht verzwickt,  
Und mit kümmerlichstem Jammer  
Sich verschrobnen Bildern bückt.  
Abergläubische Verehrer

Gabs die Jahre her genug,  
 In den Köpfen eurer Lehrer  
 Laßt Gespenst und Wahn und Trug!  
 Wenn der Blick an heitern Tagen  
 Sich zur Himmelsbläue lenkt,  
 Beim Siroc der Sonnenwagen  
 Purpurrot sich niedersenkt  
 Da gebt der Natur die Ehre,  
 Froh, an Aug und Herz gesund,  
 Und erkennt der Farbenlehre  
 Allgemeinen, ewigen Grund! (Zahme Xenien VI)

Goethes Heiterkeit – wir haben es schon bei der Schönen Seele gesehen – ist auch Schillers Thema. Man kann nach allem, was wir von Schiller wissen, nicht sagen, daß er ein heiterer Mensch gewesen wäre. Heiter war nicht er, sondern Goethe, den Schiller gerade deshalb so sehr bewunderte und bei aller Bewunderung auch wohl darum beneidete, daß es jenem so leicht zu fallen schien, Leben und Kunst heiter miteinander zu versöhnen. Ihm, Schiller, geriet die Heiterkeit im Leben nicht so glücklich, um so entschiedener erhob er nun die Heiterkeit der Kunst auf den Altar klassischer Idealität. Davon zeugen insbesondere viele seiner philosophischen Gedichte, so beispielsweise das Gedicht *Das Ideal und das Leben*, in dem eine Strophe lautet:

Aber in den heitern Regionen,  
 Wo die reinen Formen wohnen,  
 Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.  
 Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,  
 Keine Träne fließt hier mehr dem Leiden,  
 Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.  
 Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer,  
 Auf der Donnerwolke duftgem Tau,  
 Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier  
 Hier der Ruhe heitres Blau.

Zu dieser ziemlich friedfertigen Auffassung von der Heiterkeit passen die Vorstellungen, die Schiller in seiner ausführlichen Kritik der Bürgerschen Gedichte zu einer kleinen Poetik der Heiterkeit bündelt. In dieser bei aller Bewunderung für Bürger von Grund auf kritischen Rezension erhebt Schiller den Vorwurf, Bürger habe in seinen Gedichten zu sehr seiner Hypochondrie und Furie nachgegeben und dadurch die idealische Reinheit und Vollendung der Dichtung verfehlt. Denn „nur die heitre, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene“.

Doch auch Schillers Heiterkeit ist wie die Goethes dunkel grundiert. Das zeigt sich am deutlichsten im Prolog des *Wallenstein*, der im Jahre 1798 auf dem Weimarer Theater, dessen Direktor Goethe war, uraufgeführt wurde. Es ist ein Drama, das in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges spielt, eine Tragödie also „auf finsternem Zeitgrund“, wie Schiller am Eingang seines Prologs schreibt. Dann, an seinem Ende, folgen die bekannten Verse, an das Publikum gerichtet und auf die Muse bezogen:

Ja, danket ihrs, daß sie das düstre Bild  
 Der Wahrheit in das heitre Reich der Kunst

Hinüberspielt, die Täuschung, die sie schafft,  
Aufrechtig selbst zerstört und ihren Schein  
Der Wahrheit nicht betrüglich unterschiebt,  
Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst.

Von allen Äußerungen der Dichter zur Heiterkeit ist diese, die bald zum geflügelten Wort wurde, am meisten zitiert, am meisten kommentiert, in neuerer Zeit allerdings auch am meisten kritisiert worden. Zu Unrecht wird sie jedoch dann kritisiert, wenn man nur den letzten Vers des Prologs zur Kenntnis nimmt und ihn als Scheidungsformel zwischen dem Ernst des Lebens und der Heiterkeit der Kunst versteht, während es doch dem Autor, wie die voraufgehenden Verse zeigen, darauf ankam, das wahre, folglich düstre Bild des Lebens in die Heiterkeit der Kunst „hinüberzuspielen“ – man weiß, welche Bedeutung das Wort *Spiel* in Schillers Ästhetik hat.

Noch ein weiterer Dichter hat in Deutschland das Idealbild der klassischen Heiterkeit mitgeformt. Ich meine Hölderlin. Um Hölderlins Heiterkeit hat es im Jahre 1984 einige Aufregung gegeben, als Reinhard Brey Mayer ein Gelegenheitsgedicht, anonym veröffentlicht in Cottas Gartenkalender auf das Jahr 1794 und verfaßt zur Einweihung eines Jenenser Gartenhauses namens *Serenity*, keinem geringeren als Hölderlin zugeschrieben hat. Die Argumente, mit denen Brey Mayer seine Zuschreibung begründet, sind nicht von der Hand zu weisen und belegen überzeugend, selbst wenn diese Zuschreibung nicht stichhaltig sein sollte, daß Hölderlin, als er in Jena im Umkreis Schillers und Goethes weilte, diese gleichzeitig Weimarer und Jenenser Heiterkeit mit allen seinen Sinnen aufgenommen haben muß.

Zu der besonderen Landhaus-Heiterkeit, wie sie das erwähnte *Serenity-Gedicht* erkennen läßt, paßt recht gut, daß Hölderlin – der „grüne“ Hölderlin, wie man gesagt hat – die Heiterkeit zunächst in der Natur sucht, wo diese sich am reinsten offenbart. Heiter sind also bei Hölderlin der helle Tag und das klare Licht, das „heitere Blau des Himmels“ mit seinen „heiteren Sonnenstrahlen“ und „der Wolken heitere Stimmung“, auch die „heitere See“ mit den „heiteren Meereswogen“, aber nicht minder die „heitere Nacht“ mit den „heiteren, holden Sternen“. Alles Kranke wird durch diese Heiterkeit gesund, und Hölderlin schreibt in der Ode *Ihre Genesung*:

Alle Blumen der Erd, alle die fröhlichen,  
Schönen Früchte des Hains, heitern sie alle nicht  
Dieses Leben, ihr Götter!

Die Natur zeigt also gerade in ihrer Heiterkeit ihre Göttlichkeit. „Göttlichkeit“ nennt Hölderlin daher auch das Licht der Morgensonne, „heilig und heiter“ sind ihm Abend und Alter. Eines der schönsten Gedichte, die Hölderlin zur Heiterkeit geschrieben hat, lautet daher unter dem Titel *Ehmals und jetzt*:

In jüngeren Tagen war ich des Morgens froh  
Des Abends weint ich; jetzt, da ich älter bin,  
Beginn ich zweifelnd meinen Tag, doch  
heilig und heiter ist mir sein Ende.

Im *Hyperion* rückt Hölderlin diese Heiterkeit jedoch weit ab von seiner gewöhnlichen Umwelt und verfremdet sie in doppelter Weise. Der eine Weg der Verfremdung führt in die erinnerte Vergangenheit der griechischen Antike, da Hyperion doch auf den Trümmern des „heiteren Athens“ wandelt – von wo aus gesehen im äußersten Kontrast die Deutschen, unter denen der Held dieses Poems Exil nehmen muß, Schimpf und Schelte verdienen,

weil sie den Genius verschmähn, der Kraft und Adel  
in ein menschlich Tun, und Heiterkeit ins Leiden und  
Lieb und Brüderschaft den Städten und den Häusern  
bringt.

Der andere Weg der Verfremdung führt die Heiterkeit in die Zukunft einer visionär vorweggenommenen Utopie, von der es ebenfalls im *Hyperion* heißt:

Es muß sich alles verjüngen, es muß von Grund aus  
anders sein; voll Ernsts die Lust und heiter aller  
Arbeit!

Es mag noch erwähnt werden, daß dieses goldene Zeitalter der Heiterkeit erst jenseits einer großen Menschheitsrevolution zu erwarten ist, um deretwillen es sich nach Hölderlins Überzeugung lohnt, „heiter in den Kampf“ zu ziehen.

Führt von diesen Höhen herab noch ein Weg zur Wirklichkeit? Können Menschen mit so hochgespannten Heiterkeitserwartungen überhaupt leben? Einer wenigstens hat damit, wenn auch nicht zu leben, so doch zu sterben gewußt. Das war Heinrich von Kleist, der sich im Jahre 1811 in Berlin am Wannsee das Leben genommen hat, aus einer abgrundtiefen Lebenstraurigkeit heraus, wie er selber seinen Entschluß zu sterben begründet. Unmittelbar vorher, datiert „am Morgen meines Todes“, hat er noch an seine Schwester Ulrike einen Abschiedsbrief geschrieben, *in dem es heißt:*

Ich kann nicht sterben, ohne mich, zufrieden und  
heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt, und somit  
auch, vor allen anderen, meine teuerste Ulrike, mit  
Dir versöhnt zu haben. (...) Wirklich, Du hast an  
mir getan, ich sage nicht, was in Kräften eines Men-  
schen stand, um mich zu retten: die Wahrheit ist, daß  
mir auf Erden nicht zu helfen war. Und nun lebe  
wohl: möge Dir der Himmel einen Tod schenken,  
nur halb an Freude und unaussprechlicher Heiter-  
keit, dem meinigen gleich: das ist der herzlichste und  
innigste Wunsch, den ich für Dich aufzubringen  
weiß.

Hier, bei Kleist, hat die Geschichte der Heiterkeit ihren Zenit erreicht. Das wird manchen überraschen, der durch den heute geläufigen Umgang mit diesem Wort daran gewöhnt ist, die Heiterkeit nicht in der Nähe der Tragik, sondern vielmehr nahe bei der Komik zu suchen. Wenn die Heiterkeit heute tatsächlich oft in der Nähe der Komik zu finden ist, so weilt sie dort jedoch, wie Odo Marquard einmal gesagt hat, im Exil. Denn die Heiterkeit, diejenige wenigstens, die wir bisher kennengelernt haben, die „klassische“ Heiterkeit also, ist keine Spaßmacher-Heiterkeit. Sie ist keine Sache der Witzbolde und Possenreißer und manifestiert sich ungern in lautem dröhnendem Lachen, eher schon in einem feinen Lächeln oder auch nur der Bereitschaft zu lächeln. Erst in nachklassischer Zeit gerät die Heiterkeit in zunehmendem Maße in den Bannkreis der Komik. Das geschieht übrigens durch die Vermittlung der Konversationskunst, die sich darin zeigt, daß ein Herr von guten Umgangsformen bei Hofe oder im Salon mit dem Witz seiner scherzen-

den Rede die Gesellschaft, besonders die Damen, aufzuheitern weiß. Bei Knigge, der ja Goethes Zeitgenosse war, kann man lesen (das steht in seinem Buch „Vom Umgang mit Menschen“, publiziert im Jahre 1788, am Vorabend der Französischen Revolution):

Vor allen Dingen vergesse man nie, daß die Leute unterhalten, amüsiert sein wollen; daß selbst der unterrichtendste Umgang ihnen in der Länge ermüdend vorkommt, wenn er nicht zuweilen durch Witz und gute Laune gewürzt wird. (...) Zeige, soviel du kannst, eine immer gleiche, heitere Stirne.

Daraus also wird in der weiteren Entwicklung der Sprache und der Geselligkeitsformen über viele Stufen der Verkleinerung am Ende jene Operettenseligkeit und Showmaster-Spaßigkeit, die heute von den U-Abteilungen der Medien gelegentlich als Heiterkeit ausgegeben wird, uns aber hier nicht weiter beschäftigen soll.

Wir haben gesehen und wollen festhalten: Heiterkeit ist zu billigsten Preisen nicht zu haben, aber den Kindern der Traurigkeit fällt sie auch nicht zu. Eher schon den Gratwanderern zwischen Glück und Leid, Freude und Trauer, Süße und Bitternis, solchen Menschen also wie Heinrich Heine, der einmal den Dichter, zumal wenn er verliebt ist, so beschrieben hat:

Denn er schaut so trüb und heiter,  
Heiter und zugleich betrübet.

Im Leben jedoch, auch in der Emigration, legte Heine Wert darauf, zu den heiteren, den „lebensheiteren“ Menschen gezählt zu werden und darin den Franzosen zu gleichen, die er immer für ein besonders heiteres Volk gehalten hat. Es hat ihn daher sehr getroffen, daß Ludwig Börne, sein Pariser Emigrationsgefährte und republikanischer Schriftsteller wie er selber, ihn einmal „unheiter“ genannt hat. In der Abwehr dieser unfreundlichen Charakterisierung, die in dem späteren Zerwürfnis dieser beiden Schriftsteller-Emigranten eine große Rolle spielte, hat Heine eine regelrechte Typologie der heiteren und der unheiteren Naturen entwickelt, die fast schon an Kretschmers Konstitutionstypen denken läßt. Die Heiteren, schreibt Heine, der nun schon etwas älter geworden ist, kann man ziemlich zuverlässig an einer gewissen Neigung zur Wohlbeibtheit erkennen, wie sie sich auch bei ihm selber zu zeigen begann. Die Feinde der Heiterkeit hingegen, zum Beispiel eben sein Widersacher Ludwig Börne, verraten sich schon durch ihre ausgedörrte Magerkeit. Die Heiteren bezeichnet Heine in diesem Zusammenhang übrigens auch als Hellenen, die Unheiteren als Nazarener, womit jedoch in beiden Fällen nicht eine Nations- oder Religionszugehörigkeit gemeint ist. In diesem Sinne schreibt Heine einmal:

Die Frage war, ob der trübsinnige, magere, sinnenfeindliche übergeistige Jüdismus der Nazarener oder ob hellenische Heiterkeit, Schönheitsliebe und blühende Lebenslust in der Welt herrschen sollte.

Man versteht, daß Heine sich unter diesen Voraussetzungen, obwohl er ihn eigentlich persönlich nicht leiden konnte, zu dem „Hellenen Goetze“ bekennen mußte, den sein Widersacher Börne, der Nazarener, mit der gleichen Folgerichtigkeit nur kritisieren und schmähen konnte, da der Weimarer ja in seiner olympischen Heiterkeit jedes politisch-revolutionäre Handeln verwei-

gert hat. Heine war zwar davon überzeugt, daß die politische Entwicklung mit historischer Notwendigkeit auf eine große und definitive, von Deutschland ausgehende Weltrevolution zuläuft, aber gleichzeitig fürchtete er den nachrevolutionären Zustand, wenn erst die Ernsthafte die Macht in der Welt an sich gerissen haben:

Alle überlieferte Heiterkeit, alle Süße, aller Blumen-  
duft, alle Poesie wird aus dem Leben herausgepumpt  
werden, und es wird davon nichts übrigbleiben als  
die Rumfordsche Suppe der Nützlichkeit.

Am Ausgang der Romantik hört die Heiterkeit auf, eine Angelegenheit ausschließlich der Dichter zu sein, und wird nun zu einem vorrangig philosophischen Gegenstand. Das kann ich hier nicht in allen Einzelheiten besprechen und verweise stattdessen auf den lesenswerten Artikel „Heiterkeit, das Heitere“ von Gregor Sauerwald im *Historischen Wörterbuch der Philosophie*. Ich will jedoch wenigstens in großen Zügen andeuten, was auf der Linie Hegel – Schopenhauer – Nietzsche und weiter bis zu Adorno und Odo Marquard an der Heiterkeit philosophisch so bemerkenswert und zugleich so strittig sein kann. Zunächst einmal ist zu sagen, daß all diesen Philosophen bereits die Klassizität der Heiterkeit vorgegeben ist, meistens in der Form einer idealisierten „griechischen Heiterkeit“. Aber schon Hegel, der sich in seiner Ästhetik ständig von Schillers Wort aus dem Wallenstein-Prolog anregen läßt, problematisiert diese Heiterkeit, indem er sie, sofern sie sich nicht auch dem „Peinlichen, Grausigen, Verschrobenen und Quälenden“ zuwendet, unter den Verdacht „harmloser Menschlichkeit“ stellte. Hegel unterscheidet in diesem Zusammenhang eine natürliche, das heißt naive, und eine höhere, das heißt dialektische Heiterkeit und begründet diese Unterscheidung angesichts eines antiken Bildwerkes, das Herkules in ruhiger Haltung, jedoch nach vollbrachter Tat zeigt, wie folgt:

Nur hierdurch wird die natürliche Heiterkeit zu  
jener höheren Heiterkeit des Geistes, welche den  
Durchgang durch das negative Moment der Entzwei-  
ung vollendet und sich durch diese Arbeit die unend-  
liche Befriedigung errungen hat.

Diese höhere Heiterkeit nennt Hegel an anderer Stelle auch eine „Heiterkeit des Sieges“, da sie sich auf Kampf und Qual eingelassen und erst am Ende über den Ernst des Lebens und des Leidens triumphiert hat.

In einem auf den ersten Blick ganz anderen Kontext begegnet uns die Heiterkeit um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Schopenhauers *Aphorismen zur Lebensweisheit*. Aber kann denn Schopenhauer, den die Philosophiegeschichte als Philosophen des Pessimismus kennt, überhaupt ein Philosoph der Heiterkeit sein? Ja, wenigstens für Nietzsche war er das gewiß, da dieser ihn in seinem Essay *Schopenhauer als Erzieher* für seine tiefe, seine „wirklich erheiternde Heiterkeit“ preist. Aber immerhin ist Schopenhauer auch derjenige, der als erster Philosoph der Heiterkeit die Flügel gestutzt und sie vom Himmel auf die Erde herabgeholt hat. In den genannten Aphorismen heißt es:

Die Gegenwart allein ist wahr und wirklich. Sie ist  
real erfüllte Zeit, und ausschließlich in ihr liegt unser

Dasein, und daher sollten wir sie stets einer heiteren Aufnahme würdigen.

Das wird durch die folgenden Überlegungen verdeutlicht. Die Heiterkeit, so argumentiert Schopenhauer, ist weit abzutrennen von dem, was einer *hat*, Reichtum und Besitz, und ebenso weit von dem, was einer *vorstellt*, Ansehen und Ehre, und sie ist ausschließlich dem zuzurechnen, was einer *ist*, der Persönlichkeit also. Die Heiterkeit der Persönlichkeit erscheint jedoch als ein immer gefährdetes und somit höchst prekäres inneres Gut, für dessen Erlangung und Erhaltung Seelisches und Körperliches ineinandergreifen müssen, so daß den Menschen vorsichts- und sicherheitshalber nichts Besseres geraten werden kann als eine „zurückgezogene Lebensweise“. Nur diese verschafft den Menschen, wie Schopenhauer weiter schreibt, „einen unglaublich großen Zuwachs an Gemütsruhe und Heiterkeit“. Der Gesundheit des Leibes räumt er dabei große Bedeutung ein, und die Quintessenz dieser Lebensweisheit lautet:

Folglich sollten wir vor allem bestrebt sein, uns den hohen Grad vollkommener Gesundheit zu erhalten, als dessen Blüte die Heiterkeit sich einstellt.

Nietzsche, der die von Schopenhauer selber mit unerschrockener Konsequenz praktizierte zurückgezogene Lebensweise bei ihrem härtesten Namen Vereinsamung nennt, ist dennoch der zuversichtlichen Auffassung, daß Schopenhauer inmitten dieser Einsamkeit die von ihm so hochgeschätzte *Heiterkeit erfahren und vorgelebt hat*.

Mit Nietzsche wachsen der Heiterkeit wieder neue Flügel, Adlerflügel. Um Nietzsches Philosophie der Heiterkeit richtig zu verstehen, muß ich jedoch einige Bemerkungen zu Richard Wagners Vorstellungen von der Heiterkeit vorausschieken. Dieser hat sich über die Heiterkeit vor allem in einem Aufsatz Gedanken gemacht, den er im Jahre 1864 unter dem Titel *Über Staat und Religion* auf Geheiß König Ludwigs II. von Bayern, des letzten Serenissimus der deutschen Geschichte, geschrieben hat. Der König hatte Wagner, der in seinen jüngeren Jahren einige verwegene Ansichten über Staat und Religion geäußert hatte, zu dieser Stellungnahme aufgefordert, ehe er ihm sein huldvoll-mäzenatisches Vertrauen zu schenken bereit war. Richard Wagner ist auf dieses Ansinnen eingegangen und hat die Frage des Königs – nicht ohne einige bedenkliche Zweideutigkeiten – mit einem an Schiller orientierten Kolleg über Ernst und Heiterkeit beantwortet, wobei er zunächst das Schillersche Dictum aus dem Wallenstein-Prolog einfach umkehrt. Er habe in seiner Jugend, so schreibt er dem König, nur die Kunst ernst, das Leben aber heiter, allzu heiter genommen, so daß ihm dabei auch manch leichtsinniges Wort über Staat und Religion entschlüpft sein mag. Nun aber, reifer geworden, habe er begriffen, daß auch das Leben ernst, tief ernst zu nehmen ist, vom Künstler ebenso wie vom Herrscher. Bleibt nun aber, wenn das Leben ebenso wie die Kunst ernstzunehmen ist, überhaupt noch Platz für die Heiterkeit? Ja, doch nur dann, wenn es eine Heiterkeit ist, die den Ernst sowohl des Lebens als auch der Kunst als „erhabene Heiterkeit des Ernstes“ überhöht. Das ist dann zugleich eine Erscheinungsform jenes „Wahns“, in dem sich die Aufgaben des Künstlers und des Herrschers begegnen. Seine Inkarnation ist Siegfried: „Froh und heiter ein Held.“ So kann er der Tragik nicht entgehen.

Dem damals vielbewunderten Freund und Meister Richard Wagner ist nun Friedrich Nietzsches frühe Schrift gewidmet, die ursprünglich mit vielleicht ironischer Absicht *Griechische Heiterkeit* heißen sollte, dann aber unter dem Titel *Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik* 1872 erschienen ist. In der Widmung schreibt Nietzsche ganz im Sinne Wagners, er wolle in dieser Schrift ein ästhetisches Problem vollkommen ernst nehmen. Gemeint ist die im deutschen Bil-

dungskanon vorgegebene „griechische Heiterkeit“. Diese neu-humanistische Heiterkeit, die inzwischen in die Hände der Pedanten und Philister geraten ist und von diesen Stubengelehrten ihre „blaßrote Heiterkeitsfarbe“ erhalten hat, verdient nur noch die Ironie des Philosophen, weshalb Nietzsche auch den Begriff der „griechischen Heiterkeit“ immer in Anführungszeichen setzt. Ist diese Heiterkeit überhaupt noch zu retten? Ja, vielleicht, aber nur wenn sie – so lautet Nietzsches bekannte Antwort – von einer apollinisch-harmonischen Heiterkeit, wie der Bildungskanon sie den Griechen zuschreibt, in eine dionysisch-rauschhafte Heiterkeit umgemünzt wird. Einer falschen, geglätteten Heiterkeit, der auch Sokrates zugerechnet werden muß, ist also eine andere, „überlegene Heiterkeit“ entgegenzustellen, zu der notwendig Kampf, Not und Leid gehören. Selbst an Ödipus, der für Nietzsche „die leidvollste Gestalt der griechischen Bühne“ ist, kann man diesen Zug „überirdischer Heiterkeit“ finden. Von *dieser* Heiterkeit übrigens hat Nietzsche – mit Blick auf Luther, Beethoven und Richard Wagner – eine Zeitlang sogar gemeint, sie könne auch „deutsche Heiterkeit“ genannt werden, bis er am Ende seines Lebens – bitter enttäuscht von allen – schrieb:

Ich suche nach einem Deutschen, (...) mit dem ich  
heiter sein dürfte.

Die „Heiterlinge“, zu denen er in erster Linie den Theologen David Strauß rechnete, sind hier natürlich nicht gemeint.

Später, in den Notizen seiner „Fröhlichen Wissenschaft“, wird Nietzsche diesen Gedanken noch radikaler fassen und die Frage aufwerfen: „was es mit unserer Heiterkeit auf sich hat“, wenn Gott tot ist. Im Bilde gefragt: Wie kann ein Mensch heiter sein, wenn die Sonne endgültig untergegangen ist? Zwei Antworten auf diese Frage sind bei Nietzsche zu finden. Die erste steht in ein paar Gedichtzeilen aus den Dionysos-Dithyramben unter dem Titel *Die Sonne sinkt*. Die Verse lauten:

Heiterkeit, güldene, komm!  
Du des Todes  
heimlichster, süßester Vorgenuß!

Die andere Antwort lautet: „Fröhliche Wissenschaft“. Das ist eine Wissenschaft, in der Philosophen und andere freie Geister, unbekümmert um die Bestie Ernst, „eine neue, schwer zu beschreibende Art von Licht, Glück, Erleichterung, Erheiterung, Ermutigung, Morgenröte erfahren und verkünden“.

Was gibt es nach Nietzsche noch über die Heiterkeit zu sagen? Es ist erstaunlich, daß es nach Nietzsche, aber nicht ohne seinen starken Einfluß, einem Autor des 20. Jahrhunderts gelungen ist, der Heiterkeit noch einmal ein neues, wenn auch höchst gefährliches Register zu erschließen. Ich denke an Ernst Jünger, von dem ja bekannt ist, daß er seine Existenz als Schriftsteller von den Grenzsituationen herleitet, die ein Frontsoldat in den Materialschlachten des Ersten Weltkriegs zu durchleben hatte. Der Krieg als Vater aller Dinge ist für Ernst Jünger auch der erste Erzeuger seines literarischen Werkes. Dabei bewegt ihn von seinen ersten Kriegsbüchern bis in seine Altersschriften hinein die Frage, wie „in Stahlgewittern“ (man beachte die meteorologische Metapher!) eine höchste Idealität des Menschenbildes gegen Dreck, Schweiß, Blut und Tod durchgehalten werden kann. Seine Schlüsselerfahrung: es gibt für einige Menschen hohen Mutes, die sich in äußerster Zucht halten, inmitten dieses Wirbelsturmes, dieses Zyklons, eine Zone äußerster Stille und Ruhe, in der sich die Heiterkeit durch die fast brüderliche Nähe des Todes zu äußerster Luzidität steigert. Beim Sturmangriff beispielsweise, nach der Erstürmung des ersten Grabens, in je-

nem kurzen Moment des Verweilens vor dem Angriff auf den zweiten Graben, kann diese Heiterkeit im Modus der Plötzlichkeit in Erscheinung treten. Das ist die von Karlheinz Bohrer so genannte „Ästhetik des Schreckens“, die man aber auch als den Sündenfall der Heiterkeit ansehen kann.

Diese kriegerische Heiterkeitserfahrung hat sich tief in Ernst Jüngers weiteres literarisches Werk eingeschrieben, und sie ist zentrales Motiv in seinem Werk *Auf den Marmor-Klippen* (1939/40). Der Erzähler dieses hermetischen Romans, wenn man denn hier von einem Roman sprechen kann, rechnet sich einer kleinen Gruppe von freien Geistern zu, die in einer unbestimmt südlichen Welt bei klausnerischer „Eingezogenheit“, wie es in dem Werk heißt, ein rein geistiges Leben führen wollen, „in großer Heiterkeit“. Diese Heiterkeit erscheint in der Erzählung in mehrfacher Abtönung: als ästhetische Heiterkeit des Literaten und Künstlers beim Erzähler, als vitale Heiterkeit bei seinem Sohn Erio, als die etwas stubenbleiche Heiterkeit des Gelehrten bei dem Mönch und Bibliothekar Lampros und schließlich als adelig-edle Heiterkeit des Fürsten, bei dem die „erlauchte Heiterkeit“, wie Jünger mit Vorliebe sagt, zur Durchlauchtigkeit zurückfindet.

Aber diese Heiterkeit und die damit verbundene „Verfeinerung des Lebens“ ist in den *Marmor-Klippen* tödlich bedroht. Im Umkreis dieser geistig aufgehellten Welt, die Jünger mit einer reich entfalteten Lichtmetaphorik beschreibt, herrscht der Oberförster mit seinen mauretanischen Schergen und Schindern, den „Lemuren“ und anderem „Waldgelichter“, wie Jünger sie nennt. Eines ihrer ersten Opfer wird der junge Fürst, dessen abgeschlagenes Haupt an der Schinderstätte Köppels-Bleek vorgefunden wird, auf eine Stange gesteckt und so über den Ort des Schreckens erhoben. Der Erzähler beschreibt dieses Bild wie folgt:

Ich fühlte bei diesem Anblick die Tränen mir in die Augen schießen – doch jene Tränen, in welchen mit der Trauer uns herrlich die Begeisterung ergreift. Auf dieser bleichen Maske, von der die abgeschundene Haut in Fetzen herunterhing, und die aus der Erhöhung am Marterpfahle auf die Feuer herniederblickte, spielte der Schatten eines Lächelns von höchster Süße und Heiterkeit, und ich erriet, wie von dem hohen Menschen an diesem Tage Schritt für Schritt die Schwäche abgefallen war.

Eine besondere Dramatik der Heiterkeit, die diesen Roman beherrscht, stammt jedoch noch aus einer anderen Quelle. Sie kommt dadurch zustande, daß die Mächte der Finsternis, die dieser heiteren Lichtwelt entgegenstehen, selber auch über die Waffen der Heiterkeit verfügen, und zwar in Gestalt einer „fürchterlichen Jovialität“, die an zwei zentralen Stellen des Buches dem Oberförster als markante Charaktereigenschaft zugeschrieben wird. Diese Jovialität ist für Jünger eine höchst gefährliche Gegen-Heiterkeit, denn sie stammt wie die andere Heiterkeit aus „alter Macht“. Deswegen ist auch der Widerstand „durch reine Geistesmacht“, zu dem die „heiteren Genossen“ des Erzählers sich endlich entschließen, so aussichtslos, und es bleibt ihnen kein anderes Ende als die „Schönheit des Untergangs“.

Nun hat man sich oft gefragt, ob Ernst Jünger, der damals als Hauptmann in der deutschen Wehrmacht diente, die *Marmor-Klippen* als ein Buch des Widerstandes geschrieben hat. Darauf deutet, das ist nicht zu übersehen, einige Zeichen und Chiffren, wie zum Beispiel die Kennzeichnung der Lemurenwälder als eines Reiches „ohne Menschenrecht und -satzung“. Tatsächlich ist Jüngers Buch, wie wir aus vielen Zeugnissen wissen, zur Zeit des Krieges von vielen Lesern als

eine verschlüsselte Absage an die Schreckenherrschaft des Nationalsozialismus gelesen worden. Aber Hitler ist natürlich in der Gestalt des Oberförsters nicht zu erkennen, wie er auch mit keiner anderen Gegen-Heiterkeit zu identifizieren wäre. Wohl aber paßt das Bild des jovialen Oberförsters recht gut zum zweiten Mann des Reiches, dem für seine Jovialität bekannten und sogar relativ populären, aber ebenso gefährlichen Feldmarschall und Reichsjägermeister Göring, der wie Jünger Träger des Ordens Pour le mérite war. Ich bin daher der Ansicht, daß Ernst Jünger sein Buch in der Tat so gemeint hat, wie viele seiner Leser es verstanden haben; ob ein Widerstand aus „hoher Geistesmacht“ jedoch, wie er hier dargestellt wird, ob eine solche Emigration nach oben die richtige Antwort auf Görings fürchterliche Jovialität und Hitlers noch fürchterlicheren Fanatismus war, das ist eine Frage, die von der Geschichte negativ beantwortet worden ist. Immerhin haben wir, was die Geschichte der Heiterkeit in Deutschland betrifft, bei Ernst Jünger gewiß den militaristischen Sündenfall der Heiterkeit zu beklagen, aber auch mit einigem Respekt zu verzeichnen, daß dieser Autor in Heiterkeitsdingen auf seine Weise die Machtfrage neu gestellt hat.

Wir befinden uns in der Geschichte nun schon in einer Epoche, da der Heiterkeit, statt ihrer alten Gegenspieler Trauer und Ernst, ein neuer und weitaus gefährlicherer Gegner im Fanatismus der Diktatoren entstanden ist. Ich will das hier nur an zwei Momentaufnahmen zeigen, die uns noch einmal in die ersten Jahre der Hitlerzeit zurückführen. Das eine Beispiel ist dem Roman *Geschwister Oppermann* von Lion Feuchtwanger entnommen. In diesem Roman aus dem Jahre 1933 – Feuchtwanger selber war damals schon als Jude aus Deutschland vertrieben – wird erzählt, wie eine jüdische Familie in Berlin die Machtübernahme des 30. Januar 1933 erlebt, noch an diesem Tage ahnungs- und sorglos, von Heiterkeit eingelullt:

*Heiter, in Ruhe und Zuversicht, scherzten sie, wie dieser Führer enden würde, ob als Ausrufer einer Jahrmarktsbude oder als Versicherungsagent.*

Und Thomas Mann, in dessen Sprache das Wort „heiter“ fast den gleichen Beliebtheitsgrad hat wie in der Sprache Goethes, und der beispielsweise in seinem Roman *Doktor Faustus* das Leben des deutsch-dämonischen Tonsetzers Adrian Leverkühn ausgerechnet von einem heiteren Erzähler mit Namen Dr. phil. Serenus Zeitblom erzählen läßt, dieser Thomas Mann, als Feind der nationalen Erneuerung ebenfalls aus Deutschland ausgebürgert und von der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn seines Dokortitels entkleidet, schreibt im Jahre 1936 einen Brief an den Dekan dieser Fakultät, in dem zu lesen steht:

Ich bin weit eher zum Repräsentanten geboren als zum Märtyrer, weit eher dazu, ein wenig höhere Heiterkeit in die Welt zu tragen, als den Kampf, den Haß zu nähren.

Wir stehen am Ende, wenn nicht der Heiterkeit, so doch jedenfalls mit Sicherheit der sogenannten „deutschen Heiterkeit“.

Oder doch vielleicht der Heiterkeit überhaupt? Im Jahre 1947 wurde in Hamburg das Stück *Draußen vor der Tür* uraufgeführt. Der Autor Wolfgang Borchert, der – vom Krieg gezeichnet – den Erfolg seines Stückes nicht mehr erlebt, wird zum ersten Zeugen der neuen deutschen Literatur, der Kahlschlag-Literatur. In einer Szene des Borchertschen Stückes kommt Beckmann, der Heimkehrer mit der lächerlichen Gasmaskenbrille, zum Kabarett-Direktor und bewirbt sich um ein Engagement. Der Direktor lehnt die Anstellung ab, und es entspinnt sich zwischen den beiden Personen folgender Dialog:

*Direktor:* Nein, so können wir Sie nicht loslassen.  
 Etwas genialer, überlegener, heiterer müssen wir den  
 Leuten schon kommen. Positiv! Positiv, mein Lieber!  
 Denken Sie an Goethe. (...) Zu direkt, verstehen Sie.  
 Ihnen fehlt bei Ihrer Jugend noch die heitere –  
*Beckmann* (stur vor sich hin): – heiter.  
*Direktor:* Gelassenheit, die Überlegenheit. Denken  
 Sie an unseren Altmeister Goethe.

Mit dieser, wie es ihm scheint, Goetheschen Heiterkeit im Sinn bekennt sich nun der Kabarett-Direktor zur Bildung und Kunst, der heimkehrende Soldat zur Wahrheit des Lebens.

Heinrich Böll, der 1955 ein Nachwort zu dem Stück *Draußen vor der Tür* schreibt, findet für diese neue Ästhetik, die nichts mehr von der alten Heiterkeit wissen will, auch ein neues Wort, das seitdem bis auf den heutigen Tag, mindestens aber für die Dauer einer Generation zum auffälligen Kennwort einer nicht mehr heiteren Ästhetik geworden ist. Es lautet: Betroffenheit. Böll schreibt:

Die Dichter, auch wenn sie sich scheinbar in der  
 Unverbindlichkeit ästhetischer Räume bewegen (...) können – wie es in einem Vers von Günter Eich heißt – „nicht gelassen sein“. Sie sind immer betroffen ...

Wo diese Betroffenheit herrscht, ist für Heiterkeit kein Platz mehr. Adorno hat dann in seinem Aufsatz *Ist die Kunst heiter?* (1967) die theoretische Begründung dafür nachgeliefert, daß die Heiterkeit in der Kunst und in der Literatur nach Auschwitz nicht mehr geduldet werden kann.

Ist damit nun das letzte Wort gesagt, der Stab über die Heiterkeit gebrochen? Es zeigt sich, wie mir scheint, gerade in diesen Jahren, daß die Heiterkeit doch vielleicht ein kraftvolleres Leben hat, als es in den letzten zwei, drei Jahrzehnten den Anschein haben mochte, und daß sich in unseren Tagen aus verschiedenen Lagern, von links und von rechts übrigens, die Sympathisanten der Heiterkeit sammeln, um die nach einem Vierteljahrhundert zum leeren Ritual gewordene Betroffenheit selber kritisch in Frage zu stellen. So hat beispielsweise Odo Marquard empfohlen, die philosophische Berufspflicht zur Traurigkeit lächelnd zu verweigern und die Heiterkeit aus ihrem Exil, wohin sie vertrieben worden ist, zurückzuholen. Und ein anderer, ganz anderer Philosoph, wenn man ihn so nennen darf, Peter Sloterdijk, ruft in seiner *Kritik der zynischen Vernunft* wieder zu einer „Erheiterungsarbeit“ auf, das heißt zu „heiterer Respektlosigkeit gegenüber der allzu leicht gemachten Fähigkeit zu trauern“. Das ist als eine Kampfansage an die Kritische Theorie der Frankfurter Schule zu verstehen, hier pointiert als Absage an den Monopolanspruch der Negativitäts-Ästhetik auf Freuds und Mitscherlichs „Trauerarbeit“. Walter Jens, in einem jüngst erschienenen Essay unter dem Titel *Die Kunst der Freude*, bezeichnet ungefähr das gleiche als „Freuden-Arbeit“ und situiert diese Freude genau in der Mitte zwischen Heiterkeit und Lust. Weiterhin fragt Christian Meier in seinem Buch *Politik und Anmut* nach einer neuen, nämlich politischen Definition der griechischen Heiterkeit und setzt damit gleichzeitig Schillers Aufsatz *Über Anmut und Würde* fort, in dem wir ja bereits Grundlegendes über die Heiterkeit gefunden haben. Hermann Glaser schließlich, Kulturdezernent der Stadt Nürnberg, wirft in seinem soeben erschienenen Buch *Das Verschwinden der Arbeit* die Frage auf, ob nicht in unserer Zeit wieder neu überlegt werden muß, was von einer „vergnügliichen Askese“ und einem „heiteren Konsumverzicht“ zu erwarten ist. Denn was können wir uns von der Zukunft Besseres erhoffen als – so steht es in Peter Schneiders Novelle *Der Mauerspringer* zu lesen – „ein heiteres, angstsfreies Leben“?

## Hämatologikum in Großhadern



Mit der Einweihung des Hämatologikums der Gesellschaft für Strahlen- und Umweltforschung (GSF) in unmittelbarer Nähe des Universitätsklinikums Großhadern wurde ein Verbund von Klinik und medizinisch-theoretischer Forschung auf dem Gebiet der Blutkrankheiten geschaffen, der in der Bundesrepublik bisher einzigartig ist und dem Modellcharakter zukommt. Nicht nur auf der Leitungsebene, sondern auch auf der Ebene der wissenschaftlichen Mitarbeiter besteht weitgehend Personalunion zwischen dem Klinikum und der GSF. Der Bau des Hämatologikums hat rd. 35 Mio. DM gekostet und wurde vom Bundesforschungsministerium und dem Freistaat Bayern gemeinsam finanziert. Der Anteil des BMFT betrug 90%. Das Hämatologikum ist für vier Institute der GSF, nämlich für die Institute für Klinische Hämatologie, Immunologie, Experimentelle Hämatologie sowie Klinische Molekularbiologie und Tumorgenetik, mit insgesamt 100 Mitarbeitern eine neue Wirkungsstätte bieten.

(Foto GSF)

# Pflegedienstleiterin Frau von Gropper trat in den Ruhestand

*Die Leiterin des Pflegedienstes im Universitätsklinikum Großhadern, Gabriele von Gropper, trat mit dem 30. Juni 1989 in den Ruhestand. Frau von Gropper war 24 Jahre lang als Pflegedienstleiterin bei der Universität München tätig: zunächst bei der Neurochirurgischen Klinik, damals noch am Beethovenplatz, seit 1971 dann bei der Planung, Inbetriebnahme und dem Vollbetrieb des Klinikums Großhadern. Zum Pflegebereich des Klinikums gehören rund 1400 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen. 1987 hat Frau von Gropper den Bayerischen Verdienstorden erhalten. In ihrer Abschiedsrede ging sie nach einem Rückblick auch auf aktuelle Probleme der Krankenpflege ein.*

Wenige – ja ich möchte fast sagen keiner hat so richtig daran geglaubt, aber jetzt ist es soweit. Mit dem heutigen Tag gebe ich meinen Auftrag für die Leitung des Pflegedienstes im Klinikum Großhadern an die Universität München zurück und scheidet aus dem aktiven Berufsleben aus.

Ich sei zu beneiden, haben viele in den letzten Tagen und Wochen gesagt. Wie ich mich selbst fühle, kann ich Ihnen mit dem besten Willen noch nicht sagen. Aber Sie sehen mich überwältigt von der Dimension dieser Veranstaltung, von der großen Zahl derer, die der Einladung gefolgt sind und nicht zuletzt von den anerkennenden, freundlichen und freundschaftlichen, ja herzlichen Worten, die heute nachmittag hier gesagt wurden.

Ich hoffe Sie sehen es mir nach, wenn ich deshalb jetzt ganz einfach nur danke sage, danke Ihnen allen – den Einladenden und den Eingeladenen.

Nahezu zwanzig Jahre Klinikum Großhadern und vierunddreißig Jahre seit meinem ersten Kontakt zu den Kliniken der LMU – München liegen hinter mir.

Ich glaube sagen zu dürfen, daß ich in diesem Zeitraum, zwischen 1955 und 1989 ein Stück Medizingeschichte dieser unserer Universität miterleben konnte.

Der Ausgangspunkt für meine berufliche Tätigkeit als Krankenschwester lag in der Chirurgie. Deshalb konzentrieren sich meine Erinnerungen und Erfahrungen auch weitgehend auf dieses Fach, beginnend mit E. K. Frey, über Prof. Zenker, Prof. Heberer bis hin zur 4. Ordinariengeneration Herrn Prof. Schildberg – am Beispiel von Operationen: von der Herzklappensprengung mit dem Finger, über den ersten Einsatz der Herz-Lungen-Maschine für Operationen am offenen Herzen, anfänglich noch mit der Eismaschine daneben zur Unterkühlung des Patienten – bis zu den heute schon zur Routine gewordenen Transplantationen von Niere, Pankreas, Herz und Leber.

Ich habe die Neurochirurgie, die Urologie und die Herzchirurgie noch als Abteilungen der Chirurgie gekannt und deren Verselbständigung ebenso miterlebt, wie die Gründung einer zweiten medizinischen Fakultät bei der TU und die Umwandlung des Städt. Krankenhauses rechts der Isar in ein Universitätsklinikum. Und ich durfte, in einem winzigen Teilbereich, als sog. „Blutschwester“ in der Chirurgie, Ende der 50er Jahre an ersten Planungen für das Klinikum Großhadern mitarbeiten.

Gerne erinnere ich mich auch an gemeinsames Arbeiten mit Studenten und ganz jungen Assistenten, die inzwischen zu namhaften Chefärzten oder bedeutenden Ordinariern avanciert sind.

Den Schwerpunkt meiner Rückschau aber möchte ich auf die Entwicklung meines eigenen Berufs legen, so wie ich sie innerhalb der mehr als dreißig Jahre erlebt habe.

Mein Entschluß, mich in der Krankenpflege ausbilden zu lassen, fiel in eine Zeit, in der der Beruf der Krankenschwester in Deutschland, neben dem der Hausgehilfin, der einzige Frauenberuf geblieben war, für den es noch immer keine allgemein verbindlichen gesetzlichen Bestimmungen über Arbeitszeit und Entlohnung, Berufsausübung und berufliche Aufstiegsmöglichkeiten gab.

Das mußte natürlich vor dem Hintergrund der historischen Entwicklung dieses Berufs gese-

hen werden. Ich aber hatte von alledem keine Ahnung. Meine Kenntnisse von der beruflichen Ausübung der Krankenpflege stammten aus England. Und naiverweise glaubte ich diese auf Deutschland übertragen zu können.

Mein erstes Kontaktgespräch mit dem Leiter der Aufsichtsbehörde Humanmedizin in der Regierung von Oberbayern jedoch ließ mich nicht lange im Unklaren darüber, daß er an der Ernsthaftigkeit meiner Absicht zweifelte, weil ich in Bayern zu diesem Zeitpunkt wohl die erste und einzige Bewerberin mit Abiturnachweis war, die sich als freie Schwester ausbilden lassen wollte.

Wahrscheinlich war es gerade die unerwartete und für mich noch nicht verständliche Reaktion, die mich darin bestärkte, nun erst recht die für eine Spätberufene wie mich doch mit einigen Härten verbundene Krankenpflegeausbildung, unter der gestrengen Regie von Schwester Jonilla, in den Kliniken der Universität auf mich zu nehmen.

Später, als auf Bundesebene um die Neufassung eines ersten deutschen Nachkriegs-Krankenpflegegesetzes buchstäblich gerungen wurde, kapierte auch ich worum es eigentlich ging.

Die Mutterhausverbände und konfessionellen Schwesternschaften hatten, geschwächt durch erheblichen Nachwuchsmangel, auch nicht voll ausgebildete Kräfte in ihre Reihen aufgenommen, um ihre beherrschende Stellung in der Krankenpflege verteidigen zu können. Mit Aussagen wie (Zitat) „Das Ethos der deutschen Krankenpflege darf nicht durch Heranbilden sog. akademischer Schwestern gefährdet werden“, kämpften sie gegen die Reformbestrebungen von Politikern und freien Schwesternverbänden wie beispielsweise den Agnes-Karll-Verband, die die 3-jährige Ausbildung als Anpassung an den internationalen Standard befürworteten und einen gesetzlichen Schutz für die wachsende Zahl freier Krankenschwestern, die Berufsbezeichnung und die Berufsausübung, *analog dem Hebammengesetz, festgeschrieben sehen wollten.*



Gabriele von Gropper – Leiterin des Pflegedienstes, Klinikum Großhadern

(Foto: Fotostelle Klinikum Großhadern)

Die 1957 letztendlich verabschiedete Fassung eines Bundesgesetzes, konnte mit Fug und Recht nur als Gummigesetz betrachtet werden und stellte lediglich die Berufsbezeichnung unter gesetzlichen Schutz.

Angeregt durch das aktuelle Geschehen und nicht einverstanden mit der Art und Weise der Beschäftigung freier geprüfter Krankenschwestern in den Kliniken, begann ich mich mit der Entwicklungsgeschichte der Krankenpflege in Deutschland auseinanderzusetzen, um vielleicht besser verstehen zu können.

Ich stieß dabei auf Agnes Karll, eine ehemalige Rotkreuz-Mutterhauschwester, häufig auch die deutsche Florence Nightingale oder die Reformerin der freiberuflichen Krankenpflege in Deutschland genannt.

Ihre schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts präzise formulierten Zielvorstellungen als Voraussetzung für eine qualifizierte berufsmäßig ausgeübte Krankenpflege – ihre Forderungen nach entsprechender Aus-, Fort- und Weiterbildung – Ihr Streben nach partnerschaftlicher Zusammenarbeit von Verwaltung, Ärzten und Schwestern im Krankenhaus, aber auch nach einer einheitlichen Interessenvertretung der Krankenpflege in Deutschland mit Anschluß an den Weltbund der Krankenschwestern, entsprachen so ganz meinen Vorstellungen und Erwartungen.

Noch waren aber viele der Forderungen nicht, oder nur ungenügend erfüllt. Nach der Verabschiedung des Gummigesetzes war auch kaum zu erwarten, daß Regierungsstellen unsere Entwicklung fördernd unterstützen würden. Und als Einzelkämpfer steht man auf verlorenem Posten, das sah auch ich ein.

So überwand ich meine innere Abneigung gegen Vereinigungen, trat in den Agnes-Karll-Verband ein, ließ mich sogar als Delegierte aufstellen und später, nach Umwandlung in den Deutschen Berufsverband für Krankenpflege, für vier Jahre als 1. Vorsitzende des Regionalverbandes Bayern nominieren.

Vieles ist, so meine ich, seit den 50er Jahren gemeinsam, auch mit Hilfe der Tarifpartner, geändert, verbessert und geregelt worden:

- die soziale Absicherung ist kein Problem mehr
- Arbeitszeitregelungen unterliegen dem Tarif
- seit Inkrafttreten des letzten Krankenpflegegesetzes 1985, werden auch von der Bundesrepublik Deutschland die Richtlinien des Europäischen Abkommens über die Krankenpflegeausbildung beachtet
- Weiterbildungslehrgänge für Pflegekräfte in An und INT, im Operationsdienst, in der Leitung einer Station, der Leitung des Pflegedienstes und in Lehrtätigkeiten, sind keine Seltenheit mehr – wenn auch noch immer nicht gesetzlich anerkannt!
- Verbände, Organisationen und häufig auch krankenhaus-eigene Einrichtungen bieten Fortbildungsprogramme als Grundlage für eine ständige Anpassung an die sich wandelnden beruflichen Anforderungen an – auf einen gesetzlichen Bildungsurlaub warten wir noch!
- in einer Vielzahl von Krankenhäusern und Kliniken wird der Pflegedienst ausschließlich von freien, nicht mutterhausgebundenen Pflegedienstleitungen geführt. – An dieser Stelle möchte ich nicht versäumen mit einigem, ich glaube auch berechtigtem Stolz, darauf hinzuweisen, daß wir in der Neurochirurgie am Beethovenplatz die ersten ohne Ordensfrauen und/oder BRK-Schwester im Bereich der LMU waren. Allen alten Mitstreitern, die seit 1974 hier arbeiten, sei nochmal herzlich gedankt!
- Nicht zuletzt aber möchte ich die enger und freundschaftlicher gewordenen Kontakte, auf vielen Gebieten sogar die Zusammenarbeit in Interessengemeinschaften zwischen Mutterhaus-, Verbands- und freien Schwestern erwähnen und würdigen.

Vielleicht haben uns gleiche Sorgen und gemeinsame Probleme in den letzten Jahren einander

nähergebracht? – denn, was auch immer Trennendes zwischen uns gestanden haben mag, unsere Aufgabe und unsere Ziele waren immer die gleichen, nämlich die sichere und humane pflegerische Versorgung unserer Patienten. Diese ist nun aufs Höchste gefährdet! Warum? so wird allenthalben gefragt.

Ich behaupte, die Entwicklung war seit langem voraussehbar, denn steigende Leistungsforderungen durch kürzere Verweildauer und geänderte Altersstruktur der Patienten – in immer knapper werdender tariflicher Arbeitszeit – ohne entsprechende Aufstockung und Entlohnung des Pflegepersonals einerseits, aber auch der gleichbleibend, am unteren Ende der Krankenhaus-hierarchie angesiedelte Status der Pflegenden, trotz Anhebung der Ausbildung und damit der Qualifikation, sind keine sehr motivierenden oder werbewirksamen Fakten und mußten einmal zu Ärger bei den Betroffenen, später zu Mut- und Hoffnungslosigkeit bis hin zu Resignation und Berufsflucht führen.

Deshalb glaube ich: nur rasches und unbürokratisches Zusammenwirken aller an dem Prozess Beteiligten, kann die fortschreitende Negativentwicklung im Pflegebereich aufhalten.

Die Tarifverhandlungen der jüngsten Zeit waren weder im Ablauf noch im Ergebnis ein gutes Beispiel. Die Verzögerungstaktik der Arbeitgeber und die Halbherzigkeit der Arbeitnehmervertreter haben uns erneut eine Reihe von Mitarbeitern gekostet – ein wirklich zu hoher Preis für ein Ergebnis, das zu viele von wirklichen Einkommensverbesserungen ausschließt.

Ich appelliere deshalb an den Ärztlichen Dienst und die Verwaltungen, aber auch an die Vertreter der Universität, der Ministerien und der Politik: Überspringen Sie traditionsgebundene oder bürokratische Hürden! Zeigen Sie echte Bereitschaft, zusammen mit uns nach wirkungsvollen Maßnahmen zu suchen und diese dann auch schnell zu verwirklichen. Ich glaube, das ist unsere einzige Chance.

Lassen Sie mich zum Abschluß aber allen danken, die mich im Laufe der Jahre über längere oder kürzere Strecken begleitet und mir geholfen haben, auch Tiefen zu überwinden – die mir in schwierigen Situationen Mut gemacht und Freuden mit mir zu teilen bereit waren.

Ich danke ganz besonders all den Mitarbeitern aus sämtlichen Bereichen des Pflegedienstes – und es sind noch immer 32,6 % der Pflegekräfte und 36 % der übrigen Beschäftigten in Stationen, Polikliniken, OP-IGZs, Zentralsterilisation, Krankentransportdienst, und Frau Gruber in meinem Sekretariat, die zwischen 8 und 16 Jahren, trotz nicht immer befriedigenden Bedingungen, uns und dem Klinikum die Treue gehalten haben. Bitte lassen Sie uns jetzt nicht im Stich!

# Verabschiedung von Dekan Prof. Dr. Wolfgang Spann

*Nach 19jährigem Dekanat und rund 20jähriger Tätigkeit als Direktor des Instituts für Rechtsmedizin wurde Prof. Dr. Wolfgang Spann zum Ende des Sommersemesters 1989 emeritiert. Am 21. Juli 1989 fand im Klinikum Großhadern eine feierliche Verabschiedung statt. Nach der Begrüßung durch den Prodekan Prof. Dr. Gerrit ten Bruggencate sprach Prof. Dr. Dr. h. c. Hans Maier in seinem Festvortrag zum Thema: „Das Grundgesetz nach 40 Jahren. Ein Blick auf die lebende Verfassung.“ Im Anschluß daran hielt Prof. Dr. Klaus Peter als Nachfolger im Amt des Dekans die folgende Laudatio auf Prof. Spann:*

## *Ansprache von Prof. Dr. Klaus Peter*

Verehrter Herr Kollege Maier, Sie haben in den Vorgesprächen zu dieser heutigen Veranstaltung nur auf einen Punkt Wert gelegt: Sie wollten, sagten Sie, nur als Professor und Ordinarius der Ludwig-Maximilians-Universität angesprochen werden. Ich respektiere diese Bitte. Gestatten Sie mir trotzdem zwei Sätze, die dagegen verstoßen, ich *muß* sie sagen: Wir alle bewundern Ihre Verdienste als Bayerischer Staatsminister für Unterricht und Kultus. In Ihren 16 Amtsjahren haben Sie die Hochschulpolitik der Bundesrepublik Deutschland mitgeprägt, und Ihren bayerischen Universitäten haben Sie noch mehr gegeben: Sie haben sie geliebt. Wir danken Ihnen dafür.

Wir danken Ihnen auch dafür, daß Sie uns wieder mit der Kunst Ihrer Rede begeistert haben. Dank schließlich auch deshalb, weil Sie uns daran erinnert haben, was uns alle verbindet seit 40 Jahren jenseits unserer alltäglichen Pflichten: unsere Rechtsordnung. Eine Ordnung, die stabil geblieben ist und sich trotzdem wandelte, eine Ordnung, die lebt, weil wir gern *in* ihr leben, *mit* ihr leben.

Eine Rechtsordnung, die einer unter uns wohl am meisten zu schätzen weiß: der Mann, den wir heute verabschieden. Er ist schließlich Rechtsmediziner. Gelegentlich steht bei ihm das Recht *vor* der Medizin, und es hat uns immer gut getan, daß es so war.

Spectabilis, mir ist die Ehre zuteil geworden, hier sprechen zu dürfen.

Aber ich spreche, denke ich, im Namen vieler: im Namen von Kollegen anderer Fakultäten, im Namen von Weggefährten, von Bewunderern, im Namen vieler Repräsentanten des öffentlichen Lebens, im Namen sicher auch von vielen Freunden.

Nur in meinem eigenen Namen spreche ich jedoch, wenn ich hier eine Geschichte erzähle von Ihnen beiden, den Professoren Maier und Spann.

Es war im finstersten Afrika. Spectabilis Spann und einige Fakultätskollegen, wir besuchten Malawi, und sogar in diesem Augenblick dachte der eine Professor an den anderen Professor daheim im gar nicht so finsternen Bayern. Schrieb also der Professor Spann dem Professor Maier, damals seinem obersten Vorgesetzten diese Postkarte:

„Haben Berufung Malawi in der Tasche. Sehr exzellente Bedingungen. Schlagen Bleibeverhandlungen in München vor. Herzliche Grüße . . . Ihr . . .“

So sind Sie, Spectabilis, ansehnlich sogar in der Kühnheit der Formulierungen.

Spectabilis – ansehnlich im Wortsinn – haben Sie 19 Jahre lang der größten deutschen Medizinischen Fakultät vorgestanden.

Ansehnlich hatten Sie Vergleichbares schon zuvor in Freiburg zwei Jahre lang gemeistert, einmalig in der Geschichte der deutschen Medizin.

Trotzdem haben Sie sich heute, um noch einmal ein Detail aus den Vorgesprächen zu zitieren, ausdrücklich eine Laudatio verboten.

Was also tun: Sie dennoch würdigen, wie es der Anlaß verlangt?

Statt der Laudatio also nur ein paar Bruchstücke aus einer großen Konfessio, der des Jüngeren gegenüber dem Älteren. Bruchstücke aus einem nahezu unvergleichlich verdienstvollen Leben, die müssen Sie mir erlauben.

Sie sind in München Sprecher des sog. Mittelbaus gewesen, vor Ihrer Berufung auf den Lehrstuhl für Gerichtliche Medizin in Freiburg. Und Sie haben die Interessen dieser Gruppe vehement verfochten.

Trotzdem haben Sie schon damals die hierarchischen Strukturen einer Universität anerkannt; ohne die kommt ja die Medizin im besonderen nicht aus.

Man konnte Sie also stets zu den Reformern rechnen, aber wahrlich nie zu den Revolutionären.

Dies mußten – noch solch ein Fragment – kurz darauf die sog. 68er pikiert registrieren, als sie ihren Aufstand probten. Sie, Spectabilis, widerstanden der Revolte an vorderster Front, und das nicht nur mit der Ihnen gemäßen Waffe, nicht nur mit dem Wort.

Sie drohten – drohten Sie nur? – mit der direkten Anwendung körperlicher Gewalt.

Um diese Geschichte ranken sich in Freiburg noch heute Legenden.

*Sie haben die Universität stets begriffen als einen der mächtigen Gestalter der modernen Welt.* Und genau aus diesem Grunde haben Sie stets darum gekämpft, der Universität ihre Freiheit zu erhalten, ihre Freiheit auch von politischen Einflüssen, mögen sie nun von Machtpolitikern gekommen sein oder von Sozialromantikern.

*Sie haben die Fakultät, Ihre Fakultät, stets leistungsorientiert gesehen und doch gerecht für alle, die in ihr arbeiten, seien sie nun Wissenschaftlicher oder nicht.* Sicher hat zu diesem abgewogenen Urteil beigetragen, was die Rechtsmedizin Ihnen gegeben hat: den steten Kontakt nicht nur mit den guten Seiten der Welt, sondern mit allen, und die sind nicht immer gut und schön.

*Sie haben in diesem Sinne stets illusionslos gehandelt.* Vom sog. Boden der Tatsachen aus haben Sie Wege in die Zukunft gewiesen.

Ich erinnere daran, daß das Bayerische Hochschulgesetz ohne Sie wahrscheinlich anders aussehen würde; daß Ihnen aber noch mehr daran gelegen war, seine abstrakten Paragraphen auch im Fakultätsalltag umzusetzen.

Die Theorie, so sehr Sie zu ihr fähig sind, liegt Ihnen nur dann richtig am Herzen, wenn Sie sie in die Praxis umsetzen können.

An dieser Stelle eine kleine Bemerkung zur Praxis. Sie waren von 1966 bis 1969 ordentlicher Professor für Gerichtliche Medizin in Freiburg und folgten dann Ihrem Lehrer, Professor Laves, nach München – sozusagen in dasselbe Amt. Sie sind also, wenn man das so sagen darf, ein sog. Rückberufener, ein nach München Zurückberufener – und viel mehr sage ich nicht zu diesem heißen Thema, jedenfalls nicht an dieser Stelle.

Nur das eine.

Wenn die Wogen wieder einmal hoch schlugen: Ob man nun einen vertrauten Münchner auf einen Lehrstuhl nach München rückberufen sollte oder ob man – frische Luft, so das Argument der anderen, habe noch nie geschadet – oder ob man eher Nicht-Münchner holen sollte; wenn diese Wogen sich also fast zu überschlagen drohten, dann sagten Sie immer:

„So schlecht sind Sie mit *mir* als Rückberufenem doch nicht gefahren.“

Wie soll man dagegen ankommen! Einem solchen Argument kann niemand widersprechen.

Denn dieses alles haben wir schließlich Ihnen zu verdanken:

Sie, Spectabilis Spann, Sie haben uns unsere klassische Einheit der Fakultät erhalten.

Sie haben dennoch den Gruppen in dieser Fakultät ihre Freiheiten gelassen – solange sie die Einheit nicht infrage stellten.

Freiheit *und* Einheit, das ist Ihnen wichtig.

Dank Ihrer Arbeit sind uns die Konflikte erspart geblieben, die anderswo vieles Nützliche ungebärdig zerstörten: die Konflikte zwischen aufmüpfigen Assistenten, unzufriedenen Privatdozenten, Professoren und arrivierten Ordinarien. Dank Ihrer haben wir alle immer gemeinsame Lösungen gefunden, uns nicht nur an akademischen Diskussionen berauscht.

*Sie haben* die Balance gehalten zwischen denen in der Innenstadt und denen in Großhadern. Ist sie gesichert?

*Sie haben* wesentlichen Anteil am Erfolg der Fakultät, am wissenschaftlichen wie am klinischen. Der Erfolg läßt sich messen: an den wissenschaftlichen Preisen, die nach München gingen, an den Publikationen, die aus München kamen, in englischer und auch in deutscher Sprache, und an den Lehrstühlen und Chefarztpositionen, die mit Münchnern überall draußen besetzt wurden.

Allein 75 Professoren und PD's sind in Ihrer Amtszeit als Dekan auf Lehrstühle berufen worden. Alle Berufungen sind auf einer Landkarte registriert, die in Ihrem Büro hängt, einer Landkarte mit vielen bunten Nadeln.

Goldene Nadeln kennzeichnen die Orte, wo ein Münchner ein Ordinariat besetzte.

Rote Köpfe kennzeichnen die C2 und C3-Berufungen, und schwarze Nadeln stehen für Chefarztpositionen. Und wer sich jetzt bei den Farben Symbolisches denkt, der ist selber schuld; ich lasse es lieber sein.

Wohl aber möchte ich daran erinnern anhand dieser Landkarte: was die Münchner, die Altmünchner wie die Neumünchner, als Geist *dieser* Fakultät in die Fremde getragen haben, es ist der moderne Geist.

Und wenn man dann auf dieser Karte sieht, wie viele Linien von München aus nach Norden weisen, dann könnte man, Spectabilis Spann, fast denken: daß Sie als Bayer es den Nordlichtern heimzahlen wollten, diesmal mit Südlichtern.

Ihr Ziel war, die „da oben“ zu erleuchten, wie es einstmals die Nordlichter mit denen hier im Süden getan haben.

Auch das ist eine herausragende Leistung Ihres Dekanats. Für mich, der ich Ihnen nachfolgen darf, das sage ich mit allem Ernst für mich, Verpflichtung und Vermächtnis zugleich.

Spätestens an dieser Stelle müßte ich, wenn ich nun eine Laudatio hielte, auf jene Verdienste kommen, die Sie sich außerhalb unserer Fakultät erworben haben.

Mit meinen Bruchstücken aus einem großen Leben jedoch darf ich Ihre Ehrenämter alle übergehen:

Ich übergehe also Ihre Ehrendoktorwürde;

ich übergehe – wenn auch mit Schmerzen –, daß der Freistaat Bayern Ihnen den Bayerischen Verdienstorden verlieh;

ich übergehe die vielen Ehrenämter bei Gesundheitsforen und beim Roten Kreuz, beim Verteidigungsministerium und beim Bundestag, bei diversen interministeriellen Arbeitsgruppen, in Kuratorien und Akademien.

*Nicht* übergehen möchte ich jedoch, daß Sie diesen Gremien so gut wie immer als Präsident vorstehen oder als Vorsitzender. Und damit komme ich auf das letzte, was ich bekennen möchte...

Daß Ihnen über den Ämtern und Würden und Positionen und über all der Arbeit nie der Mensch verlorenging, der Mitmensch Spann, der – ja, auch das muß gesagt werden – der Machtmensch Spann, die Führernatur in ihm – das Wort ist bei uns diskreditiert – die Führernatur, die uns allen so gern voranging, weil sie so sicher war, daß wir folgen würden, gerne folgen würden.

Warum wir folgten?

Da kann ich nicht für die anderen sprechen. Wohl aber für mich, und deshalb möchte ich für die nächsten Sätze zum *Du* übergehen.

Warum ich Dir so gern folge?

Weil Du ein Freund bist, zuverlässig bist und diszipliniert.

Weil Du treu bist und tolerant.

Weil Du so einfach lebst, so ohne jede große Attitude.

Weil Du so unkompliziert ökonomisch handelst: kein Wort zuviel, keine Zuwendung zuviel – aber die, die Du gibst, die wirkt nach!

Und letztendlich Dein Humor.

Ihm nachzueifern ist ein vergebliches Unterfangen für mich, zumal einem in Schlesien geborenen, den es hierher verschlagen hat, der also nie lernen kann, was Dir von Kindesbeinen an ins Blut übergegangen ist: die bayerische Gelassenheit, stets garniert mit einer Prise nordbayerischer, sprich: fränkischer Disziplin. Immerhin bist Du ja in Franken geboren.

Trotzdem versuche ich jetzt, mit einer ähnlichen Mischung von Gelassenheit und Disziplin die letzten beiden Fragmente meiner Konfessio hinter mich zu bringen:

Weil ich weiß, was Dir, lieber Wolf, Deine Familie bedeutet,  
weil ich weiß, was Du ihr zumutest.

Als Erstes einen Dank an Dich, liebe Traudl...

Wir haben *ihn*, den Dekan nur gehabt, weil Du ihn, den Ehemann, *uns* gelassen hast.

Und für Sie, nun spreche ich wieder im Namen aller anderen, für Sie, Spectabilis Spann, ein kleines Geschenk der Fakultät – eine Uhr.

*Eine Armbanduhr*, für den Pünktlichkeitsfanatiker.

*Eine Armbanduhr*, weil wir möchten, daß Sie, immer wenn Sie auf sie schauen, auch ein wenig an Ihre Fakultät denken.

*Eine Armbanduhr*, weil wir wenigstens einen *Arm* von Ihnen mit einem *Band* für alle *Z u k u n f t* an uns binden möchten.

Ich danke Ihnen.

## Gedenkfeier für Prof. Walther Gerlach

*Aus Anlaß des 100. Geburtstags des Physikers Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Walther Gerlach fand am 24. Juli 1989 in Zusammenarbeit von Universität und Bayerischer Akademie der Wissenschaften ein Festkolloquium und anschließend ein Empfang statt. Bei dem Festkolloquium sprach Prof. Dr. Ing. Dr. h. c. Wilhelm Walcher (Marburg) über „Walther Gerlach. Werk und Wirken“. Beim anschließenden Empfang würdigte Präsident Prof. Dr. Wulf Steinmann Walther Gerlach:*

Dem Physiker Gerlach war das Festkolloquium gewidmet. Der anschließende Empfang gilt dem Akademiemitglied und Rektor. Ich begrüße Sie zu diesem Empfang im Senatsaal und danke Ihnen, daß Sie unserer Einladung Folge geleistet haben.

Ich habe Walther Gerlach als akademischen Lehrer erlebt, aber nicht mehr als Rektor. Als ich Ende November 1951 von Gerlachs Nachfolger Schmaus in der Aula zusammen mit etwa 800 Erstsemestlern begrüßt und mit Handschlag verpflichtet wurde, da war noch der Nachhall eines Ereignisses zu hören, das nur wenige Tage zuvor in eben dieser Aula stattgefunden hatte: Bei der Rektoratsübergabe hatte der scheidende Rektor Gerlach in seinem Rechenschaftsbericht mit Kritik an der Staatsregierung nicht gespart, so daß der anwesende Ministerpräsident Ehardt und der Landtagspräsident Hundhammer während dieses Berichts die Versammlung demonstrativ verließen. So endete das Rektorat Gerlach, das drei Jahre zuvor, im Oktober 1948, mit einer glänzenden Rektoratsrede über das Licht begonnen hatte.

Gerlach war erst zu Beginn des Sommersemesters 1948 aus Bonn nach München zurückgekehrt. Nach Bonn war er ganz gegen seinen Willen von der englischen Besatzungsmacht entlassen worden, und nur durch die energischen Bemühungen seiner Münchner Kollegen, speziell von Clusius, gelang es, ihn nach München zurückzuholen. Kurz nach seiner Rückkehr wurde er dann zum Rektor gewählt, als Nachfolger des Philosophen Aloys Wenzl. Offenbar hat er dieses Amt zur Zufriedenheit des Senats geführt, denn er wurde in den beiden kommenden Jahren jeweils wiedergewählt, ein in dieser Zeit sehr seltener Vorgang, der sich in den ersten 25 Nachkriegsjahren nur einmal wiederholt hat, nämlich beim Rektorat von Julius Speer. In beiden Fällen war wohl der Eindruck maßgebend, daß eine außergewöhnliche Aufgabe zu bewältigen war, für die man im amtierenden Rektor den richtigen Mann hatte. Bei Speer war dies die Verwaltungsreform, bei Gerlach die erste Phase des Wiederaufbaus und der Konsolidierung der Universität: nach der physischen und geistigen Zerstörung als Folge des Dritten Reiches und des Krieges. Dieser Wiederaufbau beherrscht das Thema der offiziellen Äußerungen Gerlachs als Rektor. In allen diesen Fällen geht er zunächst auf den Wiederaufbau der Gebäude ein und bittet um die dazu notwendigen finanziellen Mittel, kommt dann aber immer auch auf den geistigen Wiederaufbau zu sprechen, den er als Reform und nicht als Restauration versteht. Diese Auffassung ist zwar typisch für die ersten Jahre der Bundesrepublik – die restaurativen Kräfte setzten sich ja erst allmählich in den 50er Jahren durch –, man findet den Reformgedanken aber selten so klar und so weitschauend und so überzeugend formuliert wie in den Reden Gerlachs aus dieser Zeit.

Ein besonderes Anliegen war dem Rektor Gerlach das Wohl der Studenten. Es ist sicher keine Floskel, wenn er in der Rektoratsrede 1949 sagt: „Wenn ich von unserer Besorgnis über die soziale Lage der Studenten etwas sagen soll, so muß ich mich beherrschen, denn was das Ferz voll ist, des geht der Mund über.“ Wie wichtig ihm diese Sorge ist, erkennt man an folgendem Zitat: „Die Wohnnot und das Wohnelend zu bekämpfen, scheint mir die vordringlichste Aufgabe, ja die Voraussetzung für ein Aufblühen der Universität zu sein.“ Und zum Thema Hochschulreform schreibt er im Sommer 1950 an die Mitglieder des Kulturpolitischen Ausschusses des Bayerischen Senats:

„Unsere besondere Sorge gilt der Ausbildung der uns anvertrauten Jugend. Seit drei Jahren wird in der Öffentlichkeit die Hochschulreform diskutiert. Die Hauptklage, welche gegen die Universität erhoben wird, lautet, daß sie sich zu wenig um die Studenten kümmere; daß der Kontakt zwischen Student und Dozent fehle; daß daher die Jugend ohne richtige geistige Führung heranwache, wodurch sowohl die fachliche Ausbildung als auch das Reifen zu einer Persönlichkeit leide.

Diese Klage ist weithin berechtigt, aber sie geht an die falsche Adresse. In früheren Jahren sah man zwar diese Erziehungsaufgabe nicht als eine besondere Aufgabe der Universitätslehrer an. Die Universität hat aber längst, und ganz besonders durch die Lehren des dritten Reiches und die Erkenntnis der geänderten sozialen Verhältnisse erkannt, daß sie neben dem allgemeinen Unterricht in den Vorlesungen die persönliche Unterrichtung pflegen muß; an dem Grundsatz der großen, wissenschaftlichen Vorlesungen will und kann sie nichts ändern, weil sie zu den Grundprinzipien der deutschen Universität gehören und bei steter Überprüfung als richtig und wirkungsvoll erkannt werden.

Eine entscheidende Änderung ist aber im Betrieb der Seminare und der Spezialausbildung dringendst erforderlich, in welchen ohne persönlichen Kontakt zwischen Lehrer und Student die geforderte Wirksamkeit sich nur entfalten kann, wenn die Studentenzahl klein ist. Die Aufteilung eines Seminars von 300 oder gar 500 Studierenden – z. B. in den juristischen und den philosophischen Fächern – in Gruppen von 20 bis höchstens 30 Studenten ist aber nur möglich, wenn die erforderliche Zahl von Lehrern, das heißt von jüngeren Dozenten oder wissenschaftlich tätigen Assistenten vorhanden ist. In allen Kulturländern ist man diesen Weg gegangen, nur nicht in Deutschland.“

Das besondere Interesse von Gerlach galt dem Studium generale. Er hielt es für die Pflicht der Forscher, ihre Arbeit einer breiten Öffentlichkeit verständlich darzustellen. Er wirkte durch seine eigenen Vorträge vorbildlich. Offenbar hat er auch als Rektor regelmäßig einmal in der Woche eine Vorlesung über allgemein interessierende Themen der Universität gehalten. Gerlach schrieb am 2. September 1950 an das Kultusministerium, und ich möchte Ihnen diesen kurzen Brief nicht vorenthalten, denn er ist, wie ich meine, für den Rektor Gerlach in mancher Hinsicht bezeichnend und beschreibt ihn besser, als ich dies in meinen Worten tun könnte:

„Auf Ihre Anfrage betreffend eine Äußerung der Fränk. Presse, Bayreuth, die ich in einer Vorlesung gemacht haben soll, erlaube ich mir folgendes zu antworten:

1. Es ist nicht richtig, daß ich „einen Rechenschaftsbericht“ gegeben habe. Es handelt sich um die Montagsvorlesung, in der ich über aktuelle Probleme der Universität, der Wissenschaft und dergl. zu sprechen pflege.

2. Ich habe darüber gesprochen, daß die Prüfungsbestimmungen in fast allen Disziplinen immer mehr so verschärft und auf Spezialgebiete ausgedehnt werden, daß die Studierenden mit sog. Pflichtvorlesungen übermäßig belastet werden und daß auf diese Weise die Bemühungen der Universität, die Studenten wieder zu einem wirklich breiten Studium und zur Beschäftigung mit allgemeinen Fragen zu führen, in bedauerlichem Maße erschwert werden.

3. Ich habe von dem Bayerischen Kultusministerium überhaupt nicht gesprochen, sondern ausdrücklich auf alle Fakultäten hingewiesen (und im besonderen Zusammenhang auch auf das Juristische und Medizinische Studium).

4. Ich habe die Studenten aufgefordert, sich selbst mit der zweckmäßigen Gestaltung ihres Studiums zu beschäftigen, positive Vorschläge zu machen, anstatt immer nur in ihren Kreisen zu schimpfen.

Ich hoffe, daß hierdurch Klärung geschaffen ist.“

Aber nicht nur durch Vorträge, auch durch „künstlerische Darbietungen, die Förderung des Collegium Musicum und insbesondere auch durch große Konzerte“ hat er sich bemüht, den Studenten, wie er sagt, „die Kulturgüter unserer Zeit nahezubringen“. Er dankt dafür der Stadt und den Münchner Philharmonikern und fährt fort:

„Wer einmal nur die Atmosphäre in dieser Aula gespürt hat, die 1500 junge Menschen beim Hören eines Konzertes schaffen, der muß beglückt in die Zukunft sehen, der muß gefühlt haben, wie er zur Schaffung einer menschenwürdigen Zukunft helfen kann.“

Das dritte und letzte Rektoratsjahr war überschattet von finanziellen Problemen, die den Wiederaufbau zum Stocken brachten. Offenbar waren die staatlichen Mittel nicht in der erhofften Höhe zugewiesen worden, und das veranlaßte wohl Gerlach, in seinem bereits eingangs erwähnten Rechenschaftsbericht am 24. November 1951 zu folgenden Ausführungen:

„Was über den Wiederaufbau und den räumlichen Ausbau dieser Universität zu sagen ist, ist weder viel, noch interessant. Denn es wurden keine nicht genehmigten Bauten errichtet, auch keine nicht-vorhandenen Gelder verbraucht, ja nicht einmal die zugewiesenen Mittel überschritten.“

Der Fortschritt des Wiederaufbaus kann nach physikalischer Begriffsbildung als „beschleunigt verzögert“ bezeichnet werden. Die Gründe für die Kürzung im Sommer 1950 sind bis zum Überdruß – aber vielleicht doch noch nicht genügend – behandelt worden. Als wir in diesem Hochsommer 1951 – der uns von der Natur nun einmal vorgeschriebenen Bauzeit – noch immer ohne Haushaltsmittel waren, bis auf einen kleinen Betrag aus Anfang Juni, entschloß ich mich zu einem Briefe an den Herrn Ministerpräsidenten; denn wenn eine Universität von der einstigen Bedeutung Münchens, wenn die größte deutsche Universität auf dem besten Wege ist zu einer kleinen Hochschule herabzusinken, so sollte es Sache der ganzen Staatsregierung, ja des bayerischen Volkes sein, ein solches Unglück mit allen Mitteln zu verhüten.“

Daß diese Worte den Ministerpräsidenten und den Landtagspräsidenten zum Verlassen des Festaktes bewogen haben sollen, ist nicht ohne weiteres verständlich. Die Kritik scheint gerechtfertigt und die Formulierung relativ moderat. Vielleicht waren die beiden Politiker durch Ereignisse des vorangegangenen Sommersemesters gereizt. Gerlach hatte sich gegen die Bekenntnisschule gewandt und sich damit den Zorn und die heftige Kritik von Hundhammer und seinen Anhängern zugezogen.

So endete sein Rektorat mit einem Eklat. Aber nicht dieses Ereignis ist bezeichnend für das dreijährige Rektorat. Die Ludwig-Maximilians-Universität ist ihrem Rektor Gerlach noch heute zu Dank verpflichtet für die drei Jahre des Wiederaufbaus, auch des geistigen, in denen er die Richtung bestimmt hat, in der sich die Universität nach dem Kriege entwickelt hat. Am Ende seines Rektorats im Juni 1951 brachten ihm die Studenten in der Nacht einen Fackelzug dar und feierten ihn mit begeisterten Ovationen. Es war das erstemal nach dem Krieg, daß ein Rektor auf diese Weise geehrt wurde.

## Neues Teleskop auf dem Wendelstein

Am 29. September 1989 weihte das Institut für Astronomie und Astrophysik der Universität ein neues 80-cm-Teleskop zur Beobachtung von Sternen auf dem Wendelstein ein.

Das Observatorium auf dem Wendelstein hatte jahrzehntelang nur der Sonnenforschung gedient. Diese Forschungsaktivitäten sind hier jedoch wegen der zunehmenden Verschmutzung der Atmosphäre inzwischen kaum noch möglich gewesen. Deshalb wurde die Außenstation der Universitäts-Sternwarte 1987 umgebaut, um Nachtbeobachtungen von Sternen vornehmen zu können, für die wesentlich geringere Anforderungen an die Sichtverhältnisse notwendig sind. Zu diesem Zweck wurde in der neu errichteten Beobachtungskuppel Ende 1988 ein 80-cm-Teleskop installiert.

Das von der Firma DFM Engineering aus Colorado (USA) gebaute Teleskop ist voll computer-gesteuert und erlaubt, jeden Punkt am Himmel mit hoher Präzision anzusteuern und zu verfolgen. Die meisten der in der Fokalebene des Fernrohrs montierten Meßinstrumente wurden an der Universitäts-Sternwarte selbst entwickelt. Mit Hilfe dieser hocheffizienten Instrumentierung ist das 80-cm-Teleskop auf einzelnen Forschungsgebieten ebenso leistungsfähig wie früher nur wesentlich größere Geräte.

Neben der Durchführung wissenschaftlicher Langzeitprogramme dient das neue Teleskop zur Ausbildung junger Astronomen und als Prüfstand für instrumentelle Neuentwicklungen. Die rasche Verfügbarkeit des Fernrohrs erlaubt ferner die sofortige Beobachtung aktueller astronomischer Ereignisse wie z.B. Nova- oder Supernova-Ausbrüche oder das Erscheinen von Kometen. Ein weiteres Ziel ist die Mitarbeit bei internationalen Forschungsprojekten, bei denen neben dem Einsatz von Satelliten-Teleskopen gleichzeitig erdgebundene Messungen vom Wendelstein aus durchgeführt werden sollen.



Präsident Prof. Steinmann bei seiner Begrüßungsansprache

(Foto Thomas Plettenberg)

## 50 Jahre Institut für Geschichte der Medizin

*Am 27. Oktober 1989 feierte das Institut für Geschichte der Medizin mit einem Festakt und in Anwesenheit zahlreicher Gäste aus dem In- und Ausland in der medizinischen Lesehalle am Beethovenplatz sein fünfzigjähriges Bestehen.*

Das Fach „Geschichte der Medizin“ wird an der Medizinischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität bereits seit 215 Jahren gelesen; die erste Vorlesung kündigte 1774 Heinrich Palmatius Leveling an. Die Gründung eines eigenen Instituts erfolgte schließlich im Jahre 1939 nach langen Vorbereitungen durch den Arzt und Altphilologen Prof. Martin Müller mit Hilfe einer Stiftung des Herausgeberkollegiums der Münchener Medizinischen Wochenschrift in Höhe von 30000 Reichsmark.

Seit seiner Gründung befindet sich das Institut für Geschichte der Medizin in dem sogenannten Brakl-Haus, in der Lessingstraße 2. Dieses Haus hatte sich der langjährige Direktor des Gärtnerplatztheaters und bedeutende Kunsthändler Münchens Franz Josef Brakl 1909/1910 von Emanuel von Seidl, einem der namhaftesten Architekten Süddeutschlands jener Zeit, erbauen lassen. Die heutige Medizinische Lesehalle wurde dem Wohnhaus Brakls 1912/13 als repräsentative Ausstellungs- und Verkaufshalle angefügt.

Martin Müllers Wirken war von der Notwendigkeit bestimmt, das Institut über die Kriegsjahre hinweg zu retten. Er vermochte es, die kostbare Bibliothek nach Diessen auszulagern und so vor Zerstörung zu bewahren. Seine Nachfolge trat im Jahre 1953 der Psychiater Prof. Werner Leibbrand an, der vor allem durch seine Studien und Veröffentlichungen zur Geschichte der abendländischen Psychopathologie und zur Kulturgeschichte des Eros bekannt wurde.

Nach der Emeritierung Leibbrands übernahm Prof. Gernot Rath 1966 die Leitung des Instituts; er ist besonders durch seine Studien zur Geschichte der Anatomie und zur Bedeutung kultur- und geisteswissenschaftlicher Einflüsse auf die Medizin hervorgetreten. Rath verstarb nach kurzer Krankheit 1967.

Im Jahre 1969 wurde der Berliner Medizinhistoriker, Röntgenologe und Ärztliche Direktor des Klinikums Steglitz Heinz Goerke auf den Lehrstuhl für Geschichte der Medizin in München berufen. Wenig später übernahm Goerke auch die Ärztliche Direktion des Klinikums Großhadern. Das medizinhistorische Werk Goerkes umfaßt vor allem Studien zur Geschichte der Diagnostik, des Krankenhauswesens und der medizinischen Technik.

Nach der Emeritierung Goerkes im Jahr 1986 wurde der Medizinhistoriker und Sinologe Prof. Paul Unschuld zu seinem Nachfolger berufen. Er fügte dem wissenschaftlichen Spektrum des Instituts einen weiteren Schwerpunkt hinzu, das ist die Erforschung und Lehre der Geschichte, der Inhalte und der Sprache der traditionellen chinesischen Medizin in Europa.

# 100 Jahre Psychologie in München

*Mit einer dreitägigen Veranstaltung beging das Psychologische Institut vom 9.–11. November 1989 das Jubiläum 100 Jahre Psychologie in München. Beim Festakt am Donnerstag, dem 9. November 1989, sprachen nach der Begrüßung durch den Geschäftsführer der Leitung des Instituts für Psychologie Prof. Dr. Klaus A. Schneewind, Ministerialdirigent Bächler für das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst, Präsident Prof. Dr. Wulf Steinmann und der Dekan der Fakultät für Psychologie und Pädagogik, Prof. Dr. Rolf Oerter, Grußworte. Den Festvortrag „Das Münchner Psychologische Institut im Rückblick eines ehemaligen Studenten“ hielt Prof. Dr. Werner Traxel von der Universität Passau.*

*Am Freitag, dem 10. November 1989, fanden vormittags mehrere Vorträge zur Geschichte des Instituts für Psychologie statt: Dr. Gabriele Geiger, München, sprach zum Thema „Zwischen Naturwissenschaft und Philosophie: Zur Aktualität der Psychologie Erich Bechers“; Dr. Ulrich Greuter, Berlin, über „Oswald Kroh und die Diplomprüfungsordnung: Zur Geschichte der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus“; Studenten und Studentinnen der Fachschaft Psychologie diskutierten über „Das Institut für Psychologie – eine andere Sichtweise“ und zum Abschluß referierte Prof. Dr. Lutz von Rosenstiel, München, über „Philipp Lersch – ein Vierteljahrhundert Institut für Psychologie“.*

*Am Nachmittag stellten sich das Institut und die Fachschaft vor und am Samstag, dem 11. November, wurden dann in einem Workshop unter Beteiligung der Mitarbeiter und Studenten des Instituts für Psychologie Szenarien zur Zukunft des Instituts für Psychologie entwickelt. In der Eingangshalle der Fakultätsbibliothek in der Leopoldstraße 13 fand während der 100-Jahr-Feier eine Ausstellung historischer Geräte und eine Ausstellung mit Büchern ehemaliger und gegenwärtiger Mitglieder des Instituts statt.*

## Das Münchener Psychologische Institut aus der Sicht eines ehemaligen Studenten

*Prof. Dr. Werner Traxel*

Pappendeckel als Ersatz für zerbrochene Fensterscheiben, Heizung wegen Kohlenmangels außer Betrieb, Temperatur im Hause um den Gefrierpunkt, Studenten, die in Mänteln und Handschuhen in kleinen Gruppen in öden Räumen herumstanden und sich im „Experimentellen Praktikum“ mit Gedächtnisversuchen beschäftigten, das sind meine frühesten Erinnerungen an das alte Psychologische Institut im zweiten Stock des Universitätsgebäudes an der Amalienstraße, das ich im Wintersemester 1946/47 kennenlernte.

Das Institut hatte keinen Bombenvolltreffer erhalten und war damit immerhin besser weggekommen als andere Teile der Universität, auch wenn es nach der Schneeschmelze durch das Dach regnete.

Das Angebot an Vorlesungen war in allen Fächern minimal, auch in der Psychologie. Da dem aber eine unverhältnismäßig hohe Zahl von Studenten gegenüberstand, so blieben in den – noch oder bereits wieder – verfügbaren Hörsälen oft für die meisten nur Stehplätze übrig. Zwischen den Veranstaltungen kam es dann zu einem Gedränge, das durch mitgeschleppte Laborstühle geradezu gefährlich werden konnte. Drückten doch beim letzten Wort des Dozenten alle draußen Wartenden in den Saal herein und verkeilten sich hier mit denen, die hinausstrebten! Beim Versuch, eine Vorlesung Lersch's zu hören, soll jemand einen Armbruch davongetragen haben.

Nicht so im Psychologischen Institut und in den dort vor allem für die Hauptfachstudenten stattfindenden Seminaren und Übungen. Es waren ihrer nicht mehr als 30, fast alle schon etwas ältere Semester, meist Studienwechsler, die sich für ein derartig exotisches Fach, wie es Psychologie damals war, entschieden hatten.

Von einer Geschichte dieses abseits vom Trubel gelegenen Instituts wußten wir Studenten nichts, hätten uns wohl auch kaum dafür interessiert. Gleichwohl konnte man bemerken, daß es hier etwas wie eine Tradition gab. Dafür sprach schon die ziemlich altertümliche Einrichtung – offenbar aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg – noch mehr aber die in großen Glasschränken abgestellten geheimnisvollen Apparate, viel Messing daran verarbeitet, vermutlich Relikte aus der Zeit jener naturwissenschaftlichen „Laboratoriumspsychologie“, von der wir schon gehört hatten, daß sie nun – glücklicherweise – überwunden sei.

Am deutlichsten konnte man sich aber im Raum 9, dem großen Seminarraum, von einem genius loci berührt fühlen. Ich saß dort manches Mal früh morgens, lange vor Beginn der ersten Veranstaltung, damit beschäftigt, Notizen aus einem geliehenen Buch zu machen (Photokopieren war damals für uns noch nicht möglich).

Längsseits, gegenüber einer großen Wandtafel standen lange, doch verblüffend schmale Tische, mit ihren schwarzen Platten und gelben Füßen biedermeierlich anmutend, und in der Mitte schon bedenklich durchhängend. In halber Höhe umlief den Raum an zwei Seiten eine Galerie, den Studenten unzugänglich, mit einem interessanten, aus Kreisen und Rauten gebildeten eisernen Gitter. Dahinter standen, in außen dunkelgrün, innen weiß gestrichenen hölzernen Regalen, die Überbleibsel der einstigen Institutionsbibliothek, die man im Krieg an einen vermeintlich sicheren Ort ausgelagert hatte, und die dort dennoch bei Kriegsende fast völlig vernichtet wurde.

Welche berühmten Leute mochten hier ihre Vorträge gehalten und in Diskussionen Rede und Antwort gestanden haben?

Aus der Vergangenheit konnte berichten der Feinmechanikermeister Karl Mahler, seit Jahrzehnten am Institut, und in Fachkreisen einst als Apparatekonstrukteur weit über München hinaus bekannt. Von den Vorlesungen Oswald Külpes und dem sie begleitenden, die Hörer in Stauen setzenden hochmodernen technischen Aufwand wußte er zu erzählen, und ebenso von einer spiritistischen Sitzung des Freiherrn v. Schrenck-Notzing, in der dessen Medium des Betrugs überführt wurde, indem er – Mahler – im rechten (oder unrechten) Augenblick das Licht einschaltete. Und er erinnerte sich auch daran, daß sich zwei nachmals berühmte Persönlichkeiten, nämlich Karl Bühler und seine spätere Frau, Charlotte Bühler, am Institut kennenlernten.

Doch die Geschichte der Psychologie in München reicht ja weiter zurück, in eine Zeit, zu der hier ein Psychologisches Institut noch gar nicht existierte.

Carl Stumpf, Schüler Franz Brentanos und dessen Nachfolger an der Universität Würzburg, danach Professor in Prag und in Halle, war 1889 nach München berufen worden. Stumpf, einer der Mitbegründer der modernen Psychologie, war der erste, der die Ton- und Musikpsychologie in Angriff nahm. Bei seinen Berufungsverhandlungen erreichte er es, daß ihm ein einmaliger Betrag von 1.200 Reichsmark für den Aufbau einer „Psychologischen Sammlung“ bewilligt wurde. Er kaufte dafür unter anderem eine Reihe von Stimmgabeln für seine Experimente und einiges Demonstrationsmaterial für seine Vorlesungen.

Stumpf ging schon 1894 nach Berlin. Sein Nachfolger wurde Theodor Lipps, bedeutender Vertreter der psychologischen Ästhetik und einer auf Psychologie beruhenden Philosophie. Unter seiner Leitung wurde die „Psychologische Sammlung“ in ein „Psychologisches Seminar“ umgewandelt.

Auf Lipps folgte 1913 Oswald Külpe, bereits berühmt als Begründer der experimentellen Denkpsychologie, und dank seiner Initiative wurde das „Psychologische Institut“ geschaffen, mit

14 Räumen auf stattlichen 522 qm Nutzfläche im Nordflügel des 1906-1909 errichteten „neuen“ Traktes des Universitätsgebäudes. Dies war das Institut, das ich noch kennenlernte. Nichts ist davon noch erhalten. Hier ist, im buchstäblichen Sinne, kein Stein auf dem anderen geblieben.

Es war nicht ganz leicht gewesen, Külle von Bonn, wohin er erst 1909 von Würzburg übersiedelt war, so bald wieder wegzulocken. So mußte der Bayerische Staat etwas tiefer in die Tasche greifen, als dies bei Berufungen an eine Philosophische Fakultät die Regel war. Wenn ich recht unterrichtet bin, waren es 30.000 Reichsmark (Goldmark), die Külle als Morgengabe erhielt. Und damit entwarfen und beschafften seine aus Bonn mitgekommenen Assistenten, Karl Bühler und Richard Pauli, die gesamte Einrichtung des neuen Instituts, einschließlich der damals modernsten Forschungsapparaturen.

Ein großer Schritt vorwärts, und ein Höhepunkt, der sich hier anbahnte. Aber der Wirkung Külle war nur kurze Dauer beschieden. Er verstarb schon im Jahre 1915.

Der Lehrstuhl ging 1916 an Erich Becher, ehemals Experimentalpsychologe, später aber vor allem um die Lösung des philosophischen Leib-Seele-Problems und um den Ausbau seiner Lehre vom Psychovitalismus bemüht. Nach Bechers Tod, 1929, übernahm der Pädagoge Aloys Fischer die Leitung des Instituts. Nach dessen Verdrängung durch die Machthaber, 1937, wurde im folgenden Jahr der Jugendpsychologe Oswald Kroh berufen, der 1942 von dem Charakterologen Philipp Lersch abgelöst wurde. Lersch leitete das Institut am längsten, nämlich bis 1966.

Soviel zunächst nur zu den Lehrstuhlinhabern bzw. Institutsdirektoren. Sieben an der Zahl in wenig mehr als einem halben Jahrhundert (dazu noch zeitweise Kodirektoren wie Clemens Baeumker, Josef Geysler und Alexander Pfänder), das läßt nicht unbedingt erwarten, daß es in der Geschichte des Instituts so etwas wie einen roten Faden, eine durchgehende Linie gegeben haben könnte, und dies um so weniger, als die Psychologie in diesen rund 50 Jahren erheblichen zeitbedingten Wandlungen unterworfen war.

Und doch scheint mir hier eine gewisse Kontinuität bestanden zu haben, und zwar darin, daß in München über längere Zeit stets unterschiedliche Zugänge zu psychologischen Problemen zu ihrem Recht kamen.

Ich meine damit nicht die enge Verbindung der Fächer Psychologie und Philosophie, die damals – hier wie anderswo in Deutschland – von den Lehrstuhlinhabern in Personalunion zu vertreten waren. Sondern speziell die Tatsache, daß man auch innerhalb einer überwiegend als Erfahrungswissenschaft aufgefaßten Psychologie offen war gegenüber verschiedenen methodologischen Konzepten.

War dies schon im Ursprung angelegt? Es ist anzunehmen, daß hier die Gestalt eines großen Philosophen und Psychologen im Hintergrund stand, der selbst nie in München gelehrt hat, nämlich die Franz Brentanos.

Brentano war es, der die Leistungen der hauptsächlich von der Sinnesphysiologie hergekommenen experimentellen Psychologie voll anerkannte, der aber der damals dominierenden „Inhaltspsychologie“, wie sie von Wilhelm Wundt und anderen Altmeistern vertreten wurde, eine ebenfalls empirisch orientierte „Akt“- oder „Funktionspsychologie“ entgegensetzte. Gegenstand der Psychologie sollten demnach weniger die Inhalte des Erlebens sein als vielmehr die aktiven seelischen Verarbeitungsweisen (also beispielsweise nicht die Gedanken, sondern der Prozeß des Denkens). Von Brentano sind alle später als „phänomenologisch“ bezeichneten Richtungen ausgegangen. Für die Psychologie bedeutete Brentanos „dynamische“ Sicht, wie wir sie heute nennen können, eine Aufforderung, insbesondere die sog. höheren psychischen Funktionen zu erforschen.

Carl Stumpf war unter den Psychologen der bedeutendste Schüler Brentanos, und mit seiner Berufung nach München zog auch Brentanosches Denken hier ein. Sein Nachfolger Theodor

Lipps war stark beeinflusst von Edmund Husserl, und dieser wiederum war der namhafteste unter den Philosophen aus Brentanos Schule. Alexander Pfänder stand ebenfalls der Phänomenologie Husserls nahe. Und Oswald Külpe schließlich wurde einmal als ein „Überläufer“ von der Schule Wundts zu der von Brentano inaugurierten „Österreichischen Schule“ bezeichnet.

Dies nur, um in aller Kürze anzudeuten, welche Verbindungen hier bestanden und wie sie in ihrem Zusammenwirken jene Kontinuität hervorgebracht haben mochten.

Offenheit gegenüber verschiedenen Zugängen war freilich nicht allen Mitgliedern des Instituts gemeinsam. Nicht jeder konnte wie Carl Stumpf zugleich hervorragender Experimentator und Theoretiker sein. Und so standen sich hier bisweilen auch Vertreter verschiedener Richtungen eher verständnislos gegenüber. Doch es trifft wohl zu, daß am Münchener Institut diese Richtungen, wenn auch nicht stets in einer Person vereint, so doch kompetent vertreten wurden.

Die am Institut in Angriff genommenen Forschungsthemen waren – wie sollte es im Lauf von Jahrzehnten anders sein – vielfältig. Aber es gab Fragen, die immer wieder aufgegriffen wurden. So läßt sich in der Ton- und Musikpsychologie eine Linie aufweisen, die von Stumpf bis zu Kurt Huber führt. Und Ähnliches gilt auch für Fragestellungen der Psychophysik, für die Erforschung des Denkens und die des Lesens.

Der jeweilige Lehrstuhlinhaber bestimmte wohl die wissenschaftliche Ausrichtung des Instituts durch seine Vorlesungen und Veröffentlichungen, doch wie immer und überall wurde die Lehr- und Forschungstätigkeit von den Mitarbeitern (Assistenten, Privatdozenten und apl. Professoren) wesentlich mitverantwortet und weitgehend selbständig vorangetrieben.

Von ihnen seien hier genannt: Gustav Kafka (noch seit Lipps' Zeiten), Karl Bühler, Richard Pauli, Aloys Wenzl und Kurt Huber. Kafka und Bühler haben ihren Platz in der Psychologiegeschichte erhalten. Wenzl wandte sich später fast ganz der Philosophie zu.

Fast vergessen scheint heute Richard Pauli. Aber wenn jemand aus der Geschichte des Instituts nicht wegzudenken ist, so ist es er. An die vier Jahrzehnte hat er hier gewirkt, als Assistent, Konservator und apl. ao. Professor, ein rein um die Sache bemühter, im Hintergrund bleibender Mann, und doch der Gestalter des Psychologischen Instituts, das auf seinem Höhepunkt, etwa um 1930, als eines der modernsten und am besten ausgestatteten der Welt galt. Nach seinem Tod sagte Lersch, daß Pauli das Institut mit Fug und Recht „sein Institut“ nennen konnte. Ein Klassiker der experimentellen Psychologie, vertrat Pauli seine Standpunkte unerschütterlich, auch dann noch, als man davon nicht mehr viel wissen wollte. Seine wissenschaftlichen Leistungen wurden kläglich unterschätzt. Wird ihm die Geschichtsschreibung noch gerecht werden können?

Nicht vergessen ist Kurt Huber, dank seiner todesmutigen und todbereiten Tat, die einem verzweifelten Gewissen entsprang, fortdauernde Mahnung für alle rechtlich Denkenden.

Wurde aber sein wissenschaftliches Werk angemessen gewürdigt? Am ehesten wohl seine Volksliedforschungen und sein Leibniz-Buch. Wenig dagegen seine experimentellen Untersuchungen zur Musikpsychologie und so gut wie gar nicht seine „Grundbegriffe“ der Seelenkunde. Einführung in die „allgemeine Psychologie“. Dieses kleine Werk, 1955 aus dem Nachlaß herausgegeben, wurde fast nirgends beachtet. Und es wäre starker Beachtung wert gewesen. Denn bei aller Bescheidenheit der Zielsetzung wird es einem hohen Anspruch gerecht, nämlich zu lehren, psychologisch zu denken, und es verkörpert so scharfsinnig und tiefgründig wie kaum eine andere „Einführung“ die deutsche Psychologie in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen.

Kurt Huber geht auch die Historiographie der Psychologie einiges an, und sie kann hier sogar einiges gutmachen.

Die Vielfalt der Forschungsthemen wurde seit Lipps dokumentiert durch die „Arbeiten aus dem Psychologischen Institut der Universität München“. Eine sehr wichtige Quelle, falls einmal die Geschichte dieses Instituts geschrieben werden sollte. Rund 25 Bände liegen vor, dazu meh-

rere Ergänzungsbände. Sie wurden seit 1907, zunächst unregelmäßig, herausgegeben, seit 1916 erschienen sie als „Jahresbände“ in Gestalt von Konvoluten, gebildet aus Separatdrucken, bis zum Jahre 1942. Diese Jahresbände wurden gratis an Institute in der ganzen Welt versandt (etwa zwischen 50 und 70 Exemplare). Die Kosten wurden aus der Stiftung einer deutsch-amerikanischen Ärztin, Frau Dr. Sophie Nordhoff-Jung bestritten.

Was enthalten diese Bände? Auf die Gefahr hin, mit der Hervorhebung der einen oder anderen Arbeit ungerecht zu werden gegenüber mancher anderen, nicht erwähnten, müssen ja wohl doch einige Titel genannt werden, schon um die Inhalte der Forschungen an Beispielen zu verdeutlichen und nicht im Abstrakten zu bleiben. Es sei aber darauf hingewiesen, daß solche Auswahl nicht repräsentativ sein kann und daß sie unvermeidlich subjektiv sein wird.

Oswald Külpes „Vorlesungen über Psychologie“, postum herausgegeben von Karl Bühler, gehören sicher zu den wichtigen psychologischen Werken der 20er Jahre. Aber nicht minder gilt dies für Böhlers eigenes Buch „Die geistige Entwicklung des Kindes“ sowie für die folgenden Publikationen: Johannes Lindworskys „Der Wille“, Gustav Kafkas „Tierpsychologie“, Paulis theoretische Schrift „Über psychische Gesetzmäßigkeit“ und seine kleine „Einführung in die experimentelle Psychologie“, Hubers „Der Ausdruck musikalischer Elementarmotive“ und Wenzls „Theorie der Begabung“.

Von den zahlreichen Dissertationen seien stellvertretend für viele genannt: Charlotte Böhlers Arbeit „Über Gedankenentstehung“ und die Untersuchungen der Schüler und Mitarbeiter Paulis, Alois Mager, Wladimir Eliasberg und Kurt Port, über die Enge des Bewußtseins.

Vieles von dem, was damals in München erarbeitet und publiziert wurde, stand inhaltlich und methodisch auf der Höhe der Zeit und konnte auch nach internationalem Maßstab als vorbildlich gelten. Das Münchener Institut stand in der ersten Reihe unter den psychologischen Instituten der Welt, was sich auch daran zeigt, daß nicht wenige Studenten aus dem Ausland hierher kamen, um Ihre Ausbildung zu erhalten.

Das verhängnisvolle Jahr 1933 brachte hierin zunächst noch keinen sichtbaren Einschnitt. Bei der Durchsicht der Jahresbände bis zum Jahr 1937 habe ich nichts bemerkt, was darauf hinwies, daß es inzwischen eine politische Umwälzung gegeben hatte. Das ist alles andere als selbstverständlich, wenn man weiß, wie eifrig man andernorts bemüht war, sich in vorauseilendem Gehorsam auf die tatsächlichen oder vermeintlichen Erwartungen der neuen Machthaber einzustellen. Man kann angesichts dessen den Eindruck erhalten, daß man am Münchener Institut die Existenz eines sog. Dritten Reichs schlicht ignorierte. Immerhin ein Zeichen dafür, was unter damaligen Verhältnissen noch möglich war.

Aber im Jahre 1937 schlug der NS-Staat zu. Aloys Fischer, mit einer Jüdin verheiratet, wurde seines Amtes enthoben. Anscheinend hatte man auf den Tod des schon Schwerkranken (Fischer verstarb noch im selben Jahr) nicht warten wollen. Der politisch mißliebige Aloys Wenzl wurde aus dem Institut ausmanövriert, indem man ihn an ein Gymnasium in Ingolstadt versetzte. Stark gefährdet war auch Pauli. Einige seiner angekündigten Vorlesungen waren vom Rektor der Universität „gestrichen“, also untersagt worden, und es kam eine alarmierende Anfrage vom Reichsministerium für Erziehung und Wissenschaft, ob er durch seine frühere Mitgliedschaft in der SPD in der Ausübung der Lehre „behindert“ sei.

Pauli stellte schließlich, nach Jahren des Zögerns, einen Antrag auf Aufnahme in die NSDAP, die ihm, mit Unterstützung durch einen Freund und Altparteigenossen, gewährt wurde. Damit war seine Position fürs erste gerettet; aber 1945 brachte ihn diese so widerwillig erworbene Parteimitgliedschaft in arge Bedrängnis.

In den Jahresbänden finden sich nationalsozialistische Töne erst seit 1938, nachdem Oswald Kroh nach München berufen worden war. Kroh hatte schon 1935 eine Neuauflage seiner „Ent-

wicklungspsychologie des Grundschulkindes“ durch den Untertitel „als Grundlage völkischer Erziehung“ ergänzt, und es war auch jetzt sein Anliegen, die Psychologie dem NS-Staat gefällig zu machen, etwa mit Aufsätzen wie „Die Psychologie im Dienste völkischer Erziehung“ oder „Die Gestalt des Erziehers im neuen Staat“.

Die Jahre 1941 und 1942 ergaben nur noch einen Band, und danach versiegt diese Quelle. War es das Schicksal Kurt Hubers und seiner Mitverschworenen, das Entsetzen und die Angst, die sich danach verbreitete, die es als nicht mehr ratsam erscheinen ließen, die Aufmerksamkeit auf das Institut zu lenken? Oder lagen nicht mehr genügend veröffentlichenswerte Forschungsarbeiten aus dem Institut vor? Oder war es einfach die mit dem „totalen Krieg“ fortschreitende Papierknappheit, die das Erscheinen weiterer Jahressbände verhinderte? Es wird schon kaum mehr jemand am Leben sein, der dies beantworten könnte.

Als ich 1946 mein Studium an der Universität München begann, wußte man natürlich von den Geschwistern Scholl, auch von Kurt Huber. Aber ich erinnere mich nicht, daß darüber viel gesprochen oder diskutiert wurde. Die Gedanken waren weniger auf die jüngste Vergangenheit gerichtet, auch nicht auf eine äußerst ungewisse Zukunft, als vielmehr auf die unmittelbare Gegenwart und auf die Bewältigung ihrer drängenden alltäglichen Probleme.

Mit dem, was die Universität damals unter enormen Schwierigkeiten und mit abenteuerlichen Improvisationen zu bieten hatte, war man unbesehen zufrieden; man war glücklich, davongekommen zu sein und endlich in Freiheit studieren zu dürfen, und ein mächtiger Bildungshunger konnte sogar den oft recht lästigen physischen Hunger zurückdrängen.

Wenn ich heute, als ehemaliger Student, zurückblicke, so glaube ich bestätigen zu können: Die ersten Nachkriegsjahre waren, trotz aller Not, alles in allem doch eine gute Zeit. Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil sich damals eine große, alle Gebiete des Lebens umfassende, geistige Erneuerung aus dem Zusammenbruch heraus anzubahnen schien. So jedenfalls sahen es nicht wenige von uns.

Psychologie konnte man zu dieser Zeit – das ist auch heute noch meine Meinung – kaum an einer anderen deutschen Universität besser studieren als in München, falls man die hier gebotenen Chancen wahrzunehmen verstand. Denn noch immer gab es hier zwei Richtungen, die sich durch die nunmehr gängige Unterscheidung von „natur-“ und „geisteswissenschaftlicher“ Psychologie wenigstens oberflächlich kennzeichnen lassen. Dies konnte dazu einladen, zu vergleichen und zu prüfen und eröffnete so die Möglichkeit, durch selbständiges Denken einen begründeten eigenen Standpunkt zu gewinnen, wobei es sich fast mit Notwendigkeit ergab, daß dieser Standpunkt kein beschränkt einseitiger sein konnte.

Es dominierte freilich klar die „geisteswissenschaftliche“ Richtung, glänzend und wirkungsvoll vertreten durch Philipp Lersch, der weithin als der führende deutsche Psychologe galt, auch durch August Vetter, der bei vielen großen Anklang fand, während Pauli die experimentelle oder „naturwissenschaftliche“ Psychologie nur noch mit schwindenden Kräften zu präsentieren vermochte.

Es bestand am Münchener Institut die fast einhellige Überzeugung, daß mit dem Vordringen der geisteswissenschaftlichen Psychologie, das schon in den 20er Jahren begann und sich in den 30ern fortsetzte – verbunden mit Begriffen wie „Ganzheit“, „Struktur“, „Schichten des Seelischen“, „Charakter“, „Typus“ – die deutsche Psychologie auf einem bisher noch nie erreichten Höhepunkt angekommen sei. So sehr hatte man sich – teils durch die Verhältnisse bedingt, teils aber auch durchaus mit Absicht – von der internationalen Forschung isoliert, daß man die deutsche Psychologie noch immer für führend hielt, und manche Professoren und Dozenten hegten die Hoffnung, auch die Amerikaner würden sich allmählich von den Vorzügen der geisteswissenschaftlichen Psychologie überzeugen lassen, hatten sie doch schon früher so viel von uns gelernt.

Gordon Allports Buch „Personality“ wurde immer wieder als ein Anzeichen für den Beginn dieser wünschenswerten Entwicklung zitiert.

Aber nicht noch einmal wurde aus einer Psychologie deutscher Provenienz ein Exportartikel. Das war in diesem Falle vorauszusehen, wird heute jeder sagen, der nur ein wenig von historischen, sozialen und kulturellen Hintergründen und ihrer Verschiedenheit in Voraussetzungen und Traditionen weiß. Aber wußte man es damals? Wie dem auch sein mag, es war eine seltsame Situation: Man lebte in einer Endzeit der deutschen Psychologie, ohne etwas davon zu bemerken.

Dabei standen schon um 1950 im Münchener Amerikahaus – jedem zugänglich – die Werke, die über den internationalen Stand der Psychologie Auskunft geben konnten. Doch sie mußten noch lange auf ihre Leser warten.

Erst in den 60er Jahren setzte dann mit Vehemenz der Prozeß ein, der heute nicht zu Unrecht als die „Amerikanisierung“ der deutschen Psychologie bezeichnet wird.

Es ist denkbar, daß dies gerade durch die allzulange währende Abkapselung stark begünstigt wurde. Es gab zwar bei uns zwischendrin einen Versuch, die europäische experimentelle Tradition wiederzubeleben, an dem München sich nicht beteiligte, doch dieser Versuch erwies sich schon bald als ein verspätetes Intermezzo. Dazu könnte nun vieles gesagt werden, doch dies führte weit über unser Thema hinaus.

Lassen wir hier den Rückblick zu Ende gehen und den immer fragwürdigen Trennungsstrich zwischen Geschichte und Gegenwart setzen.

Eines ist klar: Psychologische Institute, Fachbereiche oder Fakultäten, wie sie heute immer heißen mögen, sind zu riesigen Ausbildungsstätten geworden, mit all den vielfältigen Aufgaben (nicht zuletzt Verwaltungsaufgaben), die sich daraus ergeben. Unvermeidlich mußte damit eine starke Vereinheitlichung einhergehen, schon um den Anforderungen von Prüfungsordnungen zu entsprechen.

In der Forschung gehört das Losstürmen auf die Lösung großer psychologischer Probleme, wie es noch die Külpesche Schule kennzeichnete, der Vergangenheit an. Damit hat man sich abzufinden und auch damit, daß die großen psychologischen Institute unter diesen Bedingungen die einstige Besonderheit und Individualität einbüßen mußten.

Angesichts der Tatsachen wäre es wohl anachronistisch, vielleicht auch etwas naiv, wollte man nun dem Münchener Institut für die Zukunft die Besinnung auf seine große Tradition und deren erfolgreiche Weiterführung wünschen. Andere, realistischere Wünsche scheinen mir näherliegend.

Zum einen: Möge das Institut und alle, die in ihm tätig sind, niemals wieder parteipolitischem und ideologischem Druck – von woher auch immer – ausgesetzt sein, sondern stets in Freiheit und Verantwortung von Lehrenden und Lernenden wirken können.

Und zum anderen: Möge das Institut, soweit nur möglich, verschont bleiben von einem weltweit zunehmenden, vielgeschäftigen Wissenschaftsbetrieb, dem Forschungsergebnisse – oder was dafür ausgegeben wird – nur noch als eine Art Handelsware gelten, die vorteilhaft vermarktet werden muß. Nur dann, wenn wir uns daran halten, daß das ursprüngliche Motiv wissenschaftlichen Denkens im unbedingten und rücksichtslosen Wissenwollen – auch den eigenen Vorurteilen entgegen – besteht, werden wir auch immer der Allgemeinheit am besten dienen können.

---

Anmerkung: Herrn Prof. Dr. Kurt Lukasczyk bin ich dankbar für die Überlassung einiger Unterlagen.

Verfasser: Prof. Dr. Werner Traxel, Inhaber des Lehrstuhls für Psychologie und Leiter des Instituts für Geschichte der Neueren Psychologie der Universität Passau)

## Neue Grundordnung für die Universität

Die Universität München kehrte zur Rektoratsverfassung zurück. Das war eine der augenfälligsten Änderungen in der Grundordnung der Universität, die am 14. November 1989 nach der Genehmigung durch das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst in Kraft getreten ist. Die Universität wird weiterhin von einem fünfköpfigen Kollegium – Rektor, drei Prorektoren und Kanzler – geleitet. Eine weitere wichtige Änderung war die erstmalige detaillierte Regelung der Rechte der Frauenbeauftragten. Daneben wurden eine Reihe von weiteren Änderungen vorgenommen. Die Neufassung der Grundordnungen der Bayerischen Universitäten war nach Änderung des Bayerischen Hochschulgesetzes notwendig geworden. Der Übergang zur Rektoratsverfassung wurde zum Ende der zweiten vierjährigen Amtszeit von Präsident Steinmann zum 30. 9. 1990 wirksam. Neu in der Grundordnung ist auch die Möglichkeit, neben der Würde des Ehrensenators für besondere Verdienste um die Universität, die Würde des Ehrenbürgers zu verleihen.

---

## Felix-Wankel-Tierschutz-Forschungspreis 1989



Den mit DM 20000,- dotierten Felix-Wankel-Tierschutz-Forschungspreis erhielt Dr. Ulrich E. Mayr von der Universität Hohenheim. Teilpreise, die mit je DM 10000,- dotiert waren, erhielten Prof. Dr. Ingvar Ekesbo aus Skara/Schweden und Prof. Dr. Bernhard Urbaschek aus Heidelberg. Das Foto zeigt Prof. Urbaschek und Prof. Müller aus Hohenheim, der anstelle des erkrankten Dr. Mayr den Preis entgegennahm, bei Rundfunkinterviews nach der Preisverleihung. (Foto Hans Süß)

# Die Gesellschaft braucht die Geisteswissenschaften – aber wer braucht Geisteswissenschaftler?

*Am 15. November 1989 fand in der Carl-Friedrich-Siemens-Stiftung im Nymphenburger Schloßrondell eine Tagung „Die Gesellschaft braucht die Geisteswissenschaften – aber wer braucht die Geisteswissenschaftler? Neue Perspektiven für Studium und Arbeitsmarkt“ statt, die von der Projektgruppe Student und Arbeitsmarkt vorbereitet wurde. Referenten waren Universitätsvizepräsident Prof. Dr. Wolfgang Frühwald, der Direktor des Instituts für Sozialwissenschaftliche Forschung in München, Prof. Dr. Burkhardt Lutz und Dr. Manfred Kaiser vom Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung der Bundesanstalt für Arbeit in Nürnberg. Prof. Dr. Wolfgang Frühwald legte die folgenden Thesen vor, im Anschluß daran sprach Staatsminister Hans Zehetmair über „Die hochschulpolitische Landschaft der 90er Jahre in Bayern – Austrocknung oder Weiterentwicklung der Geisteswissenschaften?“*

*Prof. Dr. Wolfgang Frühwald, Vizepräsident der Ludwig-Maximilians-Universität*

## *T h e s e n*

1. Die geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer stehen derzeit vor einer Aufgabe, die bisher außerhalb ihres traditionellen Verständnisses lag: Sie müssen sich aktiv um die Berufschancen ihrer Studenten außerhalb von Schule und Hochschule kümmern. Sie sollten dies schon aus Eigennutz tun:

- engagiert studierende, „gute“ Studenten werden auf Dauer nur zu erhalten sein, wenn Studenten auch qualifizierte Berufsaussichten sehen;
- in der Öffentlichkeit und der Politik werden Verständnis für Mittel- und Personalforderungen besser zu gewinnen sein, wenn sich nicht der Eindruck verdichtet, in diesen Fächern würden „Arbeitslose auf Halde“ ausgebildet;
- tun wir nichts, wird der Ruf nach einer Studienreform lauter werden, die auf eine platt verstandene „Praxisnähe“ hinausläuft; durch eine solche Reform müßte die Wissenschaftlichkeit der Ausbildung Schaden nehmen;
- wenn wir den Geisteswissenschaften eine Rolle in der Gesellschaft erhalten wollen, sollten wir dafür sorgen, daß Geisteswissenschaftler in allen Bereichen dieser Gesellschaft beruflich präsent sind.

2. Angesichts der Studentenzahlen und der Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt können qualifizierte Berufspositionen nicht mehr nur in studiennahen Tätigkeiten gefunden werden. Qualifizierte berufliche Positionen gibt es auch in studienfernen Bereichen in der Wirtschaft, wo bestimmte allgemeine Fähigkeiten an Bedeutung gewinnen. Einige dieser seltenen Fähigkeiten werden gerade in geistes- und sozialwissenschaftlichen Studiengängen besonders gut vermittelt. Zum Beispiel:

- die Verschiedenartigkeit der Fächerverbindungen fördert das Denken in komplexen Zusammenhängen, das Analysieren aus verschiedenen Blickwinkeln;
- im Seminar-Referat-Betrieb wird gelernt, wie kontroverse Sachverhalte zu präsentieren und argumentativ zu vertreten sind;
- wer ein wenig verschultes Studium erfolgreich absolviert hat, weiß sich selbst zu helfen und seine Arbeit zu organisieren.
- in den als „weich“ verrufenen Wissenschaften lernt man ein „Denken ohne Geländer“, das Analysieren ohne vorgefertigte Rezepte.

Welche dieser auf dem Arbeitsmarkt immer wichtiger werdenden Fähigkeiten in den einzelnen Fächern erworben werden können, wissen wir noch zu wenig. Dies festzustellen, wäre eine wichtige Aufgabe für die Selbstreflexion der Disziplinen.

3. Zur Verbesserung der Berufsaussichten von Absolventen geistes- und sozialwissenschaftlicher Fächer ist nicht unbedingt eine neue Reform fachwissenschaftlicher Inhalte nötig. Das Programm *Student und Arbeitsmarkt* an der Ludwig-Maximilians-Universität hat modellhaft gezeigt, daß sich studienbegleitend Zusatzqualifikationen vermitteln lassen, die die Berufsaussichten der Absolventen dieser Fächer entscheidend verbessern (und übrigens auch ihre Studienmotivation).

Wir sollten jetzt einen weiteren Schritt tun: Wir sollten nämlich dafür sorgen, daß die Aneignung von Schlüsselqualifikationen als eine besondere Chance des fachwissenschaftlichen Studiums gesehen wird – von Studierenden wie von Lehrenden, Und – das wäre die konsequente Fortsetzung – dafür sorgen, daß die allgemeinen Fähigkeiten der Absolventen geistes- und sozialwissenschaftlicher Fächer auch außerhalb der Universität bekannt werden. Wir sollten, wie in den USA und Großbritannien schon seit längerem üblich, Marketing für unsere Studenten betreiben.

4. Als konkrete Schritte, mit denen unsere Universität Neuland beträte, schlage ich vor:

- Vertreter der einzelnen Fächer bilden eine Arbeitsgruppe, die ein Qualifikationsprofil der Absolventen ihres Faches aufstellen und die Eigenarten des Studienganges angeben, durch die sie sich diese Qualifikationen aneignen.
- Aus den Ergebnissen dieser Arbeitsgruppen werden Informationsmaterialien erstellt, mit denen die Ludwig-Maximilians-Universität für ihre Absolventen aktives Marketing sowohl für ihre Wissenschaften wie für ihre Studenten betreiben kann.

## Die Geisteswissenschaften in der hochschulpolitischen Landschaft Bayerns in den 90er Jahren

*Staatsminister Hans Zehetmair*

Ich danke Ihnen herzlich für die Einladung zu diesem Kolloquium über die künftige gesellschaftliche Stellung der Geisteswissenschaften hier in der Siemensstiftung in München. Der Tagungsort inmitten des Nymphenburger Schloßbrunnens bringt anschaulich zum Ausdruck, daß Politik, Wirtschaft und Universität gemeinsam an einer gedeihlichen Fortentwicklung und einem inspirierenden Umfeld der Geisteswissenschaften gelegen ist, ja daß sie entschlossen sind, ihre Zusammenarbeit diesbezüglich zu einem repräsentativen Ergebnis zu führen. Ich jedenfalls habe die Gelegenheit heute gerne wahrgenommen, einige grundsätzliche Anmerkungen zu den Geisteswissenschaften und den beruflichen Einsatzmöglichkeiten für Geisteswissenschaftler aus der Sicht bayerischer Hochschulpolitik an Sie zu richten. „Die Gesellschaft braucht Geisteswissenschaften – aber wer braucht Geisteswissenschaftler?“ – das Thema dieser Veranstaltung spricht die Ambivalenz im gegenwärtigen Selbstverständnis und in der Gemütsverfassung der Geisteswissenschaftler offen aus. Da gibt es Selbstbehauptungswillen und Selbstgewißheit auf der einen Seite: „Die Gesellschaft braucht Geisteswissenschaften“ – fast hört man ein trutziges „basta“ nach diesem ersten Teil des Themas. Ist das endlich das Resümee der langen, langwierigen und sicherlich auf vielfach peinlichen Diskussion der letzten Jahre über Nutzen und Nutzlosigkeit, über Notwendigkeit und Überflüssigkeit der Geisteswissenschaften in einer von Naturwissenschaft und Technologie geprägten Gesellschaft? Freude, Zuversicht und Vertrauen in die eigene Zukunft nach einem solchen Fazit wären in der Tat angebracht, verständlicherweise.

Aber dann kommt gleich die bange Frage „Wer braucht Geisteswissenschaftler?“, und hier wird es wieder sehr ernst. Die Frage betrifft alle, denen an der Zukunft dieses einst so glanzvollen Aushängeschildes deutscher Wissenschaft und Kultur liegt, und ich füge hinzu, auch liegen sollte.

- Staat und Politik sind gefordert als Sachwalter der öffentlichen Angelegenheiten und in diesem Fall zugleich als wichtigste Geldgeber geisteswissenschaftlicher Forschung und Lehre. Etwa 90 % der geisteswissenschaftlichen Forschung finden an den Hochschulen statt, an außeruniversitären Forschungseinrichtungen dürften in den Geisteswissenschaften allenfalls 5 % des wissenschaftlichen Personals beschäftigt sein.
- Die Wirtschaft ist angesprochen als immer wichtiger werdender Arbeitgeber. Sie erkennt zusehends, daß sie in ihrem eigenen Interesse handelt, wenn sie sich das bisher kaum genutzte Potential an geisteswissenschaftlichen Arbeitskräften erschließt.
- Zuallererst sind aber die Geisteswissenschaften selbst zu Antworten aufgefordert auf die Frage, wer Geisteswissenschaftler braucht. Von nicht wenigen scheint genau dies vergessen zu sein. Dennoch bleibt es gültig: Durch ihren spezifischen Beitrag, den den Geisteswissenschaften niemand abnehmen kann, bestimmen sie im wesentlichen selbst ihren Rang für die Gesellschaft und in der Gesellschaft.

Ich bin fest davon überzeugt, daß gerade in unserer von Technik und zweckrationalem Nützlichkeitsdenken geprägten Welt die Geisteswissenschaften ihren legitimen Platz haben. Sie alle kennen vermutlich die These des Gießener Philosophen Odo Marquard von der Unvermeidlichkeit der Geisteswissenschaften in einer immer moderner werdenden Welt. Ich glaube, diese öffentlichkeitswirksame These hat den Geisteswissenschaften einen großen Dienst erwiesen, auch wenn ich ihrem Grundduktus von der Kompensationsaufgabe der Geisteswissenschaften nicht zu folgen vermag. Sie hat immerhin neuen Schwung in die Diskussion gebracht und zumindest einigen Fachvertretern, die bisweilen schon recht verzagt schienen, wieder Mut gemacht. Wenn man so will, hat Marquard den Geisteswissenschaftlern und der Öffentlichkeit, um in seiner Terminologie zu bleiben eine Orientierungsgeschichte erzählt.

Was hier im kleinen geschehen ist, das halte ich im großen für eine der zentralen Aufgaben der Geisteswissenschaften schlechthin. Ihnen obliegt es, unsere eigene und fremde Kulturen geistig zu druchdringen, uns kulturelle Werte wieder nahe und zur Geltung zu bringen. Ich denke dabei z. B. an die Herausforderung, all den irrationalistischen und fundamentalistischen Strömungen wirksam zu begegnen, die gegenwärtig unsere aus dem Geist der Aufklärung und der Toleranz gegenüber Andersdenkenden erwachsene Kultur bedrohen. Ich denke aber ganz allgemein auch an die Notwendigkeit, für den Umgang mit Sprache zu sensibilisieren, kulturell bedeutsames Fachwissen zu vermitteln, etwa über die Literatur eines Landes, und die Diskussions- und Argumentationsfähigkeit in der jungen Generation zu fördern.

Wenn es die Geisteswissenschaften als Aufgabe akzeptieren, der interessierten Öffentlichkeit wohlbegründete Deutungsmuster und Interpretationsweisen für die vielfältigen Erscheinungen gesellschaftlicher Wirklichkeit an die Hand zu geben, d. h. Orientierungshilfe zu leisten, wenn sie in die Elfenbeintürme, die es da und dort noch geben soll, Türen und Fenster einbauen, wenn sie sich also gesellschaftlichen Problemen und Erfordernissen öffnen – dann wird an ihrer Existenzberechtigung auch niemand mehr ernsthaft zweifeln. Dabei werden sie diesen Aufgaben um so eher gerecht werden, je besser es ihnen gelingt, Fachgrenzen zu überwinden, den interdisziplinären Dialog aufzunehmen, auch den Dialog mit naturwissenschaftlichen und technischen Disziplinen. Anders gewendet – und hierin unterscheidet sich eben meine Auffassung von Marquards These – Geisteswissenschaften werden für die Gesellschaft dann um so wichtiger, je weniger sie sich mit der Rolle des Kompensators für Fehler und Schwachstellen zufriedengeben und zufriedengeben müssen.

„Wer Sorgen hat, hat auch Likör“, mit diesem Wilhelm-Busch-Zitat umschreibt Marquard die Rolle der Geisteswissenschaften. Wenn man schon dieser Parallelisierung von geistigem Getränk und Geisteswissenschaften folgen will, wäre dann, so frage ich, nicht der Hinweis passender: Auch Likör läßt sich in positiver Stimmungslage noch weit besser genießen denn als „Trösterchen“. Nicht Sorgen zu überdecken, sondern ihr Aufkommen rechtzeitig zu erkennen und ihre Verfestigung vermeiden zu helfen durch Orientierung und Hilfestellung, dies ist, so besehen, vornehmste Aufgabe der Geisteswissenschaft. Nicht Kompensator oder Likörflasche, sonder eher Detektor und Kompaß sind dann die Bilder auf dem Wappen der Geisteswissenschaft, wenn man schon die Eule der Athene nicht mehr verwenden möchte, obwohl sie doch Wahrnehmung und Orientierung auch in dunkler Zeit ebenso treffend symbolisiert wie die Fähigkeit, selbst das zu sehen, was hinter dem eigenen Rücken, also normalerweise unvermerkt, vor sich geht.

Eulen freilich bauen keine Nester. Sie sind auf vorgegebene Brutmöglichkeiten angewiesen. In diesem Sinne hat Bayern, das darf ich nicht ohne Zufriedenheit sagen, durch großzügigen Ausbau der Bedeutung der Geisteswissenschaften in unserer modernen Welt Rechnung getragen. Ich will das auch so fortsetzen. Entgegen landläufiger Meinung haben die Geisteswissenschaften in Bayern nicht nur keine Verluste hinnehmen müssen, sondern sind zumindest bis 1984/85 relativ am stärksten ausgebaut worden. In der Zeit von 1979 bis 1984 wuchs die Zahl ihrer Stellen um 16,4% (zum Vergleich: der entsprechende Anstieg bei den Wirtschafts-, Rechts- und Gesellschaftswissenschaften betrug 11,4%, bei den Natur- und Ingenieurwissenschaften 9,6%).

In vielen Ländern der Bundesrepublik Deutschland wurde im Hochschulbereich in den vergangenen Jahren ständig gestrichen und gekürzt. An bayerischen Universitäten jedoch wurden in den letzten zehn Jahren insgesamt 210 neue Lehrstühle geschaffen, ohne daß dabei die Geisteswissenschaften vernachlässigt worden wären. Allein ein Drittel der neu geschaffenen Lehrstühle sind ihnen gewidmet. Insgesamt sind derzeit von den Lehrstühlen rd. 26% den Geisteswissenschaften zuzurechnen. Die im wesentlichen von der Bibliothekssituation abhängige geisteswissenschaftliche Forschung hat in Bayern im Gegensatz etwa zu Nordrhein-Westfalen keinen Einbruch erlitten. Immerhin lagen die Zuwächse der Bibliotheks-Erwerbungssetats seit 1983 deutlich über den Steigerungsraten des Gesamthaushalts. Von den 102 500 Studienplätzen, die der Hochschulgesamtplan derzeit für die bayerischen Universitäten insgesamt vorsieht, entfallen 27 310 oder knapp 27% allein auf die Sprach- und Kulturwissenschaften.

Die Bayerische Staatsregierung ist bemüht, die Leistungsfähigkeit der Geisteswissenschaften an allen Standorten zu erhalten und auch den sogenannten „Orchideenfächern“, die in besonderem Maß zur geistigen Vielfalt unserer Kultur beitragen, die sachlich gebotenen Arbeitsbedingungen bereitzustellen. Die Geisteswissenschaften, und ich sage das hier in aller Deutlichkeit, dürfen nicht zu einer Art „Steinbruch“ umfunktioniert werden, dessen man sich bedienen könnte, um Bedürfnisse, die an anderer Stelle auftreten, auf Kosten der Geisteswissenschaften zu befriedigen.

Was nun die Ausbildung in geisteswissenschaftlichen Studiengängen und ihr Verhältnis zu den Anforderungsprofilen des Arbeitsmarkts betrifft, so sind drei Arten von Studiengängen zu unterscheiden:

- im Lehramtsstudium, z. B. in den verschiedenen Fremdsprachen oder auch im Fach Geschichte,
- im Diplomstudium, z. B. in Psychologie, Politikwissenschaft, Pädagogik und
- im Magisterstudium, mit dem überwiegenden Teil der geisteswissenschaftlichen Fächer.

Beim Lehramtsstudium haben wir qualitativ gesehen relativ wenig Probleme in bezug auf die Anforderungsprofile des Arbeitsmarktes. Der Staat als wichtigster Arbeitgeber gibt die Ausbildungsziele und -inhalte im wesentlichen vor. Sie werden von den Hochschulen umgesetzt. Das Problem ist hier mehr quantitativer Art, da nicht alle Lehramtsabsolventen in den Staatsdienst übernommen werden können.

Ab Mitte der 90er Jahre wird der Einstellungsbedarf bei allen Schularten zunehmen: zum einen wegen steigender Schülerzahlen, zum anderen wegen der wachsenden Zahl von Ruhestandsversetzungen. Inwieweit sich dadurch die Chancen auf Anstellung verbessern werden, hängt vor allem von der weiteren Entwicklung der Studienanfängerzahlen ab. Seit drei Jahren jedenfalls sind kräftige Anstiege festzustellen, die insgesamt bereits zu mehr als einer Verdoppelung geführt haben. Auch im kommenden Jahrzehnt kann deshalb vor allem bei den sprach- und kulturwissenschaftlichen Fächern, insbesondere beim Lehramt an Gymnasien, wie schon in der Vergangenheit ein erheblicher Überhang an Lehramtsbewerbern nicht ausgeschlossen werden.

Auch bei den Diplomstudiengängen sind die Probleme weniger qualitativer Natur. Es ist ein wesentliches Merkmal von Diplomstudiengängen, daß sie inhaltlich auf die Bedürfnisse der Berufswelt zugeschnitten sind. Im Rahmen der Studienreform wurden hier erhebliche Vorarbeiten geleistet von den Universitäten angemessen umgesetzt. Auch hier ist die Schwierigkeit im wesentlichen quantitativ begründet. Der Arbeitsmarkt hat einfach nicht den Bedarf an Psychologen, Soziologen, Pädagogen und Politikwissenschaftlern, die in den letzten Jahren die Universität verlassen haben. Sie sind deshalb nur schwer zu vermitteln. Hier muß meines Erachtens eine gezielte Information über die Risiken einer solchen Berufswahl und eine eingehenden Studienberatung erfolgen. Die Freiheit der Berufswahl erlaubt es dem Staat nicht, dirigistisch einzugreifen. Dem Staat muß es jedoch erlaubt sein, potentielle Studenten vor den Risiken dieses oder jenes Studiums zu warnen. Eine solche Warnung darf freilich nicht dazu führen, daß überhaupt niemand mehr diese Fächer studiert. Ein gewisser Bedarf wird hier immer gegeben sein.

Anders ist die Situation bei den Magisterstudiengängen. Das Charakteristische dieses Studiums ist, daß man nahezu beliebige Fächerverbindungen (von jeweils einem Hauptfach und zwei Nebenfächern) aus einem angebotenen Fächerkatalog wählen kann. Überwiegend hängt das jeweilige Fächerangebot von dem Zuschnitt der vorhandenen Lehrstühle ab. Der Fächerzuschnitt ist dabei zum Teil sehr eng. Für den Studenten liegen die Vorteile darin, daß er im wesentlichen das Studium seiner Neigung betreiben kann und ein gewisses Maß an Selbstverwirklichung findet. Wenn er bei der Fächerwahl geschickt ist, eröffnen sich ihm unter Umständen gewisse Berufsmöglichkeiten, für die es sonst keine spezifische Ausbildung gibt.

In der Regel ist es jedoch so, daß die vom Studenten gewählte Fächerverbindung keinem typischen Berufsbild entspricht, jedoch das Gesetz dem Abschluß des Magister Artium berufsqualifizierenden Charakter verleiht. Damit entsteht eine Erwartungshaltung, die der Arbeitsmarkt nicht erfüllen kann. Gerade bei den Absolventen des Magisterstudiengangs ist eine hohe Arbeitslosigkeit zu verzeichnen. Symptomatisch ist auch, daß ein erheblicher Teil der sog. Dauerstudenten in diesem Studienbereich zu finden ist. An der LMU haben in diesen Studiengängen fast 45 % nach 15 Semestern noch keinen Abschluß. Drohende Arbeitslosigkeit und das Phänomen der langen Studienzeiten sind Grund genug, Initiativen zu entwickeln, die über eine Reform des Magisterstudiums bzw. über Alternativangebote für potentielle Magisterstudenten zumindest zu einer Verminderung der Problematik beitragen. So kann es nicht bleiben.

Eines muß man klar sehen: Unsere Universitäten sind Forschungs- und Ausbildungsstätten. Das Gesetz weist ihnen die Aufgabe zu, berufsqualifizierend auszubilden, d. h., sie sollen nicht nur die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses im Auge haben, sondern sie müssen sich auch am Bedarf des Arbeitsmarkts orientieren. Dieser ist noch dazu ständig im Wandel. Die Universitäten dürfen trotzdem nicht am Arbeitsmarkt vorbei ausbilden.

Die inhaltliche Gestaltung und Verantwortung hat der Gesetzgeber dabei den Universitäten zugewiesen, soweit es sich um Studiengänge mit einer Hochschulabschlußprüfung handelt. Damit keine Mißverständnisse aufkommen: Es hat meines Erachtens keinen Sinn, daß hier ministe-

riell geplant wird. Der Sachverstand liegt in diesen Fällen, von Ausnahmen abgesehen, nicht bei den Ministerialbeamten bzw. der Staatsregierung, sondern bei den Fakultäten, den Arbeitgebern und den berufsständischen Organisationen. Eine auch dem Arbeitsmarkt gerecht werdenden Berufsausbildung in den Geisteswissenschaften erfordert deshalb den Dialog und die Zusammenarbeit von Hochschulen und Wirtschaft, im einzelnen zwischen den Fakultäten und den fachlich einschlägigen Organisationen der Wirtschaft auf Arbeitgeber- und Arbeitnehmerseite. Sachverständige, schöpferische Kraft und Phantasie der Fakultäten und derjenigen, die die Hochschulabsolventen ins Berufsleben übernehmen, sind in erster Linie gefordert. Die Vertreter der Universität bitte ich eindringlich zu bedenken: Wenn die Universitäten dieser Aufgabe langfristig nicht gerecht werden, dann wird der Ruf nach staatlichem Dirigismus noch lauter werden. Und Sie wissen alle, daß die akademische Freiheit der Studenten außerhalb der Hochschulwelt nicht auf viel Verständnis stößt.

Wie können die Ausbildungsprofile in den geisteswissenschaftlichen Fächern an den Universitäten verbessert werden? Aus den eingangs erwähnten Gründen darf ich das Lehramtsstudium und die Diplomstudiengänge an dieser Stelle beiseite lassen. Ich spreche hauptsächlich wieder über das Magisterstudium. Bevor man daran geht, etwas zu ändern, muß zunächst das stattfinden, was ich bereits angesprochen habe, nämlich ein Dialog zwischen den Fakultäten und der Arbeitgeberseite. Die geisteswissenschaftlichen Fächer werden einerseits wie bisher eine solide, fachwissenschaftliche Grundausbildung zu vermitteln haben, andererseits werden berufsspezifische Anforderungen im Hauptstudium oder bei den Wahlpflichtfächern zu berücksichtigen sein.

Ich darf auf eine Gruppe von Fächern hinweisen, in denen dies bereits seit Jahren erfolgreich praktiziert wird. Es handelt sich um die Ingenieur- und Naturwissenschaften. Sie überprüfen ihr Studienangebot ständig daraufhin, ob es noch den zeitgemäßen Anforderungen entspricht. Auf diese Weise bildeten sich im Laufe der Jahre immer wieder neue fachliche Ausrichtungen, die als Studienschwerpunkte oder Studienrichtungen in die einschlägigen Diplomstudiengänge aufgenommen wurden oder gar in neue Studiengänge einmündeten. Beispielfhaft nenne ich den Diplomstudiengang Biochemie, der aus den Studiengängen Chemie und Biologie hervorgegangen ist. Ein anderes Beispiel: An der Technischen Universität München wurde der Diplomstudiengang Elektrotechnik in den Diplomstudiengang Elektrotechnik und Informationstechnik umgestaltet und umbenannt. Die neuere Entwicklung in der Elektrotechnik und die ihr folgende Studienreform haben dazu den Ausschlag gegeben.

Analogerweise gilt für die Geisteswissenschaften: Wenn Absolventen in den Personalbüros der Wirtschaft größte Schwierigkeiten haben, mit ihrem Hochschulabschluß attraktiv zu erscheinen, dann muß man sich fragen, ob nicht auch in den Geisteswissenschaften neue Formen des Studiums mit neuen Abschlußqualifikationen erprobt werden müssen.

Welche Formen bieten sich an? In den vergangenen zwei bis drei Jahren sind an verschiedenen Landesuniversitäten interessante Möglichkeiten aufgezeigt worden, übrigens ohne daß für solche neuen Studienmodelle unbedingt personelle und sachliche Ausstattungsmittel zusätzlich erforderlich gewesen wären. Ich darf Ihnen einige dieser Neuansätze vorstellen.

Erst kürzlich habe ich dem Antrag der Universität Passau zugestimmt, zum Wintersemester 1989/90 den neuen Diplomstudiengang „Sprachen, Wirtschafts- und Kulturraumstudien“ einzuführen. Es handelt sich dabei um ein neuartiges, in Bayern erstmals praktiziertes Studienkonzept, das die Universität Passau in Zusammenarbeit mit der regionalen Wirtschaft erarbeitet hat. Der Student hat sechs Fächergruppen im Umfang von insgesamt ca. 160 bis 170 Semesterwochenstunden zu studieren.

In der Fächergruppe A (angewandte Fremdsprachen) durchläuft er eine sprachpraktische Ausbildung in Englisch und einer weiteren Fremdsprache (wählbar sind z. B. Italienisch, Spanisch,

Russisch und Arabisch). In der Fächergruppe B studiert er die Grundlagen der Wirtschaftswissenschaften sowie der Rechtswissenschaften und/oder der Informatik. In der Fächergruppe C durchläuft er ein Grundlagenstudium in Psychologie und in der Führung von Gruppen. In den Fächergruppen D, E und F erfolgt die Spezialisierung auf einen gemeinsamen Kulturraum. Wählbar sind der deutschsprachige Raum, der englischsprachige, der französischsprachige, der iberoromanische u. a. In Fächergruppe D geht es um Geschichte, Politik und Gesellschaft, in Fächergruppe E um Sprache und ästhetische Kommunikation, schließlich in Fächergruppe F um Geographie und Landeskunde.

Es handelt sich bei diesem neuen Studiengang um ein Experiment. Dieses neuartige Studienkonzept könnte in den Geisteswissenschaften eine Alternative sein zum bisher üblichen Magisterstudiengang, der häufig ja noch in den herkömmlichen Bahnen eines Promotionsstudiums verläuft. Ich halte dieses Experiment auch deshalb für sinnvoll, weil es Studenten anspricht, die ihr Fremdsprachenstudium mit spezifisch berufsbezogenen Ausbildungsinhalten verbinden möchten, ohne gleich ein volles wirtschaftswissenschaftliches oder rechtswissenschaftliches oder anderes Studium betreiben zu müssen.

Ein weiteres Beispiel ist die studienbegleitende Zusatzausbildung, die an der Universität Augsburg seit 1986 eingerichtet ist. Die Ausbildung schließt mit einer eigenen Prüfung ab und wird mit einem Zertifikat bestätigt. Das Angebot ist insbesondere für Lehramtsstudenten und Studenten geisteswissenschaftlicher Fächer eingeführt. Zusatzqualifikationen sind vorgesehen z. B. für die Schwerpunkte Freizeitpädagogik, außerschulische Jugendbildung, Erwachsenenbildung, Gerontologie, Medienpädagogik, historische Hilfswissenschaften und Kanadistik.

Es handelt sich auch hier um einen interessanten Versuch, das Qualifikationsangebot des Hochschulabsolventen zu erweitern. Berichte über die Berufschancen von Studenten, die diese Ausbildung durchlaufen haben, liegen leider noch nicht vor. Das Konzept dieser Ausbildung, auch das muß gesagt werden, ändert nichts am bestehenden Magisterstudium. Ich bitte, mich hier nicht mißzuverstehen. Ich plädiere nicht dafür, den Magisterstudiengang aufzuheben. Es stellt sich jedoch die Frage, ob man derartige Zusatzausbildungen nicht in Form von kompakten Studienangeboten anstelle eines Nebenfachstudiums in den Magisterstudiengang integrieren könnte. Es ist bekannt, daß Studenten häufig das zweite Nebenfach mehr oder weniger aus einer gewissen Verlegenheit heraus, gleichsam als notwendiges Übel dazuwählen, weil es eben so vorgeschrieben ist. Würde man statt diesen berufsqualifizierende Kurse in den Studiengang einbinden, hätte man viel für diese Studenten und gleichzeitig für die Verkürzung der Studienzzeit getan.

Zu neuen Formen des Studiums kommt man auch, wenn man aus einer Fächerverbindung des Magisterstudiengang einen Diplomstudiengang entwickelt. So hat die Universität Bamberg den Diplomstudiengang Orientalistik mit Schwerpunkt Türkisch eingerichtet. Der Student erlernt im Hauptfach die türkische Sprache und befaßt sich mit dem Kulturraum dieser Sprache. Durch das Studium eines anwendungsbezogenen Nebenfachs (z. B. Betriebswirtschaftlehre oder Journalistik) stellt er einen gewissen Berufsbezug her. Der Bamberger Diplomstudiengang ist dem vorhin dargestellten Passauer Diplomstudiengang strukturell ähnlich, allerdings auf den türkischsprachigen Kulturraum beschränkt. Um eine Alternative für einen größeren Fächerbereich der Geisteswissenschaften zu gewinnen, wäre zu prüfen, ob nicht für weitere Kulturräume alternativ zum Magisterstudium auch ein Diplomstudium möglich ist.

Meine Damen und Herren, Sie erwarten zu Recht, daß ich an dieser Stelle auch einige Beispiele der Universität München zitiere. Die Universität München ist bisher den Weg so mancher anderer Universität gegangen, Ergänzungs- und Aufbaustudien anzubieten und den Studenten so die Möglichkeit einzuräumen, zusätzliche berufsrelevante Qualifikationen zu erwerben. Zu nennen sind die Aufbaustudiengänge „Buchwissenschaft“, „Englischsprachige Länder in Verbindung mit

General und Business English“, „Literarische Übersetzung aus dem Englischen“ und „Literaturkritik“. Als weitere Aufbaustudiengänge im geisteswissenschaftlichen Bereich können von den anderen Universitäten z. B. die Aufbaustudiengänge Afrikanologie (Universität Bayreuth), Andragogik (Universität Bamberg), Denkmalpflege (Universität Bamberg/Fachhochschule Coburg), Germanistik als Fremdsprachenphilologie (Universität Würzburg) und Psychogerontologie (Universität Erlangen-Nürnberg) genannt werden.

Eine abschließende Bewertung des vielfältigen Angebots an Aufbaustudiengängen erscheint mir derzeit noch nicht möglich. Aufgrund der Vielfalt dieser zum Teil aus geisteswissenschaftlichen Fächern neu gebildeten Zusatzangebote drängt sich jedoch der Gedanke auf, daß die herkömmlich wählbaren Fächer im Rahmen des Magisterstudiengangs wohl nicht mehr den erforderlichen zeitgemäßen Zuschnitt haben. Wäre es vielleicht zweckdienlicher, das Lehrangebot solcher Aufbaustudiengänge anstelle bisheriger Fächer oder alternativ zu vorhandenen Fächern in den Magisterstudiengang zu integrieren? Warum soll z. B. nicht Literaturkritik in Verbindung mit dem Fach Literaturwissenschaft im Rahmen eines Magisterstudiengangs studierbar sein? Mit Aufbaustudiengängen beseitigt man jedenfalls nicht die Grundprobleme des derzeitigen Magisterstudiengangs und verlängert darüber hinaus die Gesamtausbildungsdauer ganz erheblich. Das aber ist kontraproduktiv gerade insofern, als geisteswissenschaftliche Universitätsabsolventen wegen ihres hohen Alters auf dem Arbeitsmarkt ohnehin schon schwer vermittelbar sind.

Ein Glanzstück aus der Schmuckschatulle der Universität München ist sicherlich das Projekt „Student und Arbeitsmarkt“. Die Kursprogramme dieser Initiative kommen jedoch leider nur einem ausgewählten Kreis von Studenten zugute. Könnte man nicht diese Programme oder wesentliche Teile davon als sog. Studienelemente in den Magisterstudiengang generell integrieren, vielleicht als Alternative zum zweiten Nebenfach?

Einen persönlichen Wunsch möchte ich hier noch anschließen. Ich habe oben auf die Verantwortung der Universität hingewiesen, die Initiativen für stärker am Beruf orientierte Studiengänge zu ergreifen. Die skizzierten Möglichkeiten, Magister- und Diplomstudiengänge neuer Art zu prägen, setzen voraus, daß die Universität über ein entsprechendes Personalangebot verfügt. Ist es im Hinblick hierauf nicht sinnvoll, wenn bereits Stellenausschreibungen auch für Professoren so gestaltet werden, daß Bewerber mit einem breiten Spektrum und der Aufgeschlossenheit für die skizzierte Form der Zusammenarbeit zwischen den Fächern angesprochen werden? Denn ich weiß aus einer Reihe von Fällen, daß ein stärker berufsbezogenes Zusammenspiel verschiedener Fächer daran scheitern kann, daß Professoren ihr engeres Spezialgebiet auch in der Lehre nicht verlassen wollen.

Sie alle kennen den Hegelschen Satz, daß Geist nichts für Hebel und Brechstangen sei. Sie erwarten deshalb auch nicht von mir, daß ich Ihnen einen Hebel oder gar eine Brechstange anbiete, mit der sich die Probleme von Geisteswissenschaftlern auf dem Arbeitsmarkt lösen ließen. Die Bandbreite geisteswissenschaftlicher Fächer ist zu groß und die beruflichen Einsatzmöglichkeiten sind zu vielfältig. Alle Modelle aber, die ich genannt habe, zeigen – jedenfalls in Teilbereichen – einen Weg auf. Die Wahrscheinlichkeit, daß es ein für die gesamten Geisteswissenschaften verbindliches Ausbildungskonzept gibt, erscheint mir dagegen eher gering.

Ich möchte an dieser Stelle die Universitäten dazu aufrufen, ihre Erfahrungen mit den jeweils praktizierten Ausbildungsmodellen auszutauschen und Rückmeldung darüber zu suchen, wie solche Programme und Ausbildungsqualifikationen bei den potentiellen Arbeitgebern ankommen. Ich bitte Sie, über eine verstärkt berufsadäquate Ausbildung in den geisteswissenschaftlichen Fächern weiter nachzudenken und neue attraktive Formen des geisteswissenschaftlichen Studiums zu entwickeln und zu erproben. Denn damit die Geisteswissenschaften nicht auf der Strecke bleiben, müssen sie sich auf den Weg machen.

## 40 Jahre Amerika-Institut

Am 24. November 1989 feierte das Amerika-Institut mit zwei von der Herbert-Quandt-Stiftung organisierten Veranstaltungen sein vierzigjähriges Bestehen. Das Institut war, nachdem es vorher schon eine amerikanische Abteilung am Institut für Englische Philologie gegeben hatte, mit der Berufung von Prof. Heinz Peters aus den USA an die Münchner Universität am 7. November 1949 offiziell gegründet worden.

Das Jubiläum wurde mit einem Vortragsabend am 24. November eröffnet. Nach Grußworten von Präsident Prof. Wulf Steinmann und dem Vorstandsvorsitzenden der BMW AG, Dr. Eberhard von Kuenheim, hielt Prof. Fritz Stern von der Columbia University New York einen Vortrag über „Wissenschaft und Politik am Beispiel deutsch-amerikanischer Beziehungen“. Bei einer Podiumsdiskussion am nächsten Tag diskutierten Prof. Kurt Sontheimer, Prof. Fritz Stern, Prof. Ernst-Otto Czempel (Frankfurt/Main), Prof. Berndt Ostendorf, Dr. Eberhard von Kuenheim und Carlos Widmann von der Süddeutschen Zeitung.

Die Veranstaltung wurde von der Herbert Quandt-Stiftung in einem kleinen Büchlein dokumentiert. Das Amerika-Institut hat die Institutsgeschichte in einer Broschüre „Amerika-Institut 1949–1989“ dargestellt. Aus Anlaß des Jubiläums wurde ferner eine Absolventenbefragung durchgeführt, die ebenfalls in einer Broschüre „Amerikanistik und Arbeitsmarkt“ publiziert wurde.

---

## Neue Zentrale Einrichtung – CIS

Mit dem „Zentrum für Informations- und Sprachverarbeitung“ (CIS) erhielt die Universität eine neue „Zentrale Einrichtung“. Mit diesem Status soll dem interdisziplinären Charakter von Forschung und Lehre auf dem Gebiet der informationswissenschaftlichen Sprach- und Literaturforschung Rechnung getragen werden.

Am 14. Dezember 1989 faßte der Senat einen entsprechenden Beschluß. Am CIS wurde die maschinelle Sprachverarbeitung als fächerübergreifende Disziplin etabliert. Gleichzeitig wurde ein interdisziplinäres Lehr- und Forschungsinstitut eingerichtet, an welchem Linguisten und Computerlinguisten, Informatiker, Logiker und Philosophen zukünftig an gemeinsam definierten Projekten arbeiten. Aus Tübingen, wo er einen international angesehenen Forschungsschwerpunkt im Schnittpunkt der Linguistik, Informatik und Logik aufgebaut hatte, hat der zum 1. 1. 1990 neu berufene Lehrstuhlinhaber Prof. Dr. Franz Guenther mehrere Drittmittelprojekte an das CIS gebracht. Forschungsschwerpunkte sind dort Gebiete wie natürlich-sprachliche Datenbankabfragesysteme, automatisches Übersetzen, deduktive Informationsverarbeitung, Unifikations-theorie und Logikprogrammieren. Ein Aufbaustudiengang „Computerlinguistik“ hat zum Wintersemester 1991/92 begonnen.

Das CIS ist in angemieteten Räumen in einem Bürohaus in der Leopoldstraße 139 untergebracht.

## Geschwister-Scholl-Preis 1989

Freya von Moltke, die Witwe des Widerstandskämpfers Helmuth James von Moltke, erhielt den Geschwister-Scholl-Preis 1989 für das von ihr herausgegebene Buch „Briefe an Freya 1939 bis 1945“. Die Laudatio mit vielen persönlichen Erinnerungen an den „Kreisauer Kreis“ hielt Klaus von Dohnany.



Freya von Moltke, Geschwister-Scholl-Preisträgerin 1989

(Foto Karlheinz Egginger)

# 100 Jahre Tierphysiologische Forschung in München

## *40 Jahre Institut für Physiologie, Physiologische Chemie und Ernährungsphysiologie*

Mit einem Festkolloquium am 16. Januar 1990 erinnerte das Institut für Physiologie, Physiologische Chemie und Ernährungsphysiologie der Tierärztlichen Fakultät an 100 Jahre tierphysiologische Forschung in München und an die Wiederbegründung des Instituts durch Prof. Johannes Brüggemann vor 40 Jahren. Arbeitsschwerpunkte des Instituts sind heute die Geflügelphysiologie, die Energiewebsforschung, die Stoffwechsel- und biochemische Forschung.

Die Tierärztliche Fakultät der Universität München war bei Ausbruch des Krieges 1939 zwangsweise geschlossen worden, die Institutsgebäude wurden dann 1944 durch Bomben zerstört oder schwer beschädigt. In den ersten Jahren des Wiederaufbaus nach dem Krieg hatte der Pharmakologe Prof. Karl Hilz die Physiologie zunächst mitbetreut, zum Wintersemester 1949/50 wurde dann aus Kiel Prof. Dr. med. vet. Dr. rer. nat. Johannes Brüggemann berufen, der das Institut neu begründete und als international hoch angesehener Wissenschaftler zu einer bedeutenden Forschungsstätte aufbaute. Prof. Brüggemann leitete das Institut bis zu seiner Emeritierung 1975, er ist 1982 verstorben.

Am Beginn der tierphysiologischen Forschung in München steht Prof. Hermann Tappeiner, der 1879 Professor für Physiologie und Diätetik an der Thierartznyschule wurde. Er hat erstmalig den mikrobiellen Abbau der Cellulose zu kurzkettigen Fettsäuren im Pansen bewiesen und die Symbiose zwischen Tier und Bakterien entdeckt. Die Physiologie der Ernährung und des Stoffwechsels sind bis jetzt wichtige Forschungsgebiete des Instituts geblieben. Die Einrichtung eines eigenen Instituts erreichte dann sein 1888 berufener Nachfolger Prof. Erwin Voit. Während Tappeiner und Voit noch von ihrer Ausbildung her Humanmediziner gewesen waren, kam mit dem 1926 als Voit's Nachfolger aus Hannover berufenen Prof. Johannes Pächtnier der erste Tiermediziner auf den tierphysiologischen Lehrstuhl, er blieb bis zur Schließung der Fakultät im Krieg.

Aus der frühen Forschung im nach dem Krieg wieder errichteten Institut gingen bedeutende Beiträge zur Analytik, Wirkungsweise und Anwendung von fettlöslichen Vitaminen und Fütterungsantibiotika, zur Rolle der Hormone in Stoffwechsel und Fortpflanzung (z. B. erster LH Bio-test), zur Verfügbarkeit von Aminosäuren in Nahrungsproteinen (z. B. Entdeckung des Furosins) und zum Pansenstoffwechsel (z. B. Milchsäure-Acidose) hervor. Zur Zeit ist die Forschung auf vier Hauptgebiete ausgerichtet:

1. In der *Geflügelphysiologie* führten Arbeiten über die Regulation des Immunsystems zur erstmaligen Charakterisierung spezifischer T-Zellrezeptoren bei Tieren. Die Ontogenese wird zur Zeit untersucht. In der Entwicklungsphysiologie des Geflügelembryos entstand eine Kultivierungsmethode in vitro, die neue Anwendungen, z.B bei der Testung von embryotoxischen Substanzen eröffnet.

2. In der *Energiewebsforschung* erbrachten neue Methoden zur Messung der Spontanaktivität (2 Patente) eine Quantifizierung des Grundumsatzes. Derzeitige Entwicklungen sind auf die telemetrische Überwachung physiologischer Parameter bei Kleintieren gerichtet.

3. *Stoffwechsel- und biochemische Forschung* befaßt sich mit der Quantifizierung metabolischer Wege (z. B. D- und L-Lactat, Glucose) einschließlich Recycling und »futile cycling« hauptsächlich bei Wiederkäuern im Zusammenhang mit der Regulation durch Stoffwechsellhormone und metabolischen Belastungskriterien unter Produktionsbedingungen. Ebenso wurde der Purinkatabolismus des Hundes und neugeborenen Ferkels quantifiziert und die Ursache des „Dalmatiner Syndroms“ aufgeklärt. Forschungsarbeiten über das  $Ca^{++}$ -Signal an bestimmten Proteinen (z. B. Calmodulin) haben bedeutende Beiträge zu biomolekularen Erkennungsmechanismen geliefert, wie den erstmaligen Beweis für eine  $Ca^{++}$ -abhängige Ubiquitinierung von Säugertier-Calmodulin.

4. In der *Vitamin- und Ernährungsforschung* gelang die erstmalige Entdeckung von Vitamin D und seinem nierenspezifischen Hormon in einer Pflanze (*Trisetum flavescens*), die Calcinose bei Weiderindern in den Alpen verursacht. Die Eignung Vitamin  $D_3$ -artiger Verbindungen für medizinische Anwendungen (z. B. Milchfieber, Osteoporose) wird untersucht. Arbeiten über Ernährungsgrundlagen von Krallenaffen haben spezifische Merkmale im Vitamin D-Stoffwechsel ergeben. Die Ernährungsforschung an Nutztieren hat maßgebliche Beiträge zur Bewertung von Proteinquellen (z. B. Mikrobenproteine) und wachstumswirksamen Verbindungen geliefert. Bedeutende Fortschritte wurden vor allem in der Ernährung des Milchkalbes und von Süßwasserfischen erzielt.

---

## Rotarier-Spende für krebskranke Kinder

Für krebskranke Kinder in der Universitätskinderklinik im Dr. v. Haunerschen Kinderspital war eine Spende in Höhe von DM 59 000,- bestimmt, die der Präsident des Rotary Clubs München-Harlaching, Prof. Dr. Martin Nagel, im Namen der Münchner Rotary Clubs dem Leiter der onkologischen Abteilung der Klinik, Prof. Dr. Rainer Haas, am 22. Januar 1990 überreichte. Mit dem Geld sollen in der Tagesklinik für krebskranke Kinder Betreuerinnen eingestellt werden, die sich insbesondere um die psychosozialen Belange dieser Kinder während der chemo-therapeutischen Behandlung kümmern.

Die sechs Münchner Rotary Clubs starteten Ende Oktober 1989 eine gemeinsame Spendenaktion zugunsten eines Unterstützungsfonds für krebskranke Kinder. Ausgangspunkt war ein Benefiz-Konzert im Cuvilliés-Theater am 31. Oktober 1989, das durch Rotarier Kammer Sänger Prof. Hermann Prey mit einem Schumann Liederabend ermöglicht wurde. Ergänzend zu dem Benefiz-Konzert Erlös stiftete der Münchner Rotary Club Harlaching DM 25 000,- als zusätzliche Weihnachtsspendenaktion, der Rotary Club München-Mitte beteiligte sich ebenfalls neben der club-eigenen Weihnachtsaktion mit DM 5 000,- als zusätzliche Spende. Weitere Spendenzuflüsse wurden den Münchner Rotariern für ihre Gemeindestaktion von dritter Seite insbesondere von der Firma Siemens und der pharmazeutischen Unternehmensgruppe Lederle u. a. ermöglicht. Insgesamt kam ein Betrag von DM 59 000,- zustande. Die Spenden wurden von der Münchener Universitätsgesellschaft entgegengenommen und verwaltet.

Bei der Übergabe des Schecks auf der Krebsstation der Klinik waren auch Eckart Beulke vom Vorstand der Münchener Universitätsgesellschaft und Klinikchef Prof. Dr. Hans-Beat Hadorn anwesend.

## Kanzlerwechsel

*Der neue Kanzler der Universität wurde am 2. Februar 1990 von Wissenschaftsminister Hans Zehetmair feierlich in das Amt eingeführt. Dabei wurde sein Vorgänger Dr. Wolfgang Grillo, der als Geschäftsführer zur Deutschen Agentur für Raumfahrtangelegenheiten (DARA) in Bonn gegangen war, verabschiedet. Dr. Rust hat am 1. Dezember 1989 seine Amtsgeschäfte aufgenommen. Er ist der vierte Kanzler der Ludwig-Maximilians-Universität, seine Vorgänger waren Karl G. Hasemann, Franz Friedberger und Dr. Wolfgang Grillo.*

*Nach der Begrüßung durch Präsident Prof. Dr. Wulf Steinmann sprachen Staatsminister Zehetmair, der neue Kanzler Dr. Rust und dessen Vorgänger Dr. Grillo. Die Grüße der Arbeitsgemeinschaft der Universitätskanzler überbrachte Friedrich Wilhelm Sieburg, der Kanzler der Universität Freiburg und für den Gesamtpersonalrat Fritz Jahn. Die Feier wurde musikalisch umrahmt vom Universitätschor München. Wir dokumentieren hier dieses Ereignis mit dem Abdruck der Reden von Präsident Prof. Dr. Steinmann, des Ministers und von Dr. Rust:*

### *Begrüßung durch Präsident Prof. Dr. Wulf Steinmann*

Zur Einführung von Herrn Dr. Rust als Kanzler der Universität München und zur Verabschiedung seines Vorgängers, Herrn Dr. Grillo, begrüße ich Sie in der Aula unserer Universität.

Herr Dr. Grillo hat uns bereits Anfang August vergangenen Jahres verlassen und ist, wie sie wissen, zur DARA gegangen. Herr Dr. Rust hat am 1. Dezember vergangenen Jahres seine Amtsgeschäfte aufgenommen. Warum findet der offizielle Akt seiner Amtseinführung gerade heute statt? Der 2. Februar, der Tag Maria Lichtmeß, hat ja eine gewisse Tradition. An diesem Tag pflegten früher in Bayern die Dienstboten auf landwirtschaftlichen Anwesen zu wechseln. Nun sind wir natürlich nicht so respektlos, die Kanzler zu den Dienstboten zu rechnen. Als Vorgesetzter der sonstigen Mitarbeiter gehören sie sicherlich nicht dazu und außerdem ist die Universität bekanntlich kein Erbhof.

Der wahre Grund dafür, daß Herr Dr. Rust gerade heute offiziell in sein Amt eingeführt wird, ist der Terminkalender von Herrn Staatsminister Zehetmair. Wir sind Ihnen, sehr verehrter Herr Staatsminister, sehr dankbar, daß Sie trotz der Fülle Ihrer Verpflichtungen heute zu uns kommen und die Amtseinführung des neuen Kanzlers selbst vornehmen. Es ist heute das erste Mal, seit Sie das Amt des Staatsministers für Wissenschaft und Kunst im vergangenen Juni übernommen haben, daß Sie an einer offiziellen Veranstaltung der Universität München teilnehmen, und es fügt sich glücklich, daß dies eines der gewichtigsten und bedeutsamsten Ereignisse im Leben unserer Universität ist. Denn der Kanzler ist das einzige Mitglied des Präsidialkollegiums, dessen Bestellung nicht befristet ist. Auch kommt der Kanzler als einziger in der Regel von außen und wird erst mit seiner Bestellung Mitglied der Universität. Als leitender Beamter der Hochschulverwaltung und Beauftragter für den Haushalt hat er eine herausragende Verantwortung. Zwar ist er nicht der verlängerte Arm des Ministers in der Universität; er weiß vielmehr ganz genau, auf welcher Seite des Zaunes er steht und daß er die Interessen der Universität vertritt. Trotzdem ist es seine Aufgabe, die Belange des Staates in der Universität zu artikulieren und die universitären Gremien darauf hinzuweisen. Die Kanzler der Universität München haben diese Aufgaben immer wahrgenommen.

Der Kanzler steht also dem Ministerium näher als die anderen Mitglieder der Hochschulleitung, und deswegen ist die Amtseinführung des Kanzlers ein Akt, den im Falle von Herrn Dr. Grillo im Sommer 1988 der damalige Staatsminister Wild vollzogen hat. Wir freuen uns, daß Herr Prof. Dr. Wild unter uns ist; ich begrüße ihn herzlich. Heute ist Herr Staatsminister Zehetmair zu uns gekommen, um Herrn Dr. Rust in sein Amt einzuführen.

Wie wichtig, wie unverzichtbar der Kanzler für eine Universität ist, merkt diese besonders, wenn sie keinen Kanzler mehr hat. Durch den unerwarteten Weggang von Herrn Dr. Grillo standen wir plötzlich vor Problemen, die dringend einer Lösung bedurften. Wir sind Ihnen, Herr Staatsminister, ganz besonders dankbar, daß Sie unserer Bitte, Herrn Dr. Rust zum Kanzler zu ernennen, ohne Zögern entsprochen haben, obwohl Sie damit einen der leitenden Mitarbeiter Ihres Hauses verloren haben.

Zu unserer großen Freude können wir heute zahlreiche Ehrengäste unter uns begrüßen. Mein Gruß gilt Herrn Bundestagsabgeordneten Linsmeier und dem stellvertretenden Vorsitzenden der CSU-Fraktion im Bayerischen Landtag, Herrn Dr. Wilhelm. Ich begrüße den Leiter der Hochschulabteilung im Bayer. Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst, Herrn Ministerialdirigenten Bächler, und mit ihm alle anwesenden Abteilungsleiter und Beamten aus den Bayerischen Staatsministerien. Mein Gruß gilt dem Präsidenten der Oberfinanzdirektion München, Herrn Dr. Gröpl, und allen anwesenden Präsidenten und Behördenleitern.

Auch aus dem Bereich der Wissenschaft sind zu unserer Freude zahlreiche Ehrengäste unserer Einladung gefolgt. Ich begrüße den Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Herrn Prof. Dr. Schlüter, sowie den Präsidenten der Technischen Universität München, Herrn Prof. Dr. Meitinger, und mit ihm die anwesenden Präsidenten und Vizepräsidenten bayerischer Universitäten und Hochschulen. Ich begrüße die anwesenden Kanzler und die leitenden Verwaltungsbeamten der wissenschaftlichen Institutionen, namentlich den Sprecher der Universitätsdirektoren der Republik Österreich, Herrn Dr. Köckinger, und den Sprecher der Universitätskanzler der Bundesrepublik Deutschland und Kanzler der Universität Freiburg, Herrn Dr. Siburg.

Mein Gruß gilt dem Vorsitzenden des Kuratoriums unserer Universität, Herrn Dr. Arendts, und mit ihm den anwesenden Kuratoriumsmitgliedern. Auch aus unserer Universität nehmen



Blick ins Auditorium  
in der ersten Reihe v.l.n.r.: Dr. Grillo, Frau Rust, Dr. Rust, Frau Steinmann, Minister Zehetmair (Foto Hans Süß)

zahlreiche Mitglieder an der heutigen Feier teil. Mein erster Gruß gilt unseren Ehrensenatoren. Ich begrüße die Altrektoren Professor Kotter und Professor Scheuermann und mit ihnen die anwesenden ehemaligen Mitglieder der Hochschulleitung. Ich begrüße die Vizepräsidenten, die Mitglieder des Senats, die Dekane und die Mitglieder der Zentralen Kommissionen und den Studentischen Sprecherrat.

Mein Gruß gilt der Frauenbeauftragten unserer Universität, Frau Professor von Heydebrandt, und mit ihr den anwesenden Fakultäts-Frauenbeauftragten. Ich begrüße den Vorsitzenden des Gesamtpersonalrats, Herrn Jahn, und die anwesenden Personalratsmitglieder. Mein Gruß gilt den anwesenden Professoren, den wissenschaftlichen Mitarbeitern und den Studenten sowie den Vertretern aus dem Bereich der sonstigen Mitarbeiter, die heute bei der Amtseinführung ihres Chefs zugegen sind.

Mein Gruß gilt last but not least Herrn Dr. Grillo und Herrn Dr. Rust sowie ihren verehrten Gattinnen. Lieber Herr Dr. Grillo, ich möchte Ihnen auch heute noch einmal für Ihre engagierte und umsichtige Amtsführung danken. In dem guten Jahr, in dem Sie als Kanzler bei uns gewirkt haben, haben Sie viele wichtige Entscheidungen getroffen, Neues auf den Weg gebracht und Weichen gestellt. Sie haben dies in der Erwartung getan, auf absehbare Zeit, mindestens aber einige Jahre lang, die Entwicklung weiter steuern zu können. Viel schneller als Sie und wir erwartet haben, sind Sie dann zu Ihrer neuen Aufgabe, zur DARA nach Bonn, gerufen worden und Sie haben sich dieser größeren Aufgabe gestellt. Dafür haben wir immer Verständnis gehabt, obwohl es uns leid getan hat, daß Sie uns so bald wieder verlassen haben. Wir freuen uns, daß Ihr neuer Wirkungskreis Ihnen offenbar gefällt und Sie erfüllt. Wir wünschen Ihnen für Ihre weitere Tätigkeit in Bonn alles Gute.

Verehrte Frau Grillo, als Kanzler der Universität hat Ihr Mann wohl noch weniger Privatleben gehabt als zuvor als Kaufmännischer Geschäftsführer der GSF. Das bedeutet für die Gattin einen Verzicht, für den wir, die wir Ihren Mann in Anspruch genommen haben, Ihnen zu Dank verpflichtet sind.

Meine Damen und Herren, ich habe soeben gesagt, Herr Dr. Grillo habe Weichen gestellt, und, um im Bild zu bleiben, möchte ich hinzufügen, ein Zug gerät, wenn er über eine Weiche fährt, in eine Schlingebewegung. Diese hatte gerade erst begonnen, als Herr Dr. Grillo nach Bonn ging. Deswegen sind wir Ihnen, lieber Herr Rust, ganz außerordentlich dankbar, daß Sie sich sofort nach der Wahl im Senat und der Entscheidung des Herrn Ministers zur Verfügung gestellt haben, um sich in Ihr neues Amt einzuarbeiten, und daß Sie bereits zum 1. Dezember vorigen Jahres dieses Amt übernommen haben. Sie sind zu uns an die Universität in einer ungewöhnlich kritischen Situation gekommen. Das macht Ihre Aufgabe vielleicht reizvoller, aber gewiß nicht einfacher. Ich möchte Sie heute in unser aller Namen noch einmal herzlich in unserer Mitte willkommen heißen und Ihnen für Ihr Amt Glück und Erfolg wünschen.

Verehrte Frau Rust, wir wünschen Ihnen, daß Ihr Mann auch bei den Anforderungen, die sein neues Amt an ihn stellt, Zeit für seine Familie und sein Privatleben findet.

Die musikalische Umrahmung der heutigen Veranstaltung hat dankenswerterweise der Universitätschor unter der Leitung von Herrn Universitätsmusikdirektor Dr. Zöbeley übernommen. Wir danken herzlich für die gelungene Auswahl der Musikstücke und für die erfrischende und erfreuliche Aufführung. Der Universitätschor hat mich gebeten Ihnen, lieber Herr Grillo, für eine Wohltat zu danken, die Sie ihm in Ihrer Amtszeit erwiesen haben. Der Universitätschor ist glücklich darüber, einen neuen Flügel zur Verfügung zu haben, auch wenn es sich nur um ein renoviertes altes Instrument handelt. Der Universitätschor möchte damit dem alten Kanzler den Dank abstatten und seiner Hoffnung auf weitere tatkräftige Förderung durch seinen Amtsnachfolger Ausdruck verleihen.

## *Rede von Staatsminister Hans Zehetmair*

Am 13. Juni 1988 verabschiedete hier, in der Großen Aula der Universität, mein Amtsvorgänger, Prof. Dr. Wild, den langjährigen Kanzler Franz Friedberger und führte den neuen Kanzler Dr. Wolfgang Grillo in sein Amt ein. Damals hätte sicher niemand gedacht, daß wir uns an diesem Ort bereits 1 1/2 Jahre später wieder zu einer Feier anlässlich des Wechsels im Amt des Kanzlers der Ludwig-Maximilians-Universität einfinden würden.

Die Amtseinführung des neuen Kanzlers fällt zeitlich fast zusammen mit dem Inkrafttreten der neuen Grundordnung der Universität und dem Übergang von der Präsidialverfassung zur Rektoratsverfassung. Der Kanzler ist künftig Mitglied des Rektoratskollegiums. Damit ist jedoch keine Änderung der Stellung des Kanzlers nach dem Bayerischen Hochschulgesetz verbunden: Er steht – wie auch schon bisher – der Leitung der Hochschule zur Erledigung der Rechts- und Verwaltungsangelegenheiten zur Seite. Der Kanzler ist der leitende Beamte der Hochschulverwaltung und Beauftragter des Haushalts. Ferner ist er Dienstvorgesetzter des nichtwissenschaftlichen Personals. In Rechts- und Verwaltungsangelegenheiten einschließlich Haushalts-, Bau- und Personalangelegenheiten vertritt der Kanzler den Leiter der Hochschule bzw. den Vorsitzenden des Leitungsgremiums. Dem Kanzler obliegt damit eine Fülle von Aufgaben, was auch durch seine herausgehobene Stellung als Mitglied des Leitungskollegiums dokumentiert wird.

Ich glaube, Herr Dr. Rust ist von seiner Qualifikation und seiner bisherigen Laufbahn her bestens für dieses Amt geeignet. In Marburg und München studierte er Rechtswissenschaften, wo er auch die 1. und die 2. juristische Staatsprüfung ablegte. Im Jahre 1964 promovierte er über ein kirchenrechtliches Thema. Von 1965 bis 1967 war Dr. Rust wissenschaftlicher Assistent bei den Professoren Grundmann und Lerche. 1967 wechselte er nicht zuletzt aufgrund des Rates seines jetzigen Vorvorgängers, des Kanzlers Friedberger, in das Staatsministerium für Unterricht und Kultus. Dort war er mit verschiedenen Aufgaben im Hochschulbereich betraut. So war er am Aufbau der Universität Regensburg und an der Gründung der Fachhochschulen beteiligt. Von 1976 an war er Referent für grundsätzliche und allgemeine Rechts- und Verwaltungsangelegenheiten der Universitäten. Er wirkte hier maßgeblich bei der Anpassung des Bayerischen Hochschulgesetzes an das Hochschulrahmengesetz des Bundes und bei der Erarbeitung des neuen Bayerischen Hochschullehrergesetzes mit. Seit 1980 war Dr. Rust im Schulbereich tätig und hier zunächst für die Gymnasien und anschließend für Recht, Verwaltung und Finanzierung aller bayerischen Schulen zuständig.

Ich habe aufmerksam gelesen, wie Dr. Rust seine neue Aufgabe sieht: „Es gehört zu den Amtspflichten eines Kanzlers, die Selbstverwaltung zu achten, zu schützen und zu fördern, eine Pflicht, die mir keineswegs lästig ist, sondern angenehm.“ Das heiße aber nicht Konfliktstrategie gegen das Ministerium, vielmehr vertrauensvolle Zusammenarbeit. Und weiter: „Hochschulverwaltung, das ist kein Selbstzweck, sondern der Dienst an der Wissenschaft.“ Er habe keine Ambitionen, Kapitänen und Steuerleuten des Riesen-Wissenschaftsschiffs Universität München ins Ruder zu fallen, sondern er sehe sich eher als Schiffingenieur mit logistischer Funktion, der für eine möglichst reibungslose Erfüllung der Aufgaben in Lehre und Forschung Sorge.

Ich hoffe, daß es Ihnen, Herr Dr. Rust, gelingt, das Amt des Kanzlers stets in diesem wohlverstandenen Sinne auszuüben. Nachdem der erste Kanzler der Universität München nur kurz im Amte war, der zweite Kanzler über zwei Jahrzehnte und dessen Nachfolger mit 14 Monaten wiederum nur für eine kurze Zeitspanne, darf ich der Hoffnung Ausdruck geben, daß Sie uns und der Universität im Interesse der Kontinuität der Hochschulverwaltung recht lange als Kanzler erhalten bleiben. Ich wünsche Ihnen, Herr Dr. Rust, für Ihre neue Aufgabe viel Glück, das nötige Fingerspitzengefühl und auch die gebotene Gelassenheit, die ein Schiffingenieur braucht, um das Wissenschaftsschiff Universität unter Dampf zu halten.

Ich freue mich ganz besonders, heute auch zwei ehemalige Kanzler begrüßen zu dürfen: Herrn Franz Friedberger, der 22 Jahre leitender Beamter der Hochschule war, und Herrn Dr. Wolfgang Grillo, der von Herrn Staatssekretär Dr. Goppel schon beim Universitätsstiftungsfest im Sommer 1989 verabschiedet worden ist. Ich bedauere es, daß in der Person des Kanzlers bereits nach 14 Monaten ein erneuter Wechsel eingetreten ist. Die Entscheidung von Herrn Dr. Grillo, zur Deutschen Agentur für Raumfahrtangelegenheiten zu gehen, ist allerdings verständlich, wartet doch dort eine interessante Aufgabe auf ihn. Als ehemaliger Assistent des Vorstands der Deutschen Forschungs- und Versuchsanstalt für Luft- und Raumfahrt in Köln und Leiter der Rechts- und Vertragsabteilung dieser Anstalt, als Hauptabteilungsleiter Verwaltung von DESY in Hamburg, als Verwaltungsdirektor an den Forschungszentren in Karlsruhe und Grenoble sowie als kaufmännischer Geschäftsführer bei der GSF München/Neuherberg war er den technischen Wissenschaften schon früher verbunden. Wenn er jetzt Prof. Wild als administrativer Geschäftsführer der DARA nach Bonn gefolgt ist, kehrt er – wenn auch in anderer Position – sozusagen zum Ausgangspunkt seiner beruflichen Laufbahn, nämlich zur Raumfahrt und Weltraumforschung, zurück.

Ich kann Herrn Dr. Grillo bestätigen, daß er sich in seiner freilich kurzen Amtszeit nachhaltig bemüht hat, das Ansehen der LMU zu fördern. Besonders hervorheben möchte ich auch seine stets gute Zusammenarbeit mit dem Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst.

So hoffe ich, daß Sie, Herr Dr. Grillo, Ihre Zeit in München in guter Erinnerung behalten und daß Sie der Ludwig-Maximilians-Universität auch weiterhin verbunden bleiben. Für Ihre neue, verantwortungsvolle Aufgabe, die Sie seit sechs Monaten wahrnehmen, wünsche ich Ihnen auch weiterhin viel Glück und Erfolg.

Ich freue mich, daß ich heute als Bayerischer Staatsminister für Wissenschaft und Kunst erstmals die Gelegenheit habe, zu Mitgliedern aller Fakultäten der Universität München hier in dieser Aula zu sprechen – Gespräche mit der Hochschulleitung, Vertretern der einzelnen Fächer und der Studenten habe ich ja bereits nicht wenige geführt. Gestatten Sie mir daher beim heutigen Festakt noch einige grundsätzliche Feststellungen.

Die Universität München als größte Hochschule in der Bundesrepublik hat Aufgaben zu bewältigen, die für alle ihre Mitglieder ganz erhebliche Belastungen mit sich bringen. Ich darf Ihnen versichern, daß mir dies wohl bewußt ist, und möchte Ihnen allen auch an dieser Stelle ausdrücklich für Ihr Engagement in Forschung und Lehre danken. Lassen Sie mich nur einige wenige Probleme kurz ansprechen.

Da ist vor allem die Raumsituation. Ich weiß, daß dies an der Universität München belastend wirkt. Ist doch derzeit noch nicht einmal die für 25 000 Studienplätze erforderliche sog. Hauptnutzfläche, um diesen Terminus zu gebrauchen, geschaffen. Die Universität hat daher meine volle Unterstützung für die laufenden und noch anstehenden Neubauvorhaben und Umbaumaßnahmen. Dies gilt insbesondere für die zügige Fertigstellung des Neubaus für die Forstwissenschaftliche Fakultät und die Forstliche Versuchs- und Forschungsanstalt, für die Verlegung der Tierkliniken nach Oberschleißheim und vor allem auch für die Erstellung der Neubauten auf dem Gelände der ehemaligen Türkenkaserne, die insbesondere zu Forschungszwecken dringend benötigt werden. Darüber hinaus stehe ich auch Anmietungen in dem erforderlichen Umfang positiv gegenüber. So freue ich mich, daß die Universität für die Anmietungen in der Rosenheimer Straße und vor allem in der Schackstraße 4 „grünes Licht“ erhalten hat und damit für die Wirtschaftswissenschaften eine gewisse Verbesserung geschaffen werden kann.

Ein weiterer wichtiger Problemkreis ist für mich die zeitgemäße Ausbildung der Studenten. So weiß ich es zu schätzen, daß die Universität München hier vielfältige Überlegungen anstellt. Ich nenne nur den Ausbau der Informatik, den ich sehr begrüße, die Konzeption neuer und die Ent-

rümpelung alter Studiengänge, den Aufbau eines hochschulinternen Rechnernetzes, alles Maßnahmen, die insbesondere auch im studentischen Interesse erfolgen.

Freilich muß ich in manchen Bereichen auch um etwas Geduld bitten. So läßt sich die Literaturversorgung der Studenten, die gerade in letzter Zeit nicht unerheblich verbessert werden konnte, nicht von heute auf morgen lösen. Doch werden sicher auch die 2,38 Mio. DM aus dem Bayerischen Sofortprogramm, die der Universität München für 1990 wieder gewährt und bereits zugewiesen wurden, die Probleme weiter entschärfen. Denn 900 000,- DM sind davon für die Anschaffung von Studienliteratur in überlasteten Fächern und 700 000,- DM für die Beschäftigung von Hilfspersonal zur Verlängerung der Öffnungszeiten der Bibliotheken enthalten. Die Universität kann im Rahmen des genannten Gesamtbetrags die Mittel für die Bibliotheken weiter erhöhen.

Bei all den Problemen einer Massenuniversität sollten wir freilich nicht vergessen, daß es häufig auch die sog. Orchideenfächer sind, die wesentlich zum wissenschaftlichen Ansehen einer Universität beitragen. Diese vornehmlich in den Geisteswissenschaften angesiedelten Fächer, die an der Universität München manchmal schon eine respektable Größe erreicht haben, sollen und wollen wir nicht vernachlässigen.

Alles in allem – und damit komme ich auf den unmittelbaren Anlaß des heutigen Festaktes zurück: Die Universität München und damit auch der Kanzler dieser Universität haben Aufgaben zu bewältigen, für die einzusetzen es sich lohnt, die freilich nicht immer in kurzer Zeit zu meistern sein werden. Mein Haus und ich selbst werden auch künftig stets ein offenes Ohr für Ihre Probleme haben. Wir werden alles daran setzen, die Universität München so zu unterstützen, daß für Lehrende und Lernende erträgliche Verhältnisse entstehen.

### *Rede des Kanzlers Dr. Hendrik Rust*

Lassen Sie mich zunächst meiner Freude darüber Ausdruck geben, daß Sie sich so zahlreich hier versammelt haben, um diesen für mich so bedeutsamen Tag zu begehen. Ich verstehe Ihre Anwesenheit nicht nur als große Ehre für das Amt des Kanzlers der LMU, sondern auch als Zeichen der Ermutigung und Unterstützung für mich, der ich noch in der Schonfrist der ersten 100 Amtstage wirke. Besonders gefreut habe ich mich über die freundliche Begrüßung durch Sie, sehr geehrter Herr Präsident, sowie über Ihre aufmunternden Worte, sehr geehrter Herr Minister; Sie kennen mich gut genug um zu wissen, daß ich im Bewußtsein Ihres freundlichen Rückhalts sowie der Hilfe im Präsidialkollegium bereit und wohl auch in der Lage bin, mein Bestes zum Wohle der Alma mater Monacensis zu geben.

Wenn ich Sie, sehr geehrte Damen und Herren, eingangs auch bereits alle in cumulo begrüßt habe, so sehen Sie es bitte einem neuen Kanzler nach, wenn er den Kolleginnen und Kollegen, die aus Nah und Fern gekommen sind, ganz besonders für ihre Anwesenheit dankt. In diesem Sinne begrüße ich meinen unmittelbaren Amtsvorgänger, Herrn Dr. Grillo. Mein Gruß gilt in gleicher Weise den noch im aktiven Dienst stehenden Kolleginnen und Kollegen, an erster Stelle den österreichischen Herren Universitätsdirektoren von den *Universitäten Linz* und *Salzburg*. An der Spitze der anwesenden deutschen Hochschulkanzler ist als deren Sprecher heute der Kanzler der *Universität Freiburg*, Herr Dr. Siburg, gekommen, begleitet von 24 Kollegen aus Hochschulen des gesamten Bundesgebietes.

Und wenn ich schon einmal beim Danksagen bin, möchte ich den Universitätschor nicht vergessen, der dieser Feier musikalischen Glanz verleiht.

Wäre ich mittlerweile nicht Kanzler der LMU und damit zuständig für alle möglichen kostspieligen Angelegenheiten, so würde ich jetzt wie Elisabeth im Tannhäuser ausrufen . . . „*dich teure Halle grüß' ich wieder*“. Denn vor 22 Jahren, als ich letztmals dienstlich in meiner damaligen



Der neue Kanzler Dr. Rust bei seiner Ansprache  
(Foto Hans Süss)

Eigenschaft als wissenschaftlicher Assistent der Juristischen Fakultät hier geweiht habe, hätte ich mir wahrlich nicht träumen lassen, daß ich heute an dieser Stelle vor einem so erlauchten Publikum sprechen darf. Nun bin ich also nach langer Ministerialdienstzeit dorthin zurückgekehrt, wo ich studiert, promoviert und meine ersten beruflichen Schritte getan habe.

Vielleicht versetzt mich mein bisheriger, vom Herrn Minister bereits geschilderter Werdegang besser als manch anderen in die Lage, in möglichen Konflikten zwischen Ministerium und Universität zum beiderseitigen Wohle ehrlicher Makler zu sein. Bei aller Bereitschaft zu vermitteln, wird und darf der Kanzler jedoch nicht verlängerter Arm des Ministeriums werden, sondern muß sich „in dubio“ stets „pro libertate universitatis“ entscheiden.

Wenn meine Amtseinführung erst am 2. Februar geschieht, so bin ich darüber recht froh. Ein Monat früher und ich hätte Ihnen heute kaum von meinen ersten Erfahrungen und Eindrücken berichten können. Seit Beginn meiner Tätigkeit habe ich auch schon – learning by doing – eine Menge gelernt: So weiß ich jetzt z. B., daß Kanzler auf Englisch nicht »chancellor«, sondern wohl »chief administration officer« heißt. Und ich habe auch gelernt, daß Altrector Kotter recht hatte, als er im Jahre 1966 ausführte:

„Die Aufgabenstellung des Kanzlers der größten deutschen Universität ist an sich schon so vielfältig, daß es einer längeren Einarbeitung bedarf, ehe der Betreffende in der Lage ist, seine Aufgabe voll zu erfüllen.“

Trotz der Gewißheit fehlender Perfektion kann ich nach den ersten zwei Monaten harter Einarbeitung jedoch bereits feststellen, daß ich den Wechsel vom Amt eines Leitenden Ministerialrats in das des Kanzlers der LMU bisher nicht bereut habe. Allerdings hat mir Fortuna auch ausgezeichnete Startbedingungen geschenkt: Vor allem ein Präsidialkollegium, das mir in geneigter Verbundenheit und bisweilen gütiger Nachsicht zur Seite steht. Dekane, die mir bei meinen Antrittsbesuchen freundliches Entgegenkommen zeigen. Und schließlich eine von meinen Vorgängern im

Amte aufgebaute Verwaltung, die gut organisiert ist, gut funktioniert und ihren neuen Chef erfreulich tatkräftig unterstützt.

Aber zurück zu den Worten von Herrn Minister Zehetmair zum Amtsumfang und den leichten Aufgaben eines Kanzlers der LMU. Was eine Hochschule ist und was Forschung und Lehre bedeuten, habe ich zwar schon vor meinem Amtsantritt so einigermaßen gewußt. Überrascht hat mich jedoch die Begegnung mit einem Großbetrieb, dem nicht nur eine Bibliothek mit 2 Millionen Büchern, sondern auch noch eine Bank – verniedlichend „Amtskasse“ genannt – mit über 30 Angestellten angegliedert sind. In Bayern dürfte es nicht viele Firmen mit 1,1 Milliarden DM Jahresumsatz, einer halben Million Quadratmeter Hauptnutzfläche, 150 Standorten und schließlich sogar einem Wald samt Forsthaus und Förster geben. In der Zahl von über 12 000 Beschäftigten übertrifft die LMU sogar Unternehmen wie die Bayerische Hypo-Bank oder die Bayerische Vereinsbank.

Daran muß sich ein Verwaltungsbeamter, der naturgemäß noch Vergleiche zwischen seiner bisherigen Tätigkeit als Referent im Ministerium und seiner neuen Aufgabe als Kanzler zieht, erst einmal gewöhnen. Zwar sind meine Erfahrungen im neuen Amte noch sehr gering und eine vergleichende Betrachtung meiner bisherigen und jetzigen Tätigkeit wäre verfrüht und oberflächlich. Aber einige Gemeinsamkeiten zwischen den Ämtern eines Ministerialrats im KM bzw. WKM und eines Kanzlers konnte ich schon feststellen: Beide Ämter gehören zur sog. Bildungsverwaltung. Beide Tätigkeiten sind in der Regel interessant und abwechslungsreich. Auch sind die technischen Verwaltungsabläufe für Ministerialrat und Kanzler einheitlich durch die Allgemeine Dienstordnung vorgegeben. Beide Tätigkeiten könnten auch besser besoldet sein. Und Ministerialrat wie Kanzler haben schließlich stets den Obersten Rechnungshof im Auge, dessen nimmermüder Vertreter auch heute unter uns weilt – allerdings weniger in dienstlicher Eigenschaft als aus alter Freundschaft.

Was nun die Unterschiede im täglichen Verwaltungsdienst betrifft, so sind mir bisher deren zwei besonders aufgefallen: Zum einen sind die von einem Kanzler zu bearbeitenden Materialien zahlreicher als die eines Ministerialrats – hier Spezialist, da allround-man. Zum anderen, und dies dünkt mir entscheidend, sind die jeweiligen Denkansätze sehr unterschiedlich: Während der Referent sich in der Regel von etatistischen Erwägungen leiten läßt, sind für einen Kanzler Autonomie und Selbstverwaltung seiner Hochschule von entscheidender Bedeutung. Im übrigen meine ich, daß es sich je nach Blickwinkel in beiden Ämtern teils leichter, teils schwerer arbeitet. Der Ministerialrat kann bisweilen anordnen, der Kanzler muß eher geduldig überzeugen. Der Ministerialbeamte hat vor besonders wichtigen allgemeinen Entscheidungen in anderen Ministerien um Zustimmung zu bitten; der Kanzler dagegen ist in seinem Verwaltungsbereich weitgehend auf sich gestellt. Was schließlich den Termindruck betrifft, so scheint mir dieser in einem bayerischen Ministerium, wo Landtag und Staatskanzlei tagaus, tagein Fristen setzen, größer zu sein als in der Universität.

Die geschilderten Beschwerneisse der Ministerialverwaltung lassen sich für einen Referenten jedoch leichter ertragen im Bewußtsein der Geborgenheit in einer Abteilung und in sicherer Erwartung der Unterstützung zahlreicher Kollegen. Die Herren Ministerialräte kämpfen in kollegialem Zusammenhalt sozusagen Schulter an Schulter mit den Widrigkeiten des beruflichen Daseins, während ich noch das Gefühl habe, Rücken an Rücken mit Präsident und Vizepräsidenten zu stehen.

Über Ministerial- und Universitätsverwaltung hinaus sollte es das Bestreben jeglicher Verwaltung sein, das Ergebnis von Meinungsumfragen ad absurdum zu führen, derzufolge viele Bürger Angst vor der sog. Bürokratie haben und an ihr oft sogar unmenschliche Züge erkennen. Angst wird meist definiert als „emotionaler Zustand gegenüber einer unbestimmten Bedrohung“. In der

Tat kann in unserem zunehmend verrechtlichten Dasein die Bürokratie als Verfasserin und Verwalterin einer Vielzahl von Rechtsvorschriften bei vielen Bürgern durchaus das Gefühl einer Bedrohung auslösen, die schon deshalb unbestimmt ist, weil kaum noch der Fachmann, ganz zu schweigen vom Laien, ihre Inhalte, ihre Gebots- und Verbotskataloge zu überschauen vermag. Schon die unvollständige Aufzählung nur der Gesetze und Verordnungen, die einen Professor und seinen Instituts- oder Klinikbetrieb täglich begleiten, muß erschrecken.

Der Bogen spannt sich vom Grundgesetz bis zum Arzthaftungsrecht, vom Hochschulgesetz bis zum BAT. Da kann sich auch ein Mutiger bedroht und ein Fleißiger entmutigt fühlen. Eine der wichtigsten Aufgaben der Universitätsverwaltung sehe ich deshalb darin, bei den Wissenschaftlern keine Vorschriften-Angst aufkommen zu lassen und sie beim Tragen der schweren Vorschriften-Last zu unterstützen, ihnen die Selbstverwaltung leichter zu machen, damit sie Gedanken und Kraft auf ihre eigentliche Aufgabe, auf Forschung und Lehre konzentrieren können. Das selbstverständliche Angebot der Verwaltung an die Wissenschaft auf größtmögliche Entlastung von fachfremden Aufgaben korrespondiert allerdings mit der Erwartung, daß auch die Wissenschaft die Verwaltung unterstützen möge. So wird die Zentralverwaltung eine Fakultät nur dann um eine Stellungnahme oder Auskunft bitten, wenn der Anlaß zwingend ist, etwa anläßlich parlamentarischer Anfragen oder gerichtlicher Ersuchen; in solchen Fällen müßte aber auch der Verwaltung stets unverzüglich geholfen werden – zum Wohle der gesamten Universität.

Hilfeleistung macht allerdings oft Mühe, vor allem dann, wenn sich der Kanzler und seine Beamten um individuelle und damit auch menschliche Lösungen von Problemen bemühen. Zwar wird es im Dienstleistungsangebot jeder Verwaltung viel Konfektionsware geben; aber gerade die *Besonderheiten einer Universität* fordern täglich Maßgeschneidertes, mag dessen Herstellung auch mühsamer und der Aufwand größer sein.

Wenn Verwaltungsbehörden nicht nur Angsterregung, sondern bisweilen auch Unmenschlichkeit vorgeworfen wird, so geschieht dies seit eh und je und nicht nur hierzulande. Schon Ritter von Lang, dessen Memoiren über die Zustände in der bayerischen Verwaltung Anfang des 19. Jahrhunderts zur Pflichtlektüre jedes höheren Staatsbeamten gehören sollten, beschreibt Anzeichen behördlicher Menschenverachtung am Beispiel des Vorzimmers eines hochrangigen Staatsdieners in München wie folgt:

„Im Vorzimmer dieses Herrn, oder vielmehr im Vorstall, belagert von einem Troß armer Sollicitanten, traf man auf großen runden Tischen ganze Heustöße von Suppliken und eröffneten Berichten, nicht eingetragen, nicht decretiert, zum Teil zerfetzt und zerrissen, um die Pfeifen damit anzuzünden oder Wurst und Schinken damit einzuwickeln . . . Von Zeit zu Zeit steckten Sollicitanten ihre Köpfe zur geöffneten Tür herein: Aber Ihr Gnaden, bitt halt um Gotteswillen um einen gnädigen Bescheid, bin schon seit acht Tagen alle Tage wiederbestellt.“

Dieses Beispiel verdeutlicht fehlende Humanitas einer Verwaltung vor allem darin, daß der Amtswalter prinzipiell weder mit den sog. Sollicitanten spricht, noch ihre *petita* liest, daß er gewichtige Anliegen und Sorgen überhaupt nicht zur Kenntnis nimmt. Bei derartigen gröbsten Verstößen gegen die Grundsätze bürger- und menschenfreundlichen Verhaltens wäre ein solcher Staatsdiener heutzutage nicht lange im Amt! Als unmenschlich muß auch eine Bürokratie erscheinen, die anonym bleibt, die nicht erkennen läßt, daß auch sie von Menschen organisiert und von Menschen betrieben wird. Mir ist übrigens aufgefallen, daß die Justiz weniger oft als die Verwaltung vom Vorwurf fehlender Humanität getroffen wird, obwohl doch Urteile aller Art – und am einschneidendsten die Strafurteile – menschliche Geschicke verändern. Der unmenschliche Richter ist im öffentlichen Bewußtsein vielleicht deshalb weniger präsent als der angeblich inhumane Verwaltungsbeamte, weil die meisten Urteile nach mündlichen Verfahren mündlich verkündet und persönlich erläutert werden, was ihre Akzeptanz bei den Betroffenen gewiß erhöht. Eine meiner

wichtigsten Funktionen sehe ich als Kanzler darin, ein offenes Ohr für die besonderen Sorgen aller Hochschulangehörigen zu haben und ihnen das Gefühl zu vermitteln, nicht Antragsteller, sondern Gesprächspartner zu sein. Und die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Universitätsverwaltung werde ich darin bestärken, in ihrem löblichen Bemühen fortzufahren, negative Bescheide auf Wunsch durch mündliche Erläuterung verständlicher und akzeptabler zu machen. Hinter dem Nein auf DIN A4, hinter dem unpersönlichen Ausdruck des Schreibautomaten, sollte stets der Mensch erkennbar bleiben, der die oft zwangsläufige Ablehnung einer Forderung oder eines Wunsches mit seinem Gewissen vereinbaren und nach außen verantworten muß.

Doch lassen Sie mich meine Betrachtungen mit einem eher heiteren Aspekt schließen. Nämlich mit meinem herzlichen Dank an die Universität München dafür, daß sie mich nicht so behandelt hat wie seinerzeit die Stadt München den Weinwirt Michl, der wie ich evangelisch war und auch aus der Pfalz stammte: Diesen Herrn wollte man nämlich anno 1801 in München partout nicht arbeiten lassen. Ein vergleichbares Schicksal ist bisher wohl keinem Hochschulkanzler widerfahren.



Dr. Sieburg aus Freiburg sprach für die Arbeitsgemeinschaft der Universitätskanzler. (Foto Hans Süß)

# Gedächtnisvorlesung „Weiße Rose“ 1990

*Die Gedächtnisvorlesung für die „Weiße Rose“ fand im Jahr 1990 am 21. Februar statt. Es sprach Prof. Dr. Dr. h. c. Arthur Kaufmann, emeritierter Professor für Strafrecht, Strafprozeßrecht und Rechtsphilosophie an der Universität München:*

## Über die Tapferkeit des Herzens

Ich empfinde es als eine große Ehre, am Gedenktag der Weißen Rose zu Ihnen sprechen zu dürfen. Vielleicht werden manche mich fragen wollen, mit welcher Legitimation ich das tue. Ich habe mir diese Frage selbst gestellt. Sie ist nicht ganz leicht zu beantworten. Denn ich habe damals im Krieg nichts von der Weißen Rose gewußt, obwohl ich denen, die ihr angehörten, vom Alter her gesehen hätte begegnen können. Ich war immerhin vier Jahre als Luftwaffensoldat im Krieg. Ich war aber in jenen Jahren nie in München, und außerhalb von München erfuhr man natürlich etwas vom 20. Juli 1944, und auch der Kreisauer Kreis war jedenfalls mir nicht unbekannt, aber von der Weißen Rose drang zu uns an der Front nichts.

So kann, wie ich denke, die Legitimation für meine heutige Vorlesung nur in der Weise erfolgen, daß ich Ihnen meine eigene Betroffenheit vom nationalsozialistischen Unrechtsstaat und von dem gegen ihn geleisteten Widerstand kundtue und daß ich von einigen tapferen Menschen, die meinen Weg gekreuzt haben, berichte. Ein distanzierter, rein akademischer Vortrag über die Tugend der Tapferkeit erschiene mir dem Anlaß nicht angemessen.

Zu meinem unmittelbaren Lebenskreis gehörte ein Mann, der noch vor dem Krieg unter dem Pseudonym „Michael Teutonicus“ (nicht zu verwechseln mit einem anderen, der sich „Michael Germanicus“ nannte) Flugblätter anfertigte und verbreitete, die vor allem die Verfolgung von Christen, namentlich von Geistlichen, durch Josef Goebbels anprangerten<sup>1</sup>. Diese Tätigkeit des „Michael Teutonicus“ wurde von der Gestapo als besonders gefährlich bezeichnet, und auf seinen Kopf war eine hohe Summe ausgesetzt. Er wurde nicht ergriffen, aber er hat die Angst des Ergriffenwerdens durchstanden, konnte er sich doch schon durch den Kauf einer größeren Zahl von Briefmarken oder durch den Transport eines Koffers voll dieser Flugblätter verraten und damit dem sicheren Tod ausliefern. Die Weiße Rose hatte ja diese Probleme auch<sup>2</sup>.

In meiner Nachbarschaft wohnte ein Volksschuldirektor, der im Krieg als Reserveoffizier diente; ich glaube, er war Major. Von höherer Stelle bekam er den Befehl, die Erschießung von russischen Kriegsgefangenen zu kommandieren. Der Major sagte nein. Es geschah ihm nichts, er wurde nur zu einer anderen Dienststelle versetzt. Aber bei seinem Nein hat er die Todesangst überwunden, denn er mußte damit rechnen, wegen Befehlsverweigerung exekutiert zu werden.

Gegen Ende des Krieges mußte bei jeder Wehrmachtseinheit ein „Nationalsozialistischer Führungsoffizier“ (abgekürzt NSFO) bestellt werden, der für die „rechte Gesinnung“ der Truppe zu sorgen hatte. Wir hatten bei unserer Staffel nur wenige Offiziere (ich selbst war nicht Offizier, denn ausweislich meiner Akten war ich eines solchen Ranges unwürdig), von denen keiner NSFO werden wollte. Das Los fiel schließlich auf einen jungen Leutnant, der dann aber seine Nazi-Propagandasprüche mit soviel Übertreibung und mit beißender Ironie vortrug, daß die wahre Absicht unverkennbar blieb. Auch ihm wurde kein Haar gekrümmt, außer vielleicht, daß er nicht befördert wurde. Der Chef der Staffel kam allerdings nicht davon.

Die Dinge wurden nämlich heikler, als sich bei uns ganz am Schluß des Krieges, Ende 1944, Anfang 1945, wiederholt Fälle ereigneten, die man im damaligen Jargon „Wehrkraftzersetzung“ nannte. In Wahrheit waren es Akte des Common sense, der praktischen Vernunft, nämlich alles

zu tun, damit möglichst wenige noch ihr Leben lassen müssen – für einen sinnlos gewordenen Krieg, sofern er aus deutscher Sicht überhaupt je einen Sinn hatte. Was geschah, war dies: Der technische Offizier erklärte wahrheitswidrig Flugzeuge für nicht einsatzfähig, nicht um seiner selbst willen, sondern um des Lebens anderer willen, die vielleicht den wahren Grund des verhinderten Frontflugs gar nicht kannten. Ich selbst war an diesen Geschehnissen nicht ganz unbeteiligt, und ich blieb auch nicht ganz unbehelligt, indessen will ich darüber nicht weiter sprechen. Berichten aber will ich, daß der Chef der Staffel, ein Hauptmann, dessen Namen vielleicht nur noch ich im Gedächtnis bewahre, standrechtlich erschossen wurde, allerdings erst später und vermutlich noch aus anderen Gründen; ich bin ziemlich sicher, daß er einem größeren Kreis von Widerstandleistenden angehörte. Seine Exekution habe ich selber nicht miterlebt, da ich zuvor, im Dezember 1944, auf die Insel Rügen kommandiert wurde.

Auf Rügen war eine große Zahl von Luftwaffenangehörigen stationiert, die sozusagen brotlos geworden waren, weil es keine Flugzeuge, jedenfalls kein Flugbenzin mehr gab. Diese Truppe sollte in den Erdkampf um Berlin eingesetzt werden. Ich habe jene letzten Wochen des Krieges als eine chaotische Zeit in Erinnerung, weil es unmöglich war, sich ein Bild von der wahren Situation zu machen. Jeder sagte etwas anderes, und wenn er gegen Hitler und den Krieg schimpfte, konnte man nicht gewiß sein, daß man nicht in eine Falle gelockt wurde. Nur wenige Dinge weiß ich zuverlässig. Der General, der den spärlich bewaffneten Haufen nach Berlin führen sollte, zögerte in Erwartung des Kriegsendes den Aufbruch immer weiter hinaus – vergeblich; der Tod durch SS-Kugeln war die Quittung für sein verantwortungsvolles Handeln. Ich habe nie erfahren können, ob dieser General ein Einzelgänger war oder einer Gruppe von Verschwörern angehörte. Es gibt Anzeichen, die für die letztere Annahme sprechen. Es war nämlich nicht die einzige Exekution, die dort auf Rügen in den letzten Kriegswochen stattfand.

Ein Hauptmann (auch seinen Namen weiß vielleicht nur noch ich) hatte uns Unterricht in Nahkampf zu geben, konkret: wie wir die russischen Soldaten in Berlin „erledigen“ sollten. Statt dessen riet er uns, uns schnellstmöglich in den Westen abzusetzen und patrouillierende SS-Posten ohne Zögern zu erschießen. Es saßen Spitzel im Saal. Zwei oder drei standen auf, überwältigten den sich wehrenden Hauptmann, und keine zwei Stunden später war er, ohne daß irgendein Verfahren stattgefunden hätte, ermordet.

Lassen Sie mich noch einen Klassenkameraden von mir erwähnen, der – nach damaligem Sprachgebrauch – ein jüdischer Mischling war. Im Verlauf des Krieges hat man auch solche Leute zur Wehrmacht eingezogen, darunter eben auch diesen Gefährten aus meiner Gymnasialzeit. 1944 hatte er noch einmal Urlaub. Als dieser abgelaufen war, verabschiedete er sich von seinen Angehörigen mit der Bemerkung, daß er nicht zur Truppe zurückkehre. Man hat nie mehr etwas von ihm vernommen. Ich frage: Hat einer, der zu den „Minderwertigen“ der Nation zählte, ehrlos, feige und schändlich gehandelt, weil er sich an den auf den Massenmörder Hitler geleisteten Eid nicht gebunden fühlte? Ich lasse diese Frage so stehen.

Ich ziehe keine Parallelen von meinen Erlebnissen zur Weißen Rose, denn Einzelschicksale lassen sich schwer vergleichen. Ich weiß nicht, wer mehr geopfert, mehr gelitten, mehr riskiert, mehr bewirkt und aber auch mehr Schiffbruch erlitten hat. Nur dieses eine kann ich sagen: Es waren tapfere Menschen, die dem Unrechtsstaat die Stirn geboten haben.

Was meint das: tapfere Menschen? Mein Lehrer Gustav Radbruch hat einmal gesagt, es gebe zweierlei Arten von Mut. Die eine Art ist die Kaltblütigkeit, die keine Furcht kennt; sie ist eine Sache mehr der Nerven als der Seele und als solche ethisch indifferent. Die zweite Art ist der Mut, der die Angst erst niederkämpfen muß und daher sittlicher Bewertung unterliegt, denn er ist eine Tat der Freiheit; allein diese letztere Art des Mutes verdient nach Radbruch die Charakterisierung „Tapferkeit“<sup>3</sup>.

Dieses Wort können wir uns ohne Abstriche zueigen machen. Keiner von der Weißen Rose und keiner von denen, die ich oben genannt habe, war ein tollkühner Hasardeur, keiner ein mutwilliger Draufgänger, sie waren so wenig Fanatiker wie idealistische Schwärmer. Noch nicht einmal Enthusiasten waren sie, die den Blick für die Realitäten verloren haben. Die Erstrebung des Märtyrertums lag ihnen unendlich fern. Sie wollten leben. Gerade von Hans Scholl und seiner Schwester Sophie ist nachdrücklich bezeugt, wie sehr sie das Leben bejaht haben: „Mein ganzer Körper“, sagt Hans Scholl, „jede Sehne, jede Ader sehnt sich nach Leben.“<sup>4</sup> Und Sophie Scholl bekennt ihren (angeblichen) Leichtsinn und ihren „eigensüchtigen Willen, der an den süßen, verderblichen Dingen hängenbleiben will“<sup>5</sup> Anneliese Knoop-Graf berichtet das gleiche von ihrem Bruder Willi Graf<sup>6</sup>. Man könnte weitere Beispiele anführen. Sie alle, die ihr Leben aufs Spiel gesetzt haben, hingen am Leben. Und eben um deswillen hatten sie auch Angst bei ihrem Tun. Ich habe das bei denen, die ich kannte, erlebt, und ich lese nichts anderes in dem Dokumenten der Weißen Rose. Willi Graf schreibt von seinen Skrupeln und seiner Angst<sup>7</sup>, Hans Scholl davon, daß sein Pessimismus von Tag zu Tag größer wird<sup>8</sup>, und Inge Aicher-Scholl berichtet, daß eine „wilde Verzweiflung“ ihre Schwester Sophie überkam, als sie erfuhr, daß auch Christoph Probst inhaftiert worden ist<sup>9</sup>. Von Kurt Huber, dem zurückhaltenden, ruhigen, aber auch kompromißlosen Gelehrten, liest man, daß er angesichts der Ereignisse des Winters 1942/43 „völlig verzweifelt“ gewesen sei<sup>10</sup>, und ähnliches ist von Alexander Schmorell und Hans Leipelt verbürgt. Auch wenn man den Kreis weiter zieht und sich bei anderen Widerstandsgruppen umsieht, ergibt sich das gleiche Bild. In seinem großen Buch über Alfred Delp stellt Roman Bleistein die Traurigkeit, die Depression und die Angst des zum Tode verurteilten Jesuitenpaters vor Augen, der wenige Tage vor Kriegsende hingerichtet worden ist<sup>11</sup>. Gerhard Ritter schildert Carl Goerdelers Todtraurigkeit, seine Höllenqualen und seine Verlassenheit<sup>12</sup>.

Alle hatten sie Angst. Was vor dem Forum der Sittlichkeit und auch der Geschichte den Ausschlag gibt, ist indessen dies, daß sie sich von der Angst befreit haben und mit erhobenem Haupt, aufrecht, getreu der Stimme ihres Gewissens, mit sittlichem Ernst in den Tod gegangen sind oder doch die Todesangst haben bestehen müssen. Sie haben sich vor dem Tod gefürchtet, aber ihre Würde gestattete es ihnen nicht, diese Angst nach außen zu zeigen. Wenn wir heute von unserer Menschenwürde sprechen, stammt die Legitimation hierzu nicht zuletzt von der Würde derer, die damals für ein besseres Deutschland gestorben sind. Und gerade weil es keine Übermenschen waren, gehen sie uns, die wir auch keine Übermenschen sind, noch heute etwas an.

Ist das nun schon Tapferkeit, wenn einer die Angst vor einem schweren Übel, im Grenzfall vor dem Tod, überwindet und sich der Gefahr stellt? Bei Nicolai Hartmann las ich den Satz: „Für die Selbständigkeit dieses Wertes (der Tapferkeit) ist es bezeichnend, daß er unabhängig vom Wert der Ziele, für die der Einsatz geschieht, besteht.“<sup>13</sup> Das kann so aber nicht richtig sein. Der Dieb, der die Angst vor dem Entdecktwerden überwindet und in das Haus einbricht, handelt nicht tapfer. Denn Tapferkeit ist eben nicht unabhängig von dem sittlichen Wert, der sie leitet.

Tapferkeit ist bekanntlich die dritte der vier Kardinaltugenden: Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Maß. Diese Aufzählung ist nicht so zu verstehen, daß diese vier Tugenden beziehungslos nebeneinanderstünden. Klugheit und Gerechtigkeit sind der Tapferkeit mit Bedacht vorgeordnet. Tapfer kann nur sein, wer klug und gerecht ist, Tapferkeit ist also auf sittliche Werte bezogen. Und während Klugheit und Gerechtigkeit mehr Kräfte des Geistes sind, handelt es sich bei der Tapferkeit vornehmlich um eine Virtus der Seele, weshalb ich für meine Vorlesung auch den Titel „Tapferkeit des Herzens“ gewählt habe.

Daß die Tapferkeit nicht losgelöst von sittlichen Werten bestimmt werden kann, findet man

schon ganz ausdrücklich bei Aristoteles. Die Tapferkeit (oder der Mut; Aristoteles spricht von der *αὐδοσία*) ist nach ihm die Mitte zwischen den Affekten der Furcht und der Zuversicht, und zwar dergestalt, daß sie, die Tapferkeit, danach strebt, wie es sittlich gut und das Gegenteil schlecht ist<sup>14</sup>. Und auch das rechte Maß gehört zur Tapferkeit, nämlich die richtige Abwägung zwischen dem, was man riskiert, und dem, was man zu erreichen hofft. Auch das ist ein alter Gedanke. Perikles hat ihn in seiner berühmten, von Thukydides überlieferten Rede auf die Gefallenen in Worte gefaßt: „Auch das ist ein Vorzug unserer Natur, daß wir den höchsten Wagemut mit sorgfältigster Überlegung des zu Unternehmenden vereinigen, während sonst Tatkraft eine Folge der Unwissenheit, Zaghaftigkeit eine Folge langen Erwägens zu sein pflegt. Und mit Recht wird man urteilen, daß die stärksten Seelen bei denen zu finden sind, die alles kennen: die Schrecken und die Süßigkeiten des Lebens, und trotzdem nicht den Kämpfen und Gefahren aus dem Wege gehen.“<sup>15</sup> Nicht von ungefähr wird schon bei Isaias 11,2 die Tapferkeit zu Gaben des Heiligen Geistes gezählt.

In der Tugendlehre des Thomas von Aquin ist diese Relationalität der vier Kardinaltugenden dann ganz klar herausgearbeitet. „Unter den Kardinaltugenden“, sagt er, ist „die Klugheit die vorzüglichere, die zweite die Gerechtigkeit, die dritte die Tapferkeit, die vierte die Maßhaltung. Und nach diesen die übrigen Tugenden.“<sup>16</sup> Auf die Tapferkeit bezogen heißt das: „Den Tod zu erleiden, verdient nicht an sich Lob, sondern nur wenn dies auf ein Gutes hingeeordnet ist“ („sed solum secundum quod ordinatur ad aliquod bonum“)<sup>17</sup>. Oder mit etwas anderen Worten: „Die menschlichen Handlungen werden in erster Linie vom Ziel her unterschieden. Des Tapferen Aufgabe ist es, sich Todesgefahren um des Guten willen auszusetzen“ („ut se exponat periculis mortis propter bonum“)<sup>18</sup>. Ja, es findet sich sogar der Satz, daß „alle sittliche Tugend klug sein“ muß<sup>19</sup>. Gerechtigkeit, Tapferkeit und Maß sind Tugenden also nur unter der Voraussetzung, daß sie der Klugheit folgen<sup>20</sup>, der „genitrix virtutum“, wie sich Thomas plastisch ausdrückt<sup>21</sup>.

Etwas blasser, aber doch noch deutlich genug, liest sich das bei den großen Philosophen der Neuzeit. Kant zum Beispiel spricht davon, daß die Tapferkeit (*fortitudo moralis*) die „praktische Weisheit“ genannt wird, „weil sie den Endzweck des Daseins des Menschen auf Erden zu dem ihrigen macht“<sup>22</sup>. Und bei Hegel gibt es eine Stelle, an der er von der „vernünftigen, besonnenen Tapferkeit“ spricht, die er auch den „geistigen Mut“ nennt, und er sagt von ihr, daß sie wesentlich durch den Verstand, den Charakter und das Bewußtsein des Ganzen bestimmt wird<sup>23</sup>. Aber ich will jetzt nicht noch weitere von den vielen Denkern hier Revue passieren lassen, die Ähnliches geäußert haben.

Ist, wie dargelegt, Tapferkeit nicht ohne Klugheit denkbar, und auch nicht ohne Gerechtigkeit, dann fragt sich als erstes, worin denn das Wesen der Klugheit besteht. Man kann es mit einem Satz sagen: Klugheit ist die Fähigkeit, das Gute als gut und das Böse als böse zu erkennen und nach dieser Einsicht zu handeln. Eine konkretere Formulierung habe ich bei Anneliese Knoop-Graf gefunden, die sie auf ihren Bruder Willi Graf bezieht: „Mein Bruder hatte von Jugend an ein untrügliches Gefühl für Falsch und Richtig, für Wahr und Unwahr und einen unbeirrbaren Willen, für das einzutreten, was er als wahr und richtig erkannt hatte.“<sup>24</sup> Klugheit, das ist nicht dasselbe wie Gelehrsamkeit, schon gar nicht wie Schläue und Taktik und ebenso wenig wie der leichtfertige Optimismus, es werde schon alles gut gehen. Ich habe so manche intelligente, gebildete, gelehrte Persönlichkeiten kennengelernt, die aber gut und böse nicht sicher zu scheiden wußten und die darum auch nie tapfer waren. In dem feinsinnigen, sehr menschlichen Roman „Die schöne Frau Seidenman“ sagt der Autor Andrzej Szczypiorski (er nahm an dem Warschauer Aufstand gegen die deutsche Besatzung teil und kam daraufhin ins KZ): „Was ist diese größte und geheimste Weisheit des Menschen anderes, als das Gute gut zu nennen und das Böse böse? Darin übertraf er, der gewöhnliche Schneider . . . viele . . . Philosophen und Propheten“.<sup>25</sup>

Was nun aber ist das Gute, für das der Tapfere Gefahren auf sich nehmen soll? In den vorhin gebrachten Zitaten von Kant und Hegel klingt es an: Endzweck der Tapferkeit ist „das Dasein des Menschen auf Erden“, ist „das Bewußtsein des Ganzen“. Thomas von Aquin hat es schon auf einen einfacheren Nenner gebracht: „Das Gut des Gemeinwesens ist das vorzüglichste unter den menschlichen Gütern.“<sup>26</sup> Das Gemeinwohl ist das höchste menschliche Gut; ihm hat die Tapferkeit zu dienen. „Die Tapferkeit“, heißt es an einer anderen Stelle bei Thomas, „besitzt allgemeine Nützlichkeit zur Aufrechterhaltung der gesamten Ordnung der Gerechtigkeit“ („sed fortitudo habet utilitatem generalem ad conservandum totum iustitiae ordinem“)<sup>27</sup>.

Blicken wir in die Dokumente der Weißen Rose, so finden wir das Gesagte vielfach bestätigt. Sie alle, die der Weißen Rose angehört haben, haben das Böse böse genannt und es als solches angeprangert: den autoritären und totalitären Staat, die nationalsozialistische Partei, durch die und in deren Namen schlimmstes Unheil gestiftet worden ist, und vor allem immer wieder den Massenmörder Hitler<sup>28</sup>. Auch der Militarismus wurde von ihnen angeklagt, wenn auch im allgemeinen zurückhaltender. Hans Scholl freilich hatte auch hierfür das zupackende Wort: „Ein Volk, das Friedrich II. einen Großen nennt, wie klein muß es sein?“<sup>29</sup>

Und *für* welches Gut hat sich die Weiße Rose eingesetzt? Am häufigsten finden sich in den Briefen, Aufzeichnungen und Flugblättern die Werte der Wahrheit, der Freiheit, der Gerechtigkeit, also die Werte, auf die allein ein Rechtsstaat gestützt werden kann<sup>30</sup>. Am leuchtendsten ist hier wieder das Beispiel von Sophie Scholl. Albert v. Schirnding schreibt von ihr: „Die Briefe und Tagebuchnotizen, die die letzten fünfeneinhalb Jahre ihres Lebens von innen dokumentieren, sind so persönlich, so rückhaltlos wahrhaftig und im besten Sinne verräterisch, daß für Stilisierung kein Raum mehr bleibt.“<sup>31</sup> Und wie ergreifend hat Kurt Huber diese durch und durch wahrhaftige und rechtliche Gesinnung in seiner Verteidigungsrede zum Ausdruck gebracht: Er bat nicht um Gnade für sich, sondern um Gerechtigkeit für seine jungen Mitangeklagten, denen er eine Sinnesart attestierte, die „wohl die uneigennützigste, idealste“ war, „die man sich denken kann: das Streben nach absoluter Rechtlichkeit, Sauberkeit, Wahrhaftigkeit im Leben des Staates“. Und er fügte noch hinzu: Würde man auf die Maxime seines Handelns – man darf ergänzen: des Handelns der Weißen Rose überhaupt – den kategorischen Imperativ Kants anwenden, „dann würde Ordnung, Sicherheit, Vertrauen in unser Staatswesen, in unser politisches Leben zurückkehren.“<sup>32</sup>

Es ist über jeden Zweifel erhaben: Die Mitglieder der Weißen Rose waren tapfere Menschen, die ihr Äußerstes eingesetzt haben, ihr Leben, für das gemeine Beste.

Hier tut sich aber nun die Frage auf: Waren sie Blutzengen in einer extremen Ausnahmesituation oder gibt es eine Verbindung von ihnen zu unserer Zeit und zu unserer Situation? Gibt es ein Vermächtnis der Weißen Rose, das uns noch heute angeht?

Es wird heute viel vom Widerstandsrecht gesprochen und geschrieben, aber manches von dem, was da verlautet, ist sehr widerspruchsvoll. Kein Zweifel kann daran bestehen, daß wir eine Widerstandssituation, wie sie spätestens 1943 bestand, heute nicht mehr haben. Wir leben in einem Rechtsstaat, so unvollkommen vieles darin auch sein mag.

Die Weiße Rose kämpfte gegen einen völlig pervertierten Unrechtsstaat, und solcher Widerstand war nicht nur sittlich einwandfrei, er war – ich betone es – auch rechtens. Das wird freilich von vielen Juristen anders gesehen. Der Heidelberger Staatsrechtslehrer Hans Schneider z. B. schreibt: „Wenn also das Widerstandsrecht keinen Platz im Staats- und Verwaltungsrecht hat, sondern im Bereich des Sittlichen wurzelt als ‚ein ursprünglicher Aufstand der sittlichen Persönlichkeit in ihrer letzten Gewissensnot‘ (Herbert Krüger), dann ist es unausweichlich, der Berufung auf ein solches transzendentes ‚Recht‘ einen juristischen Argumentationswert abzuspochen . . . Darin liegt die Tragik des Widerstandskämpfers. Mit juristischen Mitteln ist sie nicht aufzulösen.“<sup>33</sup>

Man spürt deutlich, mit welchem Bedauern, ja Widerwillen diese Sätze geschrieben wurden. Leider ist es so, so unausweichlich, so tragisch. Man spürt sogar eine Scham angesichts der Persönlichkeiten der Weißen Rose, des 20. Juli 1944, des Kreisauer Kreises. Aber wer sagt denn, daß die rechtliche Beurteilung von Widerstandskämpfern, denen man ein moralisch einwandfreies Verhalten nicht absprechen kann, zu solchen tragischen Verflechtungen führen muß? Gewiß, ein Naturrecht, nach dem Recht und Moral eins sind, vertritt heute kaum mehr jemand. Aber deswegen ist keineswegs auch gesagt, daß Recht und Moral völlig auseinanderfielen. Sie stehen vielmehr in einem Verhältnis der Polarität, d. h. im Verhältnis eines nur relativen Gegensatzes, der ein wechselseitiges Beziehungsgefüge nicht aus-, sondern einschließt<sup>34</sup>.

Das Widerstandsrecht, das *Recht* zum Widerstand gegen die Obrigkeit, war zwar aus den philosophischen und juristischen Büchern des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts fast verschwunden, indessen darf das nicht vergessen machen, daß es in der abendländischen Philosophie und Rechtsphilosophie eine lange Tradition hat. Schon Aristoteles hat über die Rechtmäßigkeit des Tyrannenmords nachgedacht, bei Thomas von Aquin spätestens wurde dieser sanktioniert. Luther, Melancthon und Calvin haben mit dem Widerstandsrecht gerungen und sich ihm mehr und mehr geöffnet. Dann waren da die Monarchomachen, die zwar nicht mit dem Schwert auf den Plan getreten sind, aber mit Streitschriften, die nicht mit dünner Tinte, sondern gleichsam mit dem Hugenottenblut der Bartholomäusnacht geschrieben waren. Es ist nicht möglich, die Geschichte des Widerstandsrechts hier auch nur im Grundriß zu entfalten.

Wenn man einmal die ganze abendländische Tradition des Widerstandsrechts – und nicht nur die letzten 150 bis 200 Jahre – auf ihren Ertrag untersucht, dann lassen sich durchaus bestimmte Voraussetzungen herauskristallisieren, die gegeben sein müssen, um eine Widerstandshandlung gegen die Obrigkeit als rechtmäßig (und nicht nur als moralisch) qualifizieren zu können. Ich nenne die wichtigsten in Kurzform: 1. durch den Mißbrauch der Staatsgewalt muß eine solche physische oder psychische Not des Volkes eingetreten sein, daß die Staatsgewalt als Angreifer und der Widerstand gegen sie als Recht der sozialen Notwehr erscheint; 2. der Widerstand darf nicht als völlig aussichtslos zu erachten sein, weil er sonst nur noch mehr Unordnung und Unsicherheit in die Verhältnisse bringen würde; 3. das Widerstandsrecht kommt nur subsidiär in Betracht, d. h. wenn alle legalen und friedlichen Mittel erschöpft sind; 4. die Verhältnismäßigkeit muß gewahrt sein, mit anderen Worten: die Arznei darf nicht schlimmere Folgen haben als die Krankheit; 5. der Widerstandsleistende muß die nötige Einsicht besitzen, um die Lage richtig beurteilen zu können, und er muß in der inneren Gewißheit handeln, dem Wohle des Ganzen zu dienen und nicht etwa nur sich selbst; 6. ob Widerstand passiv oder aktiv (was nicht gleichbedeutend mit gewaltsam ist; die Weiße Rose hat sehr aktiv, aber gewaltlos gehandelt), gewaltlos oder gewaltsam zu leisten ist, hängt von der Erforderlichkeit der Mittel und diese von der Stärke des Angriffs ab; das hat auch etwas mit dem rechten Zeitpunkt des Widerstandes zu tun, der geleistet werden muß, wenn noch Aussicht auf Erfolg besteht<sup>35</sup>.

Es ist keine Frage, daß bei der Weißen Rose alle diese Voraussetzungen erfüllt sind. Die gegen sie erlassenen Urteile und die vollstreckten Strafen haben daher vor dem Recht keinen Bestand – ganz unabhängig von dem Streit, ob diese Urteile je ausdrücklich aufgehoben worden sind oder nicht<sup>36</sup>.

Eine meist sehr schwer zu beantwortende Frage ist die nach der Erfolgsaussicht und damit auch nach der Rechtzeitigkeit des Widerstandes. Gewiß kann auch ein mißlungener Widerstand einen moralischen Wert und in diesem Sinne Erfolg haben. Aber wenn er ganz zur Unzeit kommt und daher völlig aussichtslos erscheint, ist er nicht legitim. Der einzige gravierende Einwand gegen das Unternehmen des 20. Juli 1944 besteht darin, daß er zu spät erfolgt sei. Vor ein paar Jahren schrieb Otto John, der dem Kreis um den 20. Juli 1944 angehörte, ein Buch mit dem bezeichnen-

den Titel: „Falsch und zu spät“ – Der 20. Juli 1944“<sup>37</sup>. Ich teile diesen Standpunkt nicht, denn, so frage ich, wäre nicht noch viel Unheil verhindert worden, wenn das Attentat auf Hitler gelungen wäre?

Ganz anders urteilt Erich Kästner: „Die Ereignisse von 1933 bis 1945 hätten spätestens bis 1928 bekämpft werden müssen. Später war es zu spät. Man darf nicht warten, bis der Freiheitskampf Landesverrat genannt wird. Man darf nicht warten, bis aus dem Schneeball eine Lawine geworden ist. Man muß den rollenden Schneeball zertreten. Die Lawine hält keiner mehr auf. Sie ruht erst, wenn sie alles unter sich begraben hat . . . Drohende Diktaturen lassen sich nur bekämpfen, ehe sie die Macht übernommen haben. Es ist eine Angelegenheit des Terminkalenders, nicht des Heroismus . . .“<sup>38</sup> Aber so glücklich wir uns preisen könnten, wenn Hitler und sein Gefolge 1928 von der Bildfläche verschwunden wären, sicher ist auch, daß zu jener Zeit noch keine Widerstandssituation bestand. Das ist ja eben die Tragik des Widerstands, daß er dann, wenn er frühzeitig genug geleistet wird, um Erfolg zu haben, mangels Notwehrsituation als nicht rechtmäßig erscheint, während er dann, wenn die Notwehrsituation klar gegeben ist, auch wieder nicht rechtmäßig sei, weil kaum mehr Erfolgsaussicht besteht. So ist es nur allzu oft das Los des Widerstandskämpfers, nach den äußeren Merkmalen als Hoch- und Landesverräter zu erscheinen, dabei mit seinen Rechtfertigungsgründen nicht gehört zu werden, und dies um eines im Zeitpunkt der Tat meist weit entfernten Rechtsstaats willen, der erst für die Zukunft wiederherzustellen ist.

Trotz alledem: Es gibt durchaus auch heute noch rechtmäßigen, überwiegend sogar gewaltlosen Widerstand, der noch nicht, wie wir hoffen wollen, zu spät kommt. Wir alle sind in den letzten Monaten dessen Zeugen geworden. Wie wäre es, wenn es 1933, als die Grund- und Menschenrechte außer Kraft gesetzt wurden, oder spätestens 1934 bei der Röhm-Affäre ein Leipzig, ein Prag, ein Budapest gegeben hätte? Oder wenn es die Weiße Rose gegeben hätte? Ich muß es Ihnen selbst überlassen, darauf eine Antwort zu versuchen. Es wird immer ein Makel an uns bleiben, weil wir es nicht vermocht haben, aus eigener Kraft das Hitlerregime von uns abzuschütteln. Es waren zu wenige, die sich aufgelehnt haben. Auf einem der Flugblätter der Weißen Rose steht die Klage: „Was aber tut das deutsche Volk? Es sieht nicht und es hört nicht. Blindlings folgt es seinen Verführern ins Verderben.“<sup>39</sup> Noch härter klingt diese Klage in einem anderen Flugblatt: „Das deutsche Volk schläft in seinem dumpfen, blöden Schlaf weiter und gibt diesen faschistischen Verbrechern Mut und Gelegenheit, weiterzuwüten.“<sup>40</sup> Und auf einem dritten Flugblatt heißt es mit aller Bitterkeit, daß „die Deutschen, so jeder Individualität bar . . ., zur geistlosen und feigen Masse geworden sind“<sup>41</sup>. Ja, wenn diese Klagen schon zehn Jahre früher erhoben worden und auf Resonanz gestoßen wären!

Die Frage, die heute bei uns gestellt wird, lautet: Gibt es ein Widerstandsrecht auch im Rechtsstaat? In einem Rechtsstaat, in dem ausnahmslos alles zum Besten bestellt ist und keinerlei Ungerechtigkeiten geschehen, kann es ein Widerstandsrecht ohne Zweifel nicht geben. Doch ein solcher Rechtsstaat existiert nicht und wird nie existieren. Es kann, nach den Worten von John Rawls, bestenfalls eine „fast gerechte Gesellschaft“ geben, die „größtenteils wohlgeordnet ist, in der aber doch einige ernsthafte Gerechtigkeitsverletzungen vorkommen“<sup>42</sup>. Schon Aristoteles wußte, daß selbst das beste Gesetz, weil es in abstrakt-allgemeiner Sprache formuliert werden muß, notwendigerweise – der „Natur der Sache“ nach, sagt er – im Einzelfall zu ungerechten Entscheidungen führen muß<sup>43</sup>. Das Mittel dagegen wäre die Abschaffung der Gesetze und damit die Herbeiführung der Anarchie. Da wir also Gesetze brauchen, kommen wir um die Konsequenz nicht herum, daß ein Gesetz auch in dem Falle gültig ist, in dem es zu keiner gerechten Lösung führt, so es nur generell dazu bestimmt ist, Gerechtigkeit zu verwirklichen. Um „gesetzliches Unrecht“, um „Nicht-Recht“ handelt es sich nach der berühmten Radbruchschen Formel dann, aber auch nur dann, wenn das Gesetz nicht nur im Einzelfall, sondern allgemein gegen die Gerechtigkeit

keit verstößt, zumal wenn Gerechtigkeit damit gar nicht angestrebt wird<sup>44</sup>.

Damit ist das entscheidende Wort zu der Widerstandsform gesagt, die man heute „zivilen Ungehorsam“ nennt. Seit John Rawls in seinem Buch „A Theory of Justice“ den zivilen Ungehorsam ausführlich diskutiert hat<sup>45</sup>, ist darüber sehr viel geschrieben worden, wobei freilich von einer Einheitlichkeit der Standpunkte keine Rede sein kann<sup>46</sup>. Ich spreche hier nur von der Version, wonach Gesetzen der Gehorsam verweigert wird, die gültig sind, mögen sie auch im Einzelfall versagen. Dazu hat, soweit ich sehe, noch immer Mahatma Gandhi die treffendsten Worte gefunden. „Ziviler Ungehorsam“, so sagt er, „gegenüber einem bestimmten Gesetz muß verbunden sein mit widerstandsloser Hinnahme der Strafe, die für eine Übertretung dieses Gesetzes vorgesehen ist.“ Wer sich nach Übertretung des Gesetzes auch gegen die Strafe auflehnt, kann „nicht mehr friedlich genannt werden“, weil solches Verhalten „zur Anarchie oder zum Chaos“ führt. „Wer zivilen Ungehorsam leistet, ist“, so sagt Gandhi, „Menschenfreund“. Dabei ist immer vorausgesetzt, „daß der zivile Ungehorsam einen völlig gewaltlosen Charakter hat“<sup>47</sup>.

Man kommt somit nicht um das Skandalon herum, daß, wer gültigen Gesetzen den Gehorsam versagt, rechtswidrig und gegebenenfalls auch strafbar handelt, auch wenn er dabei dem Befehl seines Gewissens gehorcht. Jenseits dieses Standpunktes gibt es nur die Utopie und die Anarchie.

Indessen: *Bene iudicat, qui bene distinguit*. Man muß sorgfältig unterscheiden. Wenn die Strafe die Folge des zivilen Ungehorsams sein soll, muß es sich wirklich um einen Verstoß gegen gültiges Recht handeln, d. h. es muß eine gültige Norm in allen ihren Voraussetzungen verletzt sein. Bei den heißdiskutierten Sitzblockaden ist das nicht der Fall, jedenfalls nicht im Hinblick auf eine strafbare Nötigung. Ich kann meine Argumente hierfür nur ganz stichwortartig nennen: 1. der Nötigungsparagraph (§ 240 StGB) verstößt gegen das Bestimmtheitsgebot und ist daher verfassungswidrig (diese Auffassung teilen immerhin vier der acht Bundesverfassungsrichter, die darüber zu entscheiden hatten); 2. rein passives, nichtaggressives Dsitzen auf der Straße ist vielleicht eine Verkehrsbehinderung, aber keine „Gewalt“; 3. daß auch ehrenwerte „Fernziele“ für die rechtliche Bewertung einer Handlung eine Rolle spielen, kann man an fast allen Rechtfertigungsgründen demonstrieren; 4. keinesfalls kann das Mittel des Sitzstreiks zur Warnung vor den Gefahren eines Atomkriegs als „verwerflich“ gekennzeichnet werden.

Nun entscheiden die Gerichte gemäß dem Grundsatzurteil des Bundesgerichtshofs<sup>48</sup> in allen vier Punkten entgegengesetzt und nehmen daher eine rechtswidrige Nötigung an. Wie aber steht es bei solcher Sicht mit der Schuld? In dem spektakulärsten dieser Prozesse haben zwei um das Gemeinwohl hochverdiente Frauen, Inge Aicher-Scholl und Helga Einsele, mit geradezu zwingenden Gründen dargetan, daß sie sich nach ihrer Überzeugung nicht wegen Nötigung strafbar gemacht haben: eben deshalb hätten sie das Angebot des Landgerichts, das Verfahren einzustellen, abgelehnt, weil in der Zustimmung zur Einstellung auch das Eingeständnis, eine Nötigung begangen zu haben, zu finden gewesen wäre. Das aber ist – vom Standpunkt der herrschenden Praxis aus – ein klarer Fall eines Verbotsirrtums, und zwar eines entschuldbaren, denn die Rechtsauffassung der Hälfte der in der Sache zuständigen Verfassungsrichter darf sich gewiß jeder Bürger zu eigen machen, ohne daß ihm dies zum Vorwurf gereichen könnte.

Denen, die wegen eines solchen Verhaltens bestraft wurden oder noch werden, helfen meine Argumente freilich nicht. Haben sie aus Gewissensgründen so gehandelt, dann wird das Gewissen sie auch freisprechen, und ich stehe nicht an, solche Menschen tapfer zu nennen.

Lautet das Resümee meiner Ausführungen nun, daß im Rechtsstaat der Untertanengehorsam gegen die Obrigkeit die höchste Tugend sei? Durchaus nicht. Das Denkmodell: hier Rechtsstaat und Gehorsam gegen dessen Gesetze und dort Tyrannis und Widerstand gegen sie, ja Tyrannenmord, ist falsch, zumindest eine unzulässige Vereinfachung. Die Grenzen zwischen Rechtsstaat und Unrechtsstaat sind fließend. Es gibt keinen Staat, der der Gefahr einer Perversion zum Un-

rechtsstaat entrückt wäre. Die Verkehrung von Rechtsordnungen ist ein Dauerproblem irdischer Existenz<sup>49</sup>. Die Perversion beginnt bereits da, wo man Recht und Rechtsstaat als etwas Gegebenes ansieht, das man hat, als ein Zustand, den es zu konservieren gilt, als ein erreichtes Ziel, an dem man sich ausruhen kann. Die Folge dieser Denkweise ist notwendig eine Versteinerung, Erstarrung und damit Entfremdung des Rechts, denn nur dann kann Recht Recht bleiben, wenn es am Leben erhalten, d. h. unablässig gestaltet und fortgebildet wird. Nur das noch Unfertige, Prozeßhafte ist lebendig.

Von hier aus erschließt sich ein neues Verständnis des Widerstandsrechts, eines Widerstandsrechts nicht der großen, heroischen und oft so vergeblichen Taten, sondern eines Widerstandsrechts der alltäglichen, praktischen Vernunft, eines „Widerstandsrechts der kleinen Münze“, wie ich es einmal genannt habe<sup>50</sup>. Es ist die Tapferkeit der meist unbekanntesten kleinen Helden, die nicht ducken, sondern aufrecht gehen. Widerstand in diesem Sinne ist nicht das letzte Mittel gegen einen bereits völlig pervertierten Staat, sondern weit eher das erste Mittel gegen sich ankündigende Abweichungen vom rechten Weg, seine Funktion ist, schon den Anfängen der Perversion zu wehren. Der beharrliche Widerstand gegen einen sich verfestigenden Zustand ist notwendig, damit Recht und Rechtsstaat immer und immer wieder regeneriert werden, so daß es zu einer solchen Ausnahmesituation gar nicht erst kommt, in der dem Unrecht allenfalls noch mittels Gewalt begegnet werden kann. Dieser „kleine“ Widerstand muß beständig geleistet werden, damit der „große“ Widerstand entbehrlich wird. Man muß unter normalen Verhältnissen dafür sorgen, daß der Ernst- und Extremfall nicht eintritt. So verstanden, ist der Widerstand ein Wesenselement des Rechts, gleichsam sein dynamisches Element und als solches einer gesetzlichen Fixierung naturgemäß entzogen.

Da Widerstand in dieser Form sich nicht gegen eine illegale Obrigkeit richtet, sondern gegen eine legale, aber das Gemeinwohl gefährdende Machtausübung, ist die Anwendung von Gewalt, aber auch der offene zivile Ungehorsam unter allen Umständen untersagt. Hier unterscheide ich mich deutlich von Rawls und seinen Anhängern. Wenn Rawls sagt, der zivile Ungehorsam sei erlaubt, wo es sich um eine „fast gerechte Gesellschaft“ handelt, dann bedeutet dies, daß ziviler Ungehorsam immer erlaubt ist; denn es gibt im besten Falle immer nur „fast“ gerechte Gesellschaften, „schlechthin“ gerechte Gesellschaften kann es unter Menschen nicht geben.

Nach meinem Verständnis ist das „Widerstandsrecht der kleinen Münze“ keine Sache der Gewalt, auch nicht der lauten Agitation, sondern eine Sache des Geistes, eine staatsbürgerliche Haltung in vielfacher Schattierung: Mißtrauen gegenüber den Mächtigen, Mut zur offenen Kritik, Demaskierung von Übelständen, Neinsagen zum Unrecht, auch und gerade, wenn es „von oben“ kommt oder die „herrschende Meinung“ ist, Nichtmitmachen an als unheilvoll erkannten Aktionen, wiewohl man sich dadurch Sympathien verschmerzen mag – der Möglichkeiten sind Legion. Thomas von Aquin nennt unter den zwei Arten der Tapferkeit als erstes das Stnadhalten und dann erst das Angreifen<sup>51</sup>. Denn nicht was am schwersten ist, macht die sittliche Tugend aus, sondern was der Verwirklichung des Guten am besten dient<sup>52</sup>. Ganz in diesem Sinne nennt Richard Hauser als Mittel gegen Überschreitungen rechtmäßiger Befehlsgewalt die rechtlich vorgesehene Einsprache, den Protest, die geheime Schamlosigkeit, die Tugend der Epikie<sup>53</sup> und vor allem den „leidenden Gehorsam“, der seiner inneren Struktur nach gar kein Gehoram ist, da in diesem Sich-Fügen die Absage an den Befehl verborgen liegt<sup>54</sup>. Gerade dieser „leidende Gehorsam“ als Mittel geistigen Widerstands wird in seiner Wirkung meist verkannt. Wenn sich während der Zeit der Diktatur nur alle diejenigen, die hinterher behauptet haben, dagegen gewesen zu sein, dazu aufgegrafft hätten, passiv zu bleiben, sich jeder Zustimmung, jeder Akklamation, jeder opportunistischen Verbeugung zu enthalten, wenn sie den Hitlergruß verweigert, keine Kundgebungen besucht, bei den sogenannten Volksabstimmungen mit Nein gestimmt und überhaupt ihre Beteili-

gung auf ein Minimum beschränkt hätten, dann wäre sicher manches anders gekommen. Und das wären Widerstandshandlungen gewesen, die auch den „kleinen Mann“ nicht überfordert hätten, da sie ihm vielleicht manche Unannehmlichkeit, aber gewiß nicht Gefängnis oder Konzentrationslager eingebracht hätten.

Widerstand in diesem Verständnis hat deshalb auch nichts mit Revolution zu tun. Revolution ist im Grunde ein Zwillingsbrüderpaar der Reaktion: Sobald sie zum Sieg gelangt ist, trachtet sie, den errungenen Zustand als unabänderlich zu sichern und verbietet deshalb jede Veränderung. Widerstand dagegen ist ständige Evolution. Er gelangt nie ans Ziel, so wenig der Seemann je den Horizont erreicht. Aber er ist die bewegende Kraft, deren das Recht und der Rechtsstaat zu ihrer fortwährenden Erneuerung und damit zur Verhinderung ihrer Entartung bedürfen.

Nichts anderes als dieses „normenkritische Verständnis“<sup>55</sup> hat auch Jesus in den Antithesen der Bergpredigt zum Ausdruck gebracht: „Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt wurde – ich aber sage euch.“<sup>56</sup> Es war ihm darum zu tun, das harte Gesetz, das die Menschen nach Maßgabe des Gleichheitsprinzips behandelt, menschlicher zu machen: „Der Sabbat ist um des Menschen willen da, nicht der Mensch um des Sabbats willen.“<sup>57</sup> Aber das mosaische Gesetz der Sabbatheiligung hat Jesus damit nicht in Frage gestellt.

Ganz im Gegensatz dazu haben bei uns Jahrhunderte hindurch Ordnungsphilosophie und Ordnungstheologie gelehrt, daß der Gehorsam gegenüber der Obrigkeit, der staatlichen wie der kirchlichen, die höchste Tugend sei und daß der Gehorchende keine Verantwortung für das trage, was ihm befohlen wird. So haben Bürger verwerfliche Anweisungen, Soldaten verbrecherische Befehle, Richter ungerechte Gesetze, Christen Irrlehren der Kirche ohne Gewissensbisse blind befolgt, und dies nicht etwa nur in Zeiten der Diktatur. Widerstand zu leisten, war nicht ihre Sache. Dietrich Bonhoeffer hat einmal den scheinbar paradoxen Satz geschrieben: „Wer wollte dem Deutschen bestreiten, daß er im Gehorsam . . . immer wieder das Äußerste an Tapferkeit und Lebens Einsatz vollbracht hat“, daß aber „fast nirgends Civilcourage“ bei ihm zu finden ist.<sup>58</sup> Übrigens hat diese Entdeckung auch schon Otto v. Bismarck gemacht: „Mut auf dem Schlachtfeld“, so sagt er, „ist bei uns Gemeingut, aber Sie werden nicht selten finden, daß es ganz achtbaren Leuten an Zivilcourage fehlt.“<sup>59</sup> Es wäre ein weites Feld, darüber nachzusinnen, wie hier die Begriffe „Tapferkeit“, „Mut“ und „Zivilcourage“ gebraucht werden und in welchem Verhältnis sie zueinander und zum Widerstand stehen. Ich muß mir das hier versagen.

Auf einen Punkt aber muß ich noch eingehen. Vermutlich haben Sie längst den Einwand parat: Das, wovon ich hier spreche, sei nicht Widerstand, sondern Ausübung des Rechts auf freie Meinungsäußerung, auf Kritik, auf Demonstration, auf Opposition, sei wohl auch Ausdruck von Bürgermut und Zivilcourage, aber eben, da es sich hierbei um erlaubte Akte im Rahmen der bestehenden Rechtsordnung handle, nicht Widerstand. Das Widerstandsrecht habe seinen Platz ausschließlich im Unrechtsstaat, nur dort, wo es sich um ein *ius contra legem corruptam* darstelle, und wer es aus diesem Bezug löse, trage letztlich zu seiner Verharmlosung und Entwertung bei.

Dieser Einwand will ernst genommen werden. Gewiß gibt es Verhältnisse, in denen Zivilcourage und Tapferkeit – ich meine nicht die befohlene Tapferkeit auf dem Schlachtfeld, sondern die Tapferkeit des Herzens, die eine Tat der Freiheit ist – so selbstverständlich praktiziert werden, daß sie als nichts Außergewöhnliches erscheinen und daher von niemandem als Widerstand empfunden werden. Aber so liegen die Dinge bei uns nicht.

Der Tübinger Theologe Steinbach hat einmal beklagt, daß wir die von den Männern und Frauen des Widerstands erschlossenen Zukunftsmöglichkeiten schlecht genutzt hätten: „Der Widerstand hat keine wirkliche Heimat im Herzen des Volkes gefunden. Wir sind kein politisches Volk geworden, sondern begnügen uns wiederum mit einer bloß passiven Existenz, dem die Abstraktheit unserer politischen Routine entspricht.“<sup>60</sup> Diese Feststellung trifft sehr genau den Kern

der Sache. Während in den romanischen und angelsächsischen Ländern, zumindest früher – und heute ja wieder – auch in den osteuropäischen, der Widerstand (im traditionellen Sinne) im Rechtsbewußtsein der Völker fest verankert ist, bereiten uns die Weiße Rose und der 20. Juli 1944 deshalb so große Schwierigkeiten, weil wir ein anderes Verhältnis zum Staat haben. Der deutsche konstitutionelle und demokratische Rechtsstaat zwischen 1840 und 1930 hat sich gerade in betonter Abwendung vom mittelalterlichen Widerstandsrecht entwickelt. Daher kommt es, daß bei uns immer und immer wieder davor gewarnt wird, den Ausnahmecharakter des „Dritten Reichs“ und des damals geleisteten Widerstands zu übersehen. Gewiß hat dieser Hinweis seine Berechtigung im Hinblick auf den Gehorsamsanspruch des Rechtsstaats. Doch er birgt auch eine große Gefahr, die Gefahr nämlich, daß dadurch die Traditionen und Lehren des Widerstandsrechts beiseitegeschoben und vor allem das Gewissen und die kritische Wachsamkeit der Bürger eingeschlüfert werden. In dieser Weise wird heute von vielen die Idee des Widerstands als etwas abgetan, was für unsere Verhältnisse allenfalls noch von marginaler Bedeutung sei<sup>61</sup>.

Dieser Befund läßt es geboten erscheinen, gerade dem „Widerstandsrecht der kleinen Münze“ seinen Rang und seine Funktion bei der Abwehr von Mißbräuchen und Mißgriffen der Macht zu sichern. Es muß bewußt gemacht werden, daß es auch hierbei um ein Widerstehen, ein Sichentgegenstellen geht, das unter Umständen Opfer abverlangt, aber dem Gemeinwohl geschuldet, von diesem freilich auch inhaltlich begrenzt wird. Es geht um den Widerstand gegen die Trägheit des Herzens und gegen den Weg des geringsten Widerstands, um Widerstand gegen die Gleichgültigkeit und gegen die Resignation, um Widerstand gegen die Versuchung zum Untätigbleiben und Schweigen, aber auch um Widerstand gegen die Ungeduld, die immer alles und alles sofort haben will. Gerade Geduld zeichnet den wirklich Tapferen aus<sup>62</sup>, was man nicht verwechseln darf mit Passivität. Geduld hat viel mit Nüchternheit und Ernst zu tun, aber auch mit Hoffnung. In den Zeugnissen der Weißen Rose findet man davon viel.

Daß Widerstand in diesem Sinne auch im demokratischen Rechtsstaat nicht ad acta gelegt werden darf, ist für die demokratische Bewußtseinsbildung von schwer zu überschätzender Bedeutung. Denn die Erkenntnis, daß solcher Widerstand dem Recht selbst als sein antagonistisches Element innewohnt, eröffnet einen Ausweg aus dem fatalen Zirkel von Aktion und Reaktion, von zerstörerischem Aufruhr und lähmender Obrigkeitssideologie, denen wir in unserer heutigen Welt so oft begegnen. Deshalb ist auch Freiheit vielfach so abstrakt. Nur in der Spannung von Gehorsam und Widerspruch wird Freiheit konkret.

1 Es handelt sich um meinen Vater Edmund Kaufmann. Eines seiner Flugblätter ist abgedruckt in: Schlaglichter; Belege und Bilder aus dem Kampf gegen die Kirche, hrsg. von K. Hofmann, 1947, S. 40 ff. (Das christliche Deutschland 1933 bis 1945, Katholische Reihe Heft 8)

2 Vgl. z. B. Willi Graf, Briefe und Aufzeichnungen, hrsg. von Anneliese Knoop-Graf und Inge Jens, 1988, S. 20 f

3 G. Radbruch, Vom Mut und seinen Arten, in: Frankfurter Zeitung vom 13.5.1917.

4 Hans Scholl / Sophie Scholl, Briefe und Aufzeichnungen, hrsg. von Inge Jens, 1984, S. 15. Siehe auch Inge Scholl, Die Weiße Rose, erweiterte Neuauflage 1989, S. 31.

5 Hans Scholl / Sophie Scholl (Fn. 4), S. 214.

6 Anneliese Knoop-Graf, Zum Gedenken an „die Weiße Rose“, in: Chronik der Ludig-Maximilians-Universität München, 1982/83, S. 38

7 Walter Jens, Einleitung zu Willi Graf (Fn. 2), S. 18.

8 Hans Scholl / Sophie Scholl (Fn. 4), S. 104.

9 Inge Scholl (Fn. 4), S. 72.

10 W. Jaeger, Persönliche Erinnerungen an Kurt Huber, in: Ruperto Carola (Universität Heidelberg), Heft 65/66, 1981, S. 29.

11 R. Bleistein, Alfred Delp; Geschichte eines Zeugen, 1989, bes. S. 402 ff. Siehe auch P. Steinbach, Jesuiten im Widerstand, in: Süddeutsche Zeitung Nr. 162 vom 18.7.1989, S. 28.

12 G. Ritter, Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung, 1964, S. 461 ff.

13 N. Hartmann, Ethik, 3. Aufl. 1949, S. 433.

14 Aristoteles, Nikomachische Ethik, III. Buch, 9.–11. Kapitel (1115 a–1117 a).

15 Thukydides, Der Peloponnesische Krieg, übertragen von A. Horneffer (Ausgabe Phaidon), 2. Buch, Winter 431/30 (S. 145).

16 Thomas von Aquin, Summa theologiae II, II, 123, 12.

- 17 Thomas von Aquin, *Summa theologica* II, II, 124, 3.
- 18 Thomas von Aquin, *Summa theologica* II, II, 125, 2.
- 19 Thomas von Aquin, *Quaestio disputata de virtutibus in communi* 12 ad 23.
- 20 Vgl. J. Pieper, *Vom Sinn der Tapferkeit*, 8. Aufl. 1963, S. 36, 40. Das Büchlein informiert gut und ist klar geschrieben. Allerdings wird man der These von Pieper, daß alle echte Tapferkeit letztendlich mystischer Natur und auf Gott hingeeordnet sei (S. 70 ff.), in Anbetracht der vielen tapferen, aber ungläubigen Menschen nicht folgen können.
- 21 Thomas von Aquin, *Commentum in IV libros sententiarum* 3, d., 2, 5.
- 22 Kant, *Metaphysik der Sitten*; *Metaphysische Anfangsgründe der Tugendlehre*, Einleitung XIV. Von der Tugend überhaupt (Akademieausgabe S. 249).
- 23 Hegel, *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, Ausgabe Suhrkamp, 12. Band, S. 482.
- 24 Anneliese Knoop-Graf (Fn. 6), S. 36.
- 25 A. Szczypiorski, *Die schöne Frau Seidenmann*, aus dem Polnischen, 1988, S. 128.
- 26 Thomas von Aquin, *Summa theologica* II, II, 124, 5.
- 27 Thomas von Aquin, *Summa theologica* II, II, 124, 1.
- 28 Vgl. z. B. W. Bartoszewski, *Gedächtnisvorlesung „Weiße Rose“ 1987* in: *Chronik der Ludwig-Maximilians-Universität München, 1986–1988*, S. 45 ff.; H. Krings, *Das Zeichen der Weißen Rose*, in: *Stimmen der Zeit* 201 (1983), 305 ff.; W. Jens (Fn. 7), S. 7 ff.; W. Frühwald, *Gedächtnisvorlesung „Weiße Rose“ 1985*, in: *Chronik der Ludwig-Maximilians-Universität München 1984–1986*, S. 49 ff.
- 29 Hans Scholl / Sophie Scholl (Fn. 4), S. 100. Vielleicht ist Hans Scholl Friedrich II. doch nicht ganz gerecht geworden. Gewiß, in der Nazi-Zeit ist er nur als der Feldherr, der große Schlachten geschlagen hat, dargestellt worden. Von dem anderen Friedrich, der auf dem Gebiet der Kultur nicht Weniges geleistet hat (schließlich hat er auch als einer der ersten deutschen Fürsten die Folter abgeschafft), war damals kein Wort zu hören.
- 30 Siehe etwa Inge Scholl (Fn. 4), S. 83 ff.; W. Jaeger (Fn. 10), S. 30 f. – Auch bei anderen Widerstandleistenden ist der Einsatz für „Werte“, für „die gute Sache“, für „Wahrheit“, „Freiheit“, „Gerechtigkeit“, für den „Rechtsstaat“ für das „bonum commune“ vielfach bezeugt; vgl. z. B. Ritter (Fn. 12), S. 461; R. Bleistein (Fn. 11), S. 403 f.
- 31 A. v. Schirnding, *Wider die Gleichgültigkeit*; Briefe und Aufzeichnungen der Geschwister Scholl, in: *Süddeutsche Zeitung* Nr. 226, 1984, S. 156.
- 32 W. Jaeger (Fn. 10), S. 30 f. Die wesentlichen Passagen der Verteidigungsrede finden sich in: Clara Huber (Hrsg.), *Kurt Huber zum Gedächtnis*, 1986, S. 74 ff.
- 33 Hans Schneider, *Widerstand im Rechtsstaat*, 1969, S. 22 f.
- 34 Näher habe ich darüber geschrieben in meiner Schrift: *Recht und Sittlichkeit*, 1964.
- 35 Eingehender (mit weiteren Nachweisen) bei Arthur Kaufmann, *Das Widerstandsrecht der kleinen Münze*, in: *Gedächtnisschrift für Ilmar Tammelo*, 1984, S. 85 ff.; derselbe, *Das Widerstandsrecht in Geschichte und Grundgesetz*, in: *Der Rechtsstaat und seine Feinde*, hrsg. von Bernd Rill und Rupert Scholz, 1986, S. 52 ff.; derselbe (Hrsg.), *Widerstandsrecht*, 1971 (darin finden sich viele klassische Beiträge, namentlich aus der NS-Zeit, zudem ein sehr reichhaltiges Literaturverzeichnis).
- 36 Siehe dazu W. Fikentscher/R. Kohl, *Strafrechtliche Wiedergutmachung nationalsozialistischen Unrechts*, in: *Neue Juristische Wochenschrift* 1983, S. 12 ff.
- 37 O. John, „Falsch und zu spät“; *Der 20. Juli* 1944, 1984.
- 38 Erich Kästner, *Rede auf der Hamburger Tagung des PEN-Clubs aus Anlaß der 25. Wiederkehr des Jahrestages der Bücherverbrennung*, 1958.
- 39 Inge Scholl (Fn. 4), S. 116.
- 40 Inge Scholl (Fn. 4), S. 103.
- 41 Inge Scholl (Fn. 4), S. 96.
- 42 John Rawls, *Eine Theorie der Gerechtigkeit*, 1975, S. 399.
- 43 Aristoteles, *Nikomachische Ethik*, V. Buch, 14. Kapitel (1137 a–1138 a).
- 44 G. Radbruch, *Gesetzliches Unrecht und übergesetzliches Recht*, in: derselbe, *Rechtsphilosophie*, 8. Aufl. 1973, S. 339 ff.
- 45 J. Rawls (Fn. 42), S. 368 ff.
- 46 Siehe außer Rawls etwa noch: P. Glotz (Hrsg.), *Ziviler Ungehorsam im Rechtsstaat*, 1983; J. Habermas, *Die Neue Unübersichtlichkeit*, 1985, S. 79 ff.; Th. Laker, *Ziviler Ungehorsam*, 1986; H.-J. Benedict, *Ziviler Ungehorsam als christliche Tugend*, 1989; N. H. Fleisch, *Ziviler Ungehorsam – oder gibt es ein Recht auf Widerstand im schweizerischen Rechtsstaat?*, 1989; R. Dreier, *Widerstandsrecht im Rechtsstaat*; *Bemerkungen zum zivilen Ungehorsam*, in: *Festschrift für H. U. Skupin*, 1983, S. 573 ff.; W. Hassemer, *Ziviler Ungehorsam – ein Rechtfertigungsgrund?*, in: *Festschrift für R. Wassermann*, 1985, S. 325 ff.
- 47 Mahatma Gandhi, *Worte des Friedens*, hrsg. von Maria Otto, 7. Aufl. 1984, S. 45, 65 f.
- 48 *Entscheidungen des Bundesgerichtshofs in Strafsachen*, 35. Band, S. 270 ff. Dazu Arthur Kaufmann, *Der BGH und die Sitzblockade*, in: *Neue Juristische Wochenschrift* 1988, S. 2581 ff.
- 49 Vgl. F. v. Hippel, *Die Perversion von Rechtsordnungen*, 1955, S. 178 ff.
- 50 Arthur Kaufmann (Fn. 35).
- 51 Thomas von Aquin, *Summa theologica* II, II, 123, 6; II, II, 128, 1.
- 52 Thomas von Aquin, *Summa theologica*, II, II, 123, 12.
- 53 Ein Beispiel für solche Epikie ist die „Erfindung“ der extrem subjektiven Teilnahmetheorie durch das ehemalige Reichsgericht, um auf diese Weise ein sonst nicht zu umgehendes Todesurteil zu vermeiden (*Entscheidungen des Reichsgerichts in Strafsachen*, 74. Band, S. 85 ff.).
- 54 R. Hauser, *Was des Kaisers ist*; *Zehn Kapitel christlicher Ethik des Politischen*, 1968, S. 149 ff., 178 f.
- 55 Siehe Peter Noll, *Jesus und das Gesetz*; *Rechtliche Analyse der Normenkritik in der Lehre Jesu*, 1968.
- 56 Mt. 5, 21 ff.
- 57 Mk. 2, 27.
- 58 D. Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung*, 1962, S. 13 f.
- 59 Zitiert nach A. Wenzel, *Zivileourage im öffentlichen Dienst*, 1965, S. 5
- 60 Steinbach, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 22. 7. 1968.
- 61 Vgl. z. B. S. Jorgensen, *Das Individuum, die Gesellschaft und das Widerstandsrecht*, in: *Zeitschrift für öffentliches Recht und Völkerrecht* 24 (1973), S. 19 ff.; Beutler, *Widerstandsrecht*, in: *Der Staat* 14 (1975), S. 589 ff.; Kröger, *Widerstandsrecht und demokratische Verfassung*, 1971, S. 1.
- 62 Siehe Thomas von Aquin, *Summa theologica* II, II, 136, 4.

## Internationales Begegnungszentrum

Am 12. Februar 1990 ist der 1. Bauabschnitt für das lange erwartete Internationale Begegnungszentrum in Anwesenheit von Staatssekretär Dr. Thomas Goppel und des Generalsekretärs der Alexander-von-Humboldt-Stiftung, Dr. Heinrich Pfeiffer, eröffnet worden. Dieser 1. Bauabschnitt umfaßt das sog. „Gästehaus“ in der Amalienstraße 38, das völlig neu gebaut wurde. Im 2. Bauabschnitt wird das Vordergebäude unter Beibehaltung der alten Fassade innen saniert.

Es war außerordentlich schwierig in München ein geeignetes Grundstück zu finden. Eine frühere Planung auf dem Gelände der Universitätsreitschule in der Königinstraße scheiterte u. a. am Widerstand der Bevölkerung, eine ebenfalls bereits weit fortgeschrittene Planung an der Türkenstraße wurde durch die Notwendigkeit, mehr Hochschulinstitute auf dem Gelände der ehemaligen Türkenkaserne unterzubringen, hinfällig. Auch gegen den jetzigen Standort Amalienstraße 38 gibt es durch den Bezirksausschuß Maxvorstadt erhebliche Widerstände.

Im 1. Bauabschnitt im „Gartenhaus“ sind 18 Wohnungen entstanden. Nach der Sanierung des Vordergebäudes werden 44 Wohnungen sowie Begegnungsräume im Erdgeschoß zur Verfügung stehen.

Die neu errichteten oder bei der Sanierung des Altbaus entstehenden Wohnungen sind in ihrer Größe breit gestreut von 1-Zimmer-Appartements bis zu großen kindergerechten 4-Zimmer-Wohnungen. Erfahrungsgemäß haben es kinderreiche Stipendiaten und Gastdozenten besonders schwer, eine bezahlbare Wohnung für die üblichen ein bis zwei Jahre Aufenthaltszeit mit ihren Familien zu finden.

Die ersten Mieter des „Gartenhauses“ stammten aus 13 Ländern der Erde, wobei außer Australien alle Kontinente vertreten waren.



Internationales Begegnungszentrum der Wissenschaft

## Braucht die Universität Frauenbeauftragte?

*Bei der Promotionsfeier in der Tierärztlichen Fakultät am Freitag, dem 23. Februar 1990 sprach Frau Prof. Dr. Renate von Heydebrand zum Thema: „Braucht die Universität Frauenbeauftragte?“:*

Sie sind vermutlich die ersten Doktoren in der Universitätsgeschichte, Sie, alle zusammen, sind jedenfalls die erste Festversammlung dieser Universität, vor denen eine „Frauenbeauftragte“ den Festvortrag hält. Ich danke dem Dekan und dieser Fakultät, daß sie mich und vor allem mein Amt durch diesen Auftrag anerkannt und geehrt haben. Das ist keineswegs selbstverständlich. Denn die Institution der Frauenbeauftragten der Universitäten ist jung, in Bayern gibt es sie seit der Novelle zum Bayerischen Hochschulgesetz im Oktober 1988 – und die Universitäten haben sie sich nicht selbst verordnet. Es war die sog. „neue Frauenbewegung“, die im Ausgang der 60er Jahre entstanden ist und die in der Verfassung verankerte Gleichstellung und Chancengleichheit der Frauen einforderte, auch im Bereich der Hochschulen. Die Bewegung wurde zu einer nicht mehr zu übergehenden gesellschaftlichen Kraft und konnte schließlich den politischen Willen für die Einrichtung des neuen Amtes mobilisieren. Und da steht es nun und ist ein rechter Fremdkörper in Strukturen, die auf ganz Anderes ausgerichtet sind, als einen gesellschaftlichen Wandlungsprozess zu befördern.

Wenn ich diese Erinnerungen an die Genese meines Amtes aufrufe, muß ich etwas erklären, was manchen als ein greller Widerspruch erscheinen wird: Die erste Frauenbeauftragte der Münchner Universität bei ihrem ersten öffentlichen Auftritt in Amt und Würden steht im Talar vor Ihnen! Der Talar war schließlich von der gleichen Protestgeneration der „68er“-Studenten zum Symbol alles Überholten und Abzuschaffenden gemacht worden. (Davon war heute schon die Rede.) Tatsächlich trete ich heute zum erstenmal in meinem Professorenleben, das 1970 begann, in dieser Robe auf. (Sie kleidet, finde ich, nicht schlecht, aber etwas *verkleidet* komme ich mir doch auch vor . . .) Trotzdem: Für mich war und ist das kein Problem. Eine Tradition ist so gut wie das, was man aus ihr macht. Aus meiner Lebenserfahrung verbinde ich zwei positive Vorstellungen mit dem Talar: In der Evangelischen Kirche erlebe ich ihn als Legitimation eines Auftrags, der von weltlichen Gewalten unabhängig macht (dies ist ja auch der Sinn der Robe im Richteramt und in den Wissenschaften). Er begründet dort auch keine Hierarchie, denn im Protestantismus gilt die Lehre vom allgemeinen Priestertum. Und an einer schottischen Universität, an der ich eine Zeitlang studiert habe, begegnete er mir als Festkleidung der gesamten Civitas Academica und bezeichnete so ihre Zusammengehörigkeit. Dort gab es freilich hierarchische Abstufungen, mit denen die erreichten Grade in der Wissenschaft bezeichnet wurden; das war, innerhalb der Gemeinschaft, eine durch Leistung und Verantwortung gedeckte Hierarchie. So möchte ich den Talar auch in der Tierärztlichen Fakultät verstehen. Sie ist durch ihre Geschichte, ihre praxisbezogenen Aufgaben und ihre Lage am Englischen Garten ein in sich relativ abgeschlossener, überschaubarer Bereich, und das sind gute Voraussetzungen für eine erlebbare Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden, auch wenn diese keine Talare mehr tragen.

Nun aber zu meinem Thema: Braucht die Universität Frauenbeauftragte? In meinem Munde könnte das wie eine bloße rhetorische Frage aussehen; wenn ich als Vertreterin des Amtes spreche, muß sie das auch sein. Aber das war nicht immer so: Im Winter 1987/88 hatte die damalige Vizepräsidentin, Frau Schabert, einmal alle dreißig Professorinnen unserer Universitäten zu einem Gespräch zusammengebeten (mehr sind es nicht, unter gut 800 Professoren!) Damals habe ich ihr sinngemäß geschrieben: Ich sähe in den Frauen an der Universität keine besondere Gruppe und hätte im übrigen genug zu tun, um meine Dienstaufgaben mit denen als Ehe-, Familien-, Haus-

und Gartenfrau unter einen Hut zu bringen. Ich habe damals nicht gesehen, daß diese Argumentation in sich nicht stimmig war! Nachdenklich geworden bin ich erst, als ich im Sommer 1988 mit den Statistiken über den Anteil von Frauen an der Universität und ihr Fortkommen dort konfrontiert wurde, und am Ende war ich dann bereit, das Amt zu übernehmen. Dabei mache ich nun allerdings viele Erfahrungen, die den statistischen Befund erklären helfen. Aber noch heute frage ich mich nicht selten, ob es wirklich Frauenbeauftragte sind, die daran etwas ändern können. Darum nehme ich die Frage ganz ernst, die mir ausgesprochen oder unausgesprochen immer wieder begegnet. Fast alle Professorinnen, viele Professoren in abnehmendem Maße auch Mitarbeiter und Studierende, quer durch die Geschlechter und Altersstufen fragen: Braucht die Universität Frauenbeauftragte?

Freilich: Ist eine Promotionsfeier der richtige Anlaß für diese Erörterungen? Werden nicht die meisten von Ihnen jetzt der Universität den Rücken kehren? Die Anregung zum Thema kam von Spectabilis Unshelm selbst. Ihn interessiert es sicherlich, weil die Tierärztliche Fakultät zu den aufgeschlossensten und frauenfreundlichsten der Universität zählt, auch in meiner Einschätzung. So habe ich das Thema aufgenommen; und ich denke, daß es von weitreichender Bedeutung ist, denn die Universität ist doch nur ein besonderes Beispiel für einen qualifizierten Arbeitsplatz, wie er auch andernorts vorkommt. Und ich hoffe sogar, daß die eine oder andere frischgebackene Doktorin sich noch einmal überlegt, ob der Abschied von der Alma Mater wirklich richtig ist: Diese Fakultät braucht, wie ich gehört habe, wissenschaftlichen Nachwuchs, und sie will ein noch besserer Arbeitsplatz für Frauen werden.

Ich kann und will meine Frage nicht nur für die Veterinärmedizin abhandeln, aber zunächst



Die Frauenbeauftragten treffen sich zu regelmäßigen Sitzungen (hier eine Sitzung am 10. 7. 1989). (Foto Rolf Poss)

doch ein Blick auf diese Fakultät. Aus ihrer Geschichte habe ich gelernt, daß ab 1903 Damen als Hörerinnen zugelassen waren, wenn auch nur mit ministerieller Genehmigung. Die erste Frau wurde 1928 promoviert, die zweite 1930, und bis zum Krieg, zur Schließung der Fakultät, noch drei weitere. Das Verhältnis zu den männlichen Promotionen lag damals im Schnitt über die Jahre hinweg bei 80:1. Seit 1949 ist kein Jahr mehr ohne promovierte Frauen vergangen: In fast stetiger Progression, berechnet an fünf-Jahres-Phasen ab 1950, hat sich das Verhältnis von 30:1 zwischen 1950 und 1954 dem von 2:1 1980 bis 1984 angenähert, und im letzten Jahrfünft geht es langsam auf pari zu. In diesem Jahr, zunächst wohl noch ein Zufall, haben die Studentinnen die Studenten überrundet. Aber was sagt das eigentlich?

Man muß fragen, ob diese Steigerung des Anteils promovierter Frauen sich auch in wachsenden Anteilen an den besetzten Wissenschaftlerstellen der Fakultät niederschlägt, natürlich mit der entsprechenden Zeitverschiebung. Das ist bis zu einem gewissen Grad der Fall. 1988 waren 41,8 % der wissenschaftlichen Hilfskräfte weiblich; wenn ich zu Recht annehme, daß diese Stellen der Promotion dienen, müssen sich jedoch proportional mehr Frauen als Männer ohne diese Förderung behelfen. Bei den wissenschaftlichen Angestellten mit Zeitverträgen sinkt der Prozentsatz dann erheblich ab, auf 21,4 %, und auch auf den Assistentenstellen bleiben die 28,6 % weit hinter dem Anteil der fünf Jahre früher promovierten Frauen zurück; das waren nämlich 38 %. Noch auffälliger ist die Verteilung der Lebenszeitstellen: Auf ihnen finden wir nur 13,9 % Frauen, fünf von 36. Wie steht es schließlich mit den Habilitationen? Die erste Habilitierte dieser Fakultät, inzwischen emeritiert, ist unter uns; ich begrüße Sie, Frau Kollegin Gylstorff, aufs Herzlichste! Sie waren, als „Fräulein Sassendorf“, 1936 die dritte promovierte Frau dieser Fakultät und haben noch im gleichen Jahr den Geflügelgesundheitsdienst aufgebaut, Sie sind 1952 habilitiert worden und nach einem ersten Ruf auf den Lehrstuhl für Hygiene und Geflügelkrankheiten in Hannover sind Sie 1965 auf den neugeschaffenen Lehrstuhl für Geflügelkunde zurückgekommen. Nach Ihnen sind noch neun Frauen habilitiert worden, seit 1970 allein acht, etwa auf acht Männer eine Frau. Das ist eine Bilanz, von der andere Fakultäten auch mit hohen Studentinnenzahlen nur träumen können (oder besser: um die sie Sie beneiden sollten). Trotzdem: Ein scharfer Knick zwischen Promotion und Habilitation bleibt auch hier. Ich rechne einmal, daß von der Promotion bis zur Habilitation etwa sechs Jahre gebraucht werden. Im Jahrfünft von 1965–69, also vor dem Anstieg der Habilitation von Frauen in den 70er Jahren, lag das Verhältnis zwischen männlichen und weiblichen Promotionen bei 4:1 – und obwohl es mit 1975 auf 2:1 geklettert ist, liegt es bei den Habilitationen, wie eben gezeigt, noch immer nicht höher als bei 8:1. Die Tendenz ist, in der Bundesrepublik, in der Gesamtuniversität und in Ihrer Fakultät, nicht etwa progressiv, sondern rückläufig.

Wozu diese vielleicht schon ermüdenden Rechenkunststücke? Mit Recht sagt man, man dürfe nicht einfach auf dem heutigen Stand den Anteil der Professorinnen mit dem Anteil der Studienanfängerinnen vergleichen. Solch ein Vergleich kann in der Tat nicht mehr zeigen, als daß sehr viele studierende Frauen nur sehr wenige ihres Geschlechts vor sich sehen, die den Aufstieg bis zum an nähernden Ende geschafft haben; einen Lehrstuhl hat auch in Ihrer Fakultät nur eine der drei planmäßigen Professorinnen inne. Mehr sagt diese vereinfachende Statistik nicht. Immer wieder wird darum vermutet, der Andrang der Studentinnen jetzt werde schon von allein dafür sorgen, daß in den nächsten 10 bis 20 Jahren genügend Frauen vor den Nachfolgenerationen stehen werden. Das ist aber nicht wahrscheinlich, und dem habe ich nachgerechnet. Bei aller Unsicherheit von Prognosen – und erst recht in diesen Wochen! – scheint sich zweierlei abzuzeichnen: Die Studentenzahlen steigen insgesamt nicht mehr stark, sollen sogar zurückgehen, und der Frauenanteil pendelt sich auf dem gegenwärtigen Stand ein. Bestenfalls wird dann in 10 Jahren auf fünf oder vier habilitierte Männer eine Frau kommen: Im Gesamt der Professoren werden sie, selbst in einer

so günstigen Fakultät wie der Ihren, nur wenige sein. Denn von den Habilitierten, ob Weib, ob Mann, finden ja längst nicht alle einen Platz unter der Professorenschaft.

Dennoch bleibt zu fragen und wird immer wieder gefragt: Liegt es nicht an den Frauen selbst, daß es mit ihnen nicht weitergeht? Muß man etwas tun, muß die Universität etwas tun? Braucht sie dazu Frauenbeauftragte? Diejenigen, die das Amt eingerichtet haben, haben viererlei unterstellt:

- (1) Frauen *wollen* in einem höheren Maße als bisher Wissenschaft als Beruf erwähnen;
- (2) Frauen *können* in gleicher Weise wie Männer an der Universität nicht nur studieren, sondern sich auch weiterqualifizieren;
- (3) Frauen *sollen* in höherem Ausmaß als bisher einen qualifizierten Arbeitsplatz an der Universität finden und
- (4) *Frauenbeauftragte* können den erwünschten Zustand befördern.

Alle diese Unterstellungen will ich als Fragen behandeln. Keine von ihnen erlaubt, so scheint mir, ein klares Ja oder Nein, schon gar nicht für alle Fakultäten. Ich gehe sie der Reihe nach durch:

- (1) Wollen Frauen in einem höheren Ausmaß als bisher an die Universität?

Das Anwachsen der Studentinnenzahlen an der LMU von 20 % 1950 auf 56,5 % heute sagt darüber zunächst nur dies: Weit mehr Mädchen als früher suchen heute eine qualifizierte Ausbildung. Fast alle streben auch einen Beruf an. Zwar gibt es vereinzelt noch Fächer, die – gerade in München – als Heiratsmarkt angesteuert werden, z. B. Kunstgeschichte. Aber wer sich bis zum Examen durchgekämpft hat, und das waren 1988 mit 63 % nur noch 10 % weniger als männliche Kommilitonen, will vom Beruf nicht mehr lassen. Das könnte auch Wissenschaft als Beruf sein.

Die Orientierung auf den Beruf hat gute Gründe. Die Zahl der Einpersonenhaushalte, wie die Statistik sagt, wächst; in städtischen Zentren sind es oft schon um 50 %. Das heißt, Frauen entscheiden sich oft gegen Familie. Nach einer gründlichen Studie über den gesamten Magister-Examensjahrgang unserer Universität im Wintersemester 1987/88 rangieren „Kinder“ und „politisches Engagement“ als letztes unter den Wertvorstellungen hinter „Arbeit und Beruf“, „Partnerschaft und Kultur“, „Kontakte mit Freunden und Freizeit“. Man mag das bedauern, muß es aber bedenken: Ein relativ hoher Prozentsatz von Frauen ist für Beruf und Wissenschaft „frei“. Außerdem hat sich die Lebenserwartung erheblich verlängert, die Kinderzahl aber verringert; nachdem das letzte Kind aus dem Haus ist, hat die Frau oft noch mehr als ein Drittel ihres Lebens vor sich, rund zwanzig Jahre kann sie noch berufstätig sein, oft genug muß sie es, denn die Zahl der Ehescheidungen liegt inzwischen bei 30 %, und das Einkommen beider Partner sinkt dann drastisch. Die Familie als lebenslanger Arbeits- und Versorgungsplatz für die Frau ist längst kein Normalfall mehr, namentlich nicht in den akademischen Schichten. Frauen wollen also nicht nur, sie müssen sogar in einen Beruf. Die Besten auch von ihnen sollten der Wissenschaft erhalten bleiben. Warum also arbeiten nicht mehr von den promovierten Frauen weiter an der Universität, nicht einmal bei den Tiermedizinerinnen? Wollen sie nicht, oder können sie nicht? Damit sind wir bei Frage 2:

- (2) Können sich Frauen im gleichen Ausmaß wie Männer an der Universität weiterqualifizieren?

Diese Frage hat mehrere Aspekte. Sie betreffen die Dispositionen der Frauen selbst, sie betreffen ihr soziales Umfeld, und sie betreffen die Universität als Arbeitsplatz.

Zunächst zur Begabung. Gesichert ist, daß Frauen in Fächern stark vertreten sind, in denen Grundlagenforschung Hand in Hand geht mit ihrer Anwendung für Mensch und Tier, also z. B. in Jura, Medizin, Tiermedizin, Pharmazie und auch Biologie. Und sie schließen das Studium in diesen Fächern auch vielfach mit besseren Noten ab als ihre männlichen Kommilitonen. Es kann aber sein, daß sich das bei den Promotionsnoten nicht so fortsetzt; noch liegen nicht genügend fächerbezogene Statistiken vor. Sollten die Spitzenleistungen hier von Männern erbracht werden,

so wäre zunächst nach den Gründen zu fragen, ehe man voreilige Schlüsse zieht: Ich vermute die Ursachen mehr im Studierverhalten und im Zeitbudget als in der Begabung; beides ließe sich beeinflussen.

Denn Unterschiede im Verhalten gibt es, naturgegebene wie anerzogen, und sie können sich als Nachteile im Wettbewerb um das Fortkommen in der Universität auswirken. Ich beziehe mich hier auf Ergebnisse einer biologisch fundierten Psychologie (Bischof-Köhler). Tendenziell, natürlich nicht im Einzelfall, hat das männliche Geschlecht schon von klein auf mehr Selbstvertrauen. Jungen können sich besser in Szene setzen, stecken aber auch Mißerfolge leichter ein. Sie deuten sie als Pech und verbuchen den Erfolg als eigene Leistung. Bei Mädchen ist das alles umgekehrt: weniger Selbstvertrauen, mehr Rücksichtnahme auf andere, ausgeprägte Selbstkritik und die Neigung, Mißerfolg als eigenes Versagen, Erfolg dagegen als Glück zu interpretieren – das herrscht bei ihnen vor. Wir mögen einen solchen Verhaltenstyp sympathischer finden, er mag auch realistischer sein – hilfreich in Konkurrenzsituationen ist er nicht. Es ist ein Zirkel: Ein Mann, der sein Können nicht in Zweifel zieht, hat auch einen stärkeren Antrieb, es weiter auszubilden. Ein Mädchen, das womöglich auch von seiner Umwelt noch ins zweite Glied verwiesen wird, wird es sehr schwer haben, das Ziel einer Universitätslaufbahn ernsthaft anzuvisieren. Von begabten Männern erwartet man die Karriere – Frauen, auch begabte, tragen die Beweislast.

Hier endlich muß nun auch der Hinweis auf die Fähigkeit der Frau zur Mutterschaft und auf ihre Pflichten in der Familie kommen, als Hindernisse für jede anspruchsvolle Berufstätigkeit. Jeder denkt daran zuerst, und es ist gut, daß Gesetzgeber und Arbeitgeber in allen Bereichen an dieser Stelle endlich helfend eingreifen wollen. Ich brauche die Maßnahmen von Kinderbetreuung bis zur Veränderung von Arbeitszeitregelungen und Altersgrenzen *nicht mehr aufzuzählen*. Auch Ihre Fakultät wird sich, so hoffe ich, darüber Gedanken machen. Aber wir dürfen diesen Aspekt nicht überbewerten. Gerade unter den jungen Akademikern wandeln sich in diesem Bereich die Verhaltensnormen rapide, und was heute noch Frauenprobleme sind, werden, von der Schwangerschaft abgesehen, bald Elternprobleme sein. In naher Zukunft ist auch der Mann kein sicherer Mitarbeiter mehr, weil er den Erziehungsurlaub übernimmt; auch er ist nicht mehr mobil, weil seine Frau eine gute Stellung hat; auch er steht nicht mehr 150 % für die wissenschaftliche Arbeit zur Verfügung. Ist das eine Schreckensvision, mit der die Grundfesten des Universitätsbetriebs, nicht zuletzt in Kliniken, erschüttert werden?

Es ist in der Tat ein heikler Punkt: Können Frauen jene 150 % Arbeitsleistung erbringen, die angeblich in Forschung, Lehre und Verwaltung der Universität jedem Inhaber höherer Positionen abverlangt wird? Im Prinzip natürlich: ja! Aber ihre Startchancen sind hier in der Tat selten denen der Männer gleich: Nur in wenigsten Fällen hat die Frau einen Mann zu Hause, der ihr den Kopf für den 150 %igen Einsatz freihält – bei den erfolgreichen Kollegen ist das immer noch die Regel. Nur kinderlose Partner und Singles beiderlei Geschlechts sind in dieser Hinsicht gleichgestellt, wenn nicht Frauen doch noch mehr von häuslichen und sozialen Aufgaben übernehmen. Berufstätige Frauen – oder Eltern – mit Kindern sind jedenfalls eindeutig benachteiligt, hier wie überall. Darf man darum nicht in ihrem Interesse die 150 %-Norm einmal kritisch unter die Lupe nehmen? Ist sie nicht eigentlich unmenschlich, asozial? Es gibt zwar bestimmt in der Universität wie in unserer Gesellschaft bestimmte Arbeitsplätze, an denen man kaum mit geringerem Aufwand auskommt. Aber das ist nicht überall so. Was treibt dann die Wissenschaftler? Ist es die Notwendigkeit? Ist es der Drang nach der Wahrheit? Ist es auch nur die Neugier? Ich weiß, die Naturwissenschaften haben hier oft noch ein abstraktes Ethos des Fortschritts, und für viele Probleme, von denen sie handeln, drängt wahrhaftig die Zeit. Aber ließe sich nicht Zeit gewinnen, indem man andere Prioritäten setzt? Und sind es nicht, Hand aufs Herz, noch ganz andere, dunklere und irrationale Motive, die das Tempo dieses Betriebs bestimmen? Treten wir doch einmal einen Schritt

zurück und sehen uns unser Tun und Treiben von außen an. Vielleicht können Frauen, als Außen-seiter, dazu den Anstoß geben?

Ich habe ausführlich (und doch noch ohne Vollständigkeit) Schwierigkeiten für Frauen an der Universität beschrieben. Von der angeblich männlichen Verschwörung gegen sie war noch nicht die Rede; ich mag mir diese Theorie auch nicht zu eigen machen, jedenfalls nicht pauschal. Aber schon die genannten Probleme genügen, um die dritte Frage zu stellen:

(3) Sollen Frauen in höherem Ausmaß als bisher an der Universität forschen und lehren?

Das Grundgesetz und die nachfolgende Hochschulgesetzgebung lassen daran keinen Zweifel, und der Anspruch besteht, daß die grundgesetzliche Norm der Gleichberechtigung als Chancengleichheit auch gesellschaftliche, statistisch belegbare Wirklichkeit wird. Wenn biologische Disposition, Erziehung und gesellschaftliche Rollenverteilung eine ungleiche Ausgangssituation schaffen, muß etwas geschehen – bei den Frauen, bei den Männern, bei der Universität. Aber ich halte noch einmal ein: Natürlich sollen mehr Frauen an die Hochschule nur dann, wenn sie wollen. Und soll man sie dazu ermutigen? Sind oder waren sie nicht glücklicher ohne den extremen Streß, den diese Arbeit nun doch bedeutet? Ich habe mich das oft gefragt, auch für mich selbst. Aber wie steht es mit dem Glück der Frau, die es dem Manne gleichtun könnte in der Wissenschaft und sich dann doch für die Familie, d. h. für den zweiten Platz entscheidet? Es kann solches Glück wohl noch geben, wo etwas von der christlichen, im Prinzip ständischen Ordnung lebt: Da sind Menschen nicht gleich, aber jeder steht mit seinen Gaben und Aufgaben an seinem Platz und ist gleich wert – auch noch in einer Hierarchie. Denn selbst von oben nach unten, von unten nach oben gehen Liebe und Achtung, Treue und Verantwortung. Da ist Herrschaft nicht Gewalt, und *Dienen ist nicht Unterwerfung*. Wo es so etwas noch gibt, leben auch nicht-berufstätige Mütter und Hausfrauen ein gutes Leben, sofern ihnen die weitgehende Stilllegung ihrer erworbenen Kompetenzen nicht zu wehtut. Sie haben Zeit für Mann und Kinder, und wenn die Kinder größer sind, haben sie Zeit für soziale Aufgaben. Sie bringen ein Stück Liebe in unsere Gesellschaft, und die kann das sehr gut gebrauchen. Aber: Wie oft geht es noch so gut? Und warum soll der Liebesdienst in der Gesellschaft den Frauen, und nur den Frauen, zugewiesen bleiben? Sensible Zivildienstleistende zeigen, daß es auch anders sein könnte. Und noch prinzipieller muß man sagen: Das Liebes- und Verpflichtungsprinzip, das allein die ständische Ordnung legitimieren könnte, war seit je mehr Utopie als Realität. Heute, und in einer Gesellschaft, in der aller Wert am Wert des Geldes gemessen wird, ist solches Ethos ein Anachronismus und für die einzelnen schwer durchzuhalten. Die ungerechten, insgesamt familienfeindlichen Regelungen in Steuer- und Rentengesetzgebung wie im Versicherungswesen zeigen, wie gering Mutterschaft und Familienpflege tatsächlich geschätzt werden. Das Problem ist jetzt allerdings erkannt; vielleicht wird „Hausfrau“ – oder „Hausmann“ – einmal ein gesicherter und wertgeschätzter Beruf, eine echte Wahl. Bis dahin sollen Frauen, die das Zeug dafür haben, in ihrem eigenen Interesse Karriere machen, auch an der Universität.

Nur in ihrem eigenen Interesse? Es ist eine Deformation des Blicks einer Frauenbeauftragten, wenn sie am Ende Frauen nur noch als Behinderte wahrnimmt, für die Gerechtigkeit eingeklagt oder um gnädige Unterstützung gebeten werden muß. Nicht zu Unrecht empfinden viele Frauen die Rede von ihrer „Förderung“ als Beleidigung, wenn es sich doch nur um den Ausgleich von Nachteilen handelt. Darum möchte ich jetzt den Spieß umkehren: Ist es nicht eigenstes Interesse der Universität, daß Frauen mehr werden in ihr? Dafür gibt es schlechtere und bessere Gründe. Zu den schlechteren gehören die, mit denen die Wirtschaft zur Zeit Frauen entdeckt: Weil (und solange) Ingenieure fehlen, muß man um Ingenieurinnen werben, und weil Manager in Routine zu erstarren drohen, sollen Managerinnen mit anderem Arbeitsstil neues Leben in Chefetagen bringen. Aber man soll nicht heikel sein. Wo in Fakultäten der wissenschaftliche Nachwuchs

fehlt, weil es attraktivere und lukrativere Stellen im Wirtschaftsleben gibt, da sollte man sich um Frauen bemühen. Sie sind, so heißt es, weniger aufs Materielle aus, und sie bleiben ihrem Arbeitsplatz länger treu. Die Tiermedizin ist meines Wissens eine solche Fakultät und sie hat Arbeitsbereiche anzubieten, in denen Frauen gern zum wissenschaftlichen Fortschritt beitragen würden: ich nenne nur Seuchenmedizin, Nahrungsmittelhygiene und Umweltschutz.

Besser wäre natürlich, wenn auch ohne Notlage der Wunsch bestünde, viel mehr Professorinnen in den Fakultäten zu haben. Das mag in dieser Fakultät vielleicht schon so sein. Zurückhalten der sind Fächer, in denen wenigstens einige Frauen aus ihrer lebensweltlichen Perspektive bestimmte neue Forschungsfelder entdecken und favorisieren. Dabei geht es diesen Frauen nicht darum, in Zukunft Forschungsmethoden und Forschungsgegenstände *einem* Geschlecht zu reservieren – also zum Beispiel feministische Theorien und Forschungen über die Besonderheiten beider Geschlechter nur ihnen. Bloß ist es ein historisches Faktum, daß einige dieser Theorien und Gegenstände bevorzugt von Frauen entwickelt, aufgenommen und bearbeitet wurden und werden. Das hat anfangs aus meiner Einsicht zu bedauerlichen Einseitigkeiten geführt, die aber jetzt schon weitgehend korrigiert sind. Sobald auch die männlichen Kollegen z. B. in den wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultäten, in den Kulturwissenschaften, in Theologie und Psychologie die umstrittenen Theorien und Themen vorurteilslos – kritisch wie zustimmend – aufnehmen würden, könnte deutlich werden, welch ein innovativer Schub, bei allen Anfangsmängeln, von Frauen in Gang gesetzt wurde. Es schiene mir jedenfalls ein interessantes Experiment, und wir sollten es begleitend beobachten: Ändert sich etwas, und was ändert sich, wenn Frauen auch in maßgeblichen Stellungen der Universität spürbar mehr werden? Wenn wir gemeinsam meinen, daß sie das *sollen*, stellt sich nur noch die letzte Frage:

(4) Braucht die Universität Frauenbeauftragte?

Ich fasse mich kurz. Sie braucht sie, solange die Universität ihr eigenes Interesse an Frauen nicht wirklich entdeckt hat. Sie braucht sie ein wenig auch, solange nichts anderes als ein Gerechtigkeitsgefühl (und das Gesetz sowie ein sanfter öffentlicher Druck) auf Beseitigung von Nachteilen für Frauen hinwirken; da kann die Frauenbeauftragte beratend helfen.

Aber die Sache ist ambivalent: Frauenbeauftragte können auch in der Weise wirken, daß die Universität ein ausgesprochenes Desinteresse an Frauen entwickelt – Gerechtigkeit hin, Gerechtigkeit her. Wo nicht mit Vernunft, sondern mit Druck gearbeitet wird, da wird Gegendruck erzeugt. Also ist es letzten Endes umgekehrt: Um wirken zu können, braucht die Frauenbeauftragte die Universität!

Ich danke dieser Fakultät, daß sie, *pars pro toto*, ein Stück weit mit ihren Frauenbeauftragten – mit Frau Kollegin Gedek und mir – zusammengeht!

# Physikertagung

*Vom 12.–16. März 1990 fand im Universitätshauptgebäude die 54. Physikertagung statt. Es war das fünfte Mal, daß die Jahrestagung der Deutschen Physikalischen Gesellschaft in München stattfand. Bei der Festsitzung am 14. März sprach der Rektor der Universität Prof. Dr. Wulf Steinmann auch grundsätzliche Probleme der Universität an:*

Es ist mir eine Ehre und eine Freude, Sie im Namen der Ludwig-Maximilians-Universität zur Festsitzung der 54. Physikertagung in unserer Aula begrüßen und willkommen heißen zu dürfen. Mein besonders herzlicher Gruß gilt den Teilnehmern aus der DDR, die heute nach jahrzehntelanger Trennung zum erstenmal wieder ungehindert an einer Physikertagung teilnehmen können.

Die Universität München hat das große Privileg, heuer wieder, wie schon vor 5 Jahren, als Gastgeber die Physikertagung ausrichten zu dürfen. Wir wissen dies sehr zu schätzen und sind dankbar dafür. Es gehört zu den schönsten und vornehmsten Aufgaben der Universität, ihre Räume und ihre Dienste in der vorlesungsfreien Zeit für wissenschaftliche Kongresse zur Verfügung zu stellen. Die Universität München legt großen Wert darauf, nach Möglichkeit wissenschaftlichen Tagungen Gastrecht zu gewähren. Die Physikertagung ist eine der größten Veranstaltungen dieser Art. Ich möchte nicht verhehlen, daß uns sowohl die Anzahl als auch die Größe der wissenschaftlichen Kongresse gelegentlich in Schwierigkeiten bringt. Um bei der Physik zu bleiben: als vor zwei Jahren die große Rochester-Konferenz unmittelbar nach dem Ende der Vorlesungszeit des Sommersemesters bei uns stattfand, mußte deswegen das traditionelle Sommerfest ausfallen. Das mag noch hingehen, obwohl dies von über 10 000 jungen Leuten, die sich darauf gefreut hatten, sehr bedauert wurde. In ernste Konflikte geraten wir, wenn ein wissenschaftlicher Kongreß die Durchführung von Lehrveranstaltungen und insbesondere Prüfungen erschwert. Dies ist in letzter Zeit wegen der Überfüllung der Universität leider immer häufiger der Fall. So mußte wegen der diesjährigen Physikertagung die schriftliche Prüfung in den Wirtschaftswissenschaften vorverlegt und zum Teil in die Abendstunden verschoben werden. In den vergangenen beiden Wochen wurden im Universitätshauptgebäude 8000 Klausuren im Rahmen der Vordiplom- und Hauptdiplomprüfung der Betriebswirtschaftslehre geschrieben. Dafür wurden zahlreiche Hörsäle benötigt, die wir auch für die Physikertagung brauchten, und das machte die zuvor erwähnte Verlegung in die letzte Semesterwoche, die das Fach nur sehr ungern akzeptiert hat, und in die Abendstunden, die von den Prüfungsteilnehmern gar nicht geschätzt werden, notwendig.

Meine Damen und Herren, gestatten Sie mir in diesem Zusammenhang einen kurzen Exkurs: Die Betriebswirtschaftslehre, die, wie gesagt, durch die diesjährige Physikertagung mit den Prüfungen in Schwierigkeiten gekommen ist, gehört an allen Universitäten der Bundesrepublik, insbesondere auch an unserer Universität, zu den Fächern mit der erdrückendsten Überlast. Daran hat auch das Sonderprogramm des Bundes und der Länder bisher nichts geändert. Erst die Zulassungsbeschränkungen, die vor einem Jahr eingeführt wurden, haben hier eine gewisse Abhilfe geschaffen, nachdem die Universitäten jahrelang Studienanfängerzahlen aufnehmen mußten, die ihre Kapazität um ein Mehrfaches überstiegen. Vor einigen Tagen hat nun der Verwaltungsausschuß der ZVS beschlossen, zum nächsten Wintersemester den Numerus clausus im Fach Betriebswirtschaftslehre wieder aufzuheben. Diese Entscheidung fiel gegen das eindeutige Votum der Hochschulen, die alle Sachargumente für die Beibehaltung des Numerus clausus auf ihrer Seite hatten, aber hier nur beratend mitwirken können. Die Entscheidung fiel auch – zur Ehre des

Freistaates sei es gesagt – gegen die Stimme Bayerns. Wir sind Ihnen, sehr verehrter Herr Staatsminister, und der Bayerischen Staatsregierung dankbar für die Unterstützung, die Sie den bedrängten Hochschulen gewährt haben. Leider hat sie nicht ausgereicht; die Mehrheit der Länder hat anders beschlossen. Diese Entscheidung ist an den Hochschulen mit Enttäuschung, ja mit Verbitterung zur Kenntnis genommen worden. Das immer noch hoffnungslos überlastete Fach Betriebswirtschaftslehre sieht zum nächsten Wintersemester einem neuen unkontrollierten Ansturm von Studienanfängern entgegen, den es beim besten Willen nicht bewältigen kann. Dem Fach wird dadurch erneut schwer geschadet, insbesondere auch den Studienanfängern und den bereits früher aufgenommenen Studenten. Wir halten diese Entscheidung der ZVS für unverantwortlich gegenüber den Universitäten und den betroffenen Studenten. Hier ist unter Mißachtung der sachlichen Erfordernisse nach politischer Optik entschieden worden. Das mag in einem Jahr mit so vielen und entscheidenden Wahlen verständlich sein. Es ist dennoch kurzsichtig, und der Verwaltungsausschuß der ZVS ist hier seiner Aufgabe nicht gerecht geworden. Die Universitäten können dies nur ohnmächtig hinnehmen. Mit diesem System können wir nicht länger leben. Ich möchte daher an Sie, sehr verehrter Herr Staatsminister, an die Bayerische Staatsregierung und an den Bayerischen Landtag appellieren, diesem verantwortungslosen Vorgehen der ZVS ein Ende zu bereiten. Kündigen Sie den Staatsvertrag, damit wir endlich wieder zu sachgerechten Entscheidungen in der Frage der Hochschulzulassung kommen.

Meine Damen und Herren, trotz dieser Schwierigkeiten wirken wir gerne als Gastgeber für die diesjährige Physikertagung, und wir werden uns alle Mühe geben, auch in Zukunft wissenschaftliche Kongresse in der Universität stattfinden zu lassen. Dies liegt auch im Interesse unserer Studenten. Wir dürfen ja nicht vergessen: die Universität ist für die Studenten da. Die Aufgabe der Universität ist Forschung und Lehre, und diese Reihenfolge ist weder zufällig noch durch das Alphabet bestimmt, sondern stellt die Rangfolge dar. Aber Forschung an der Universität ist nicht Selbstzweck. Sie bezieht ihre Berechtigung aus der Lehre, oder besser gesagt, aus der Verbindung von Forschung und Lehre. Unsere Aufgabe an der Universität ist es, junge Leute an die Wissenschaft heranzuführen. Davon lebt die Universität, davon lebt die Wissenschaft, dies garantiert, daß die Wissenschaft nicht erstarbt, sondern eine Zukunft hat. Bei dieser Aufgabe, junge Leute an die Wissenschaft heranzuführen, spielen wissenschaftliche Kongresse, wie die diesjährige Physikertagung, eine wichtige, eine unverzichtbare Rolle. Möge auch die 54. Physikertagung in München dieser Aufgabe gerecht werden.

## Neue PC 's für Leipzig



Präsident Prof. Steinmann mit Stephan Reiners von Hewlett Packard

(Foto Hans Süß)

Neue Personal-Computer mit einem Verkaufspreis von über 70 000,- DM haben die Firmen Hewlett Packard und Schulz am 21. März 1990 der Ludwig-Maximilians-Universität München zur Weiterleitung an deren Partner-Hochschule in Leipzig übergeben. Das großzügige Geschenk für die Universität Leipzig wurde durch eine Spende von Software der Firmen Borland und Microsoft ergänzt. Die Geräte sollen helfen, Leipziger Studenten mit moderner Informationstechnologie vertraut zu machen. Die PC's sind also nicht für Zwecke der Forschung oder Verwaltung bestimmt, sondern der Lehre gewidmet.

---

## Büchergeschenk aus Ungarn

Der ungarische Erziehungsminister Dr. Bertalan Andrásfalvy hat am 3. Juli 1990 der Ludwig-Maximilians-Universität München ungarische wissenschaftliche Literatur im Wert von 60 000 Forint als Geschenk der ungarischen Regierung und des Internationalen Instituts für Finnougristik in Budapest überbracht. Bei der Übergabe der Bücher kündigte der Minister auch an, daß Ungarn zwei Münchner Studenten zur Sommerakademie in Debrecen einladen werde und daß man auf Kosten der ungarischen Regierung einen Gastdozenten nach München entsenden wolle.

Im Anschluß an die Bücherübergabe traf der Minister im Institut für Finnougristik mit Wissenschaftlern, darunter die Lehrstuhlinhaberin für Finnougristik Prof. Dr. Ingrid Schellbach-Kopra und der Völkerkundler Prof. Dr. Matthias Laubscher, zu Fachgesprächen zusammen. Minister Andrásfalvy, der erst wenige Wochen im Amt war, ist von seiner bisherigen beruflichen Tätigkeit her Volkskundler. Am Institut für Finnougristik soll der Bereich der Hungarologie und der Fennistik stärker ausgebaut werden.

# Stiftungsfest 1990

*Das 518. Stiftungsfest der Universität wurde am Samstag, dem 23. Juni 1990 in der Großen Aula feierlich begangen. Vor 150 Jahren, am 25. August 1840, zog die Universität von der alten Akademie in der Neuhauser Straße in das von Friedrich von Gärtner erbaute neue Universitätshauptgebäude. In seiner Begrüßungsansprache hat der Präsident Prof. Dr. Wulf Steinmann auch an dieses Ereignis erinnert. Den Festvortrag hielt Prof. Dr. Ernst Ludwig Winnacker, der Leiter des Zentrums für Molekularbiologie der Universität zum Thema: „Über Macht und Ohnmacht der Gene“. Die musikalische Gestaltung hatte in diesem Jahr das Abaco-Orchester München.*

*Universitätspräsident Prof. Dr. Wulf Steinmann*

Vor 518 Jahren, am 27. Juni 1472, wurde unsere Universität, die von Herzog Ludwig dem Reichen gestiftet worden war, in Ingolstadt festlich eröffnet. Wie in jedem Jahr, so begehen wir auch heuer die Erinnerung an dieses Ereignis mit unserem Stiftungsfest. Ich freue mich, daß Sie der Einladung zu diesem Anlaß so zahlreich nachgekommen sind und damit Ihre Verbundenheit mit unserer Universität bekunden, und ich heiße Sie alle, seien Sie nun unsere Gäste oder Mitglieder der Universität, herzlich willkommen.

Aus dem Bayerischen Senat können wir zu unserer Freude bei uns begrüßen Herrn Vizepräsidenten Prof. Schumann und Herrn Senator Prof. Schmidt-Gläser. Lassen Sie mich Ihnen bei dieser Gelegenheit herzlich danken dafür, daß Sie die Anliegen der bayerischen Universitäten im Bayerischen Senat mit so viel Umsicht und Engagement vertreten.

Ein ganz besonderer Willkommensgruß gilt seiner Königlichen Hoheit Prinz Franz von Bayern, der als Vertreter des Hauses Wittelsbach heute bei uns ist, dem die Universität ihre Gründung und jahrhundertelange verständnisvolle und hochherzige Förderung verdankt.

In Vertretung des Oberbürgermeisters der Landeshauptstadt München begrüße ich Frau Bürgermeister Csampai.

Mein Gruß gilt den anwesenden Vertretern des Konsularischen Corps, namentlich dem Generalkonsul von Griechenland, Herrn Rodoussakis.

Als Vertreter der Dritten Gewalt begrüße ich den Präsidenten des Bundesfinanzhofes, Herrn Prof. Klein, und den Präsidenten des Bayerischen Verfassungsgerichtshofs, Herrn Dr. Parsch.

Aus dem Bereich der Bundeswehr können wir den Präsidenten der Wehrbereichsverwaltung Süd, Herrn Fumi, bei uns begrüßen.

Mein Gruß gilt den Beamten aus dem Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst, aus dem Finanzministerium und aus der Obersten Baubehörde, die heute zu uns gekommen sind.

Ich begrüße den stellvertretenden Intendanten des Bayerischen Rundfunks, Herrn Maier, und mit ihm alle anwesenden Vertreter der Medien.

Auch aus dem Bereich der Wissenschaft sind zu unserer Freude heuer wieder eine Reihe von Ehrengästen zu unserem Stiftungsfest gekommen. Ich begrüße den Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Herrn Professor Schlüter, und die anwesenden Rektoren, Präsidenten und Vizepräsidenten der bayerischen Universitäten und Fachhochschulen, namentlich den Rektor der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen, Magnifizienz Prof. J. Jasper, den Präsidenten der Universität Augsburg, Herrn Prof. Becker, sowie den Präsidenten der Universität der Bundeswehr, Herrn Prof. von Kruedener. Namentlich begrüßen möchte ich auch den Präsidenten der Katholischen Stiftungsfachhochschule München, Herrn Prof. Schäflein, dem ich bei dieser Gelegenheit zu seiner Wiederwahl gratulieren möchte.

Mein Gruß gilt dem Vorsitzenden des Kuratoriums unserer Universität, Herrn Dr. Arendts,

und mit ihm den anwesenden Mitgliedern des Kuratoriums.

Ich begrüße die anwesenden Mitglieder des Kuratoriums und des Vorstandes unserer Universitätsgesellschaft und möchte ihnen bei dieser Gelegenheit den Dank für ihre großzügige und hochwillkommene Förderung aussprechen, die sich bei diesem Stiftungsfest wieder in schönster Weise in den von der Universitätsgesellschaft gestifteten Promotions- und Habilitationspreisen zeigt.

Ich begrüße die anwesenden Mitglieder unserer Universität, an ihrer Spitze die Ehrensenatoren. Weiterhin Herrn Altrector Kotter und mit ihm alle anwesenden Mitglieder und ehemaligen Mitglieder von Rektorats- und Präsidial-Kollegien. Mein Gruß gilt den anwesenden Dekanen und Mitgliedern des Senats und der zentralen Gremien, den Professoren, den wissenschaftlichen Mitarbeitern, den Mitarbeitern aus dem technischen und dem Verwaltungsbereich und schließlich – last but not least – den Studenten. Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen, es ist Ihre Universität, deren Stiftungsfest wir heute begehen. Wir freuen uns besonders darüber, daß Sie heute an diesem Stiftungsfest teilnehmen. Natürlich können wir nicht alle 60 000 eingeschriebenen Studenten einladen. Wir haben, wie in den Vorjahren, unter den Studienanfängern des vergangenen Wintersemesters eine gewisse Zahl ausgelost und eingeladen. Mein besonderer Gruß gilt einer Gruppe von Studenten der Universität Brünn, die zur Zeit Gäste am Institut für Nordische Philologie und Germanische Altertumskunde sind.

Eingeschlossen in meinen Gruß sind die Ehefrauen und alle Angehörigen unserer Ehrengäste und der Universitätsmitglieder, die heute zu uns gekommen sind. Ich heiße Sie alle, meine Damen und Herren, die Sie am heutigen Stiftungsfest teilnehmen, noch einmal herzlich willkommen.

Die musikalische Umrahmung des heutigen Stiftungsfestes hat ein Studentenorchester übernommen. Seine Mitglieder sind Studenten unserer Universität oder der Technischen Universität. Dieses Studentenorchester, das sich als ABACO-Orchester konstituiert hat, ist eine spontane Initiative aus dem Kreis der Studenten, die ohne Zutun der Universität entstanden ist. Es ist erfreulich, daß es solche Initiativen gibt. Sie verdienen unsere Unterstützung. Ich habe deshalb Herrn Mandl, den Leiter des Orchesters, gebeten, die musikalische Umrahmung unseres Stiftungsfestes mit seinem Orchester zu übernehmen. Ich danke ihm und den Orchestermitgliedern, daß sie dazu bereit waren und uns heute mit der Musik aus Dvořaks Tschechischer Suite erfreuen.

Meine Damen und Herren! Wir feiern heute nicht nur die 518. Wiederkehr des Gründungstages unserer Universität in Ingolstadt, sondern auch das 150. Jubiläum des Universitätshauptgebäudes an der Ludwigstraße. Die Universität wurde bekanntlich auf Anordnung König Ludwigs I. im Jahre 1826 von Landshut nach München verlegt, aber zunächst im Gebäude der Alten Akademie in der Neuhauser Straße untergebracht. 1835 wurde der Grundstein zum Universitätshauptgebäude gelegt, das damals am Rande der Stadt, gewissermaßen auf der grünen Wiese, entstand. Fünf Jahre später war das Gebäude fertiggestellt, und am 28. August 1840, dem Geburtstag des Königs, wurde es von der Universität bezogen. Wir besitzen von diesem Ereignis einen Augenzeugenbericht. Thaddäus Siber, Professor für Mathematik und Naturwissenschaften und Rektor der akademischen Jahre 1834/35 und 1839/40, schreibt darüber in seinen Lebenserinnerungen, und ich möchte Ihnen diese Passage vorlesen:

„In Rücksicht meiner Stellung zur Universität und zum Ministerium ergab sich . . . eine Veränderung dadurch, daß ich für 1834/35 zum Rector magnificus gewählt wurde. Es war dies eine unangenehme Stellung für mich deswegen, weil ich von jeher ein Feind des Regierens gewesen bin, und insbesondere, weil in dieses Jahr der Bau der neuen Universität fiel, der mir manche Verdrießlichkeit und, wie ich heute noch empfinde, das Mißfallen des Königs zugezogen hat. Senat und Verwaltungsausschuß waren nämlich der gegründeten Überzeugung, daß der projektierte Bau überflüssig, wegen seiner Entfernung von der Mitte der Stadt unzweckmäßig und für die Universität höchst kostspielig sein werde.

Der Bau ging ziemlich rasch vor sich und am Ende des Studienjahres 1839/40 bezogen wir denselben. Unser Zug von der Michaeliskirche bis zur neuen Universität glich mehr einem Trauerzuge, und ein Teil der Unzweckmäßigkeit des Gebäudes tat sich sogleich an der großen Aula kund, indem von der Rede, welche der unterdessen Minister gewordene Herr von Abel vortrug, so wenig verstanden wurde, daß das von ihm am Ende ausgebrachte ‚Lebe hoch!‘ von niemandem verstanden und auch nicht beantwortet wurde.“

Zu der schlechten Stimmung am 25. August 1840 trug zudem bei, daß es regnete.

Die Universität hat sich also seinerzeit gegen die Verlegung an den Stadtrand gesträubt und ist nur widerwillig dorthin gezogen. Inzwischen liegt das Universitätshauptgebäude mitten in der Stadt, und wir sind froh und glücklich darüber, daß wir den schönen Gärtner-Bau mit den um die Jahrhundertwende und nach dem II. Weltkrieg erfolgten Erweiterungen besitzen.

Meine Damen und Herren, in den letzten Wochen war wiederum davon die Rede, daß ein großer Teil der Universität, die Fakultät für Chemie und Pharmazie, an den Stadtrand verlegt werden soll, nämlich auf das Gelände nördlich des Klinikums Großhadern. Dort werden die Bauten für die Institute für Chemie, für Pharmazie und für das Zentrum für Molekularbiologie in den nächsten zehn Jahren entstehen. Die Baumaßnahme wird mit 35 000 m<sup>2</sup> Hauptnutzfläche eine der größten in der Geschichte unserer Universität sein, und der Beschluß der Staatsregierung, die Chemie und Pharmazie nach Großhadern zu verlegen, ist sicher eine der wichtigsten Entscheidungen, die in den letzten Jahrzehnten in bezug auf unsere Universität getroffen worden sind. Anders als vor 150 Jahren begrüßt die Universität diesmal den Verlegungsbeschluß ausdrücklich. Sicher ist die räumliche Trennung der Chemie und Pharmazie von der Universität und insbesondere von den anderen Naturwissenschaften ein Problem, aber die Vorteile einer Zusammenführung an dieser Stelle in Großhadern und eines Neubaus der Institute überwiegen bei weitem. Wir hätten uns gewünscht, daß die Staatsregierung diesen Beschluß schon vor acht Jahren gefaßt hätte, denn dann hätten wir uns viel Arbeit für die Bauplanung auf dem Gelände der ehemaligen Türkenkaserne erspart. Aber wir müssen anerkennen und einsehen, daß die geleistete Planungsarbeit kein Grund sein darf, an diesen Planungen festzuhalten, wenn sich bessere und zukunftsweisendere Wege auftun und die Staatsregierung gewillt ist, diese zu beschreiten. Es ist ein Vorteil, daß die ganze Fakultät auf diese Weise an einem Standort zusammengeführt wird, noch dazu in der Nachbarschaft des Max-Planck-Instituts für Biochemie. Vor allem aber ist es zweifellos besser und wahrscheinlich sogar billiger, neue Institute zu bauen, statt die alten Gebäude an der Karlstraße zu sanieren und zu renovieren. Bei den jüngsten Beschlüssen der Staatsregierung im Zusammenhang mit dem Gelände der Türkenkaserne sind also die Belange der Universität gewahrt worden. Wir wollen das dankbar anerkennen. Wir verbinden dies mit der Bitte, mit den Bauvorhaben in Großhadern nunmehr unverzüglich zu beginnen und sie zügig fortzuführen, damit sie zu den im Beschluß festgelegten Terminen abgeschlossen werden und bis zum Ende dieses Jahrzehnts die ganze Fakultät für Chemie und Pharmazie nach Großhadern verlegt ist.

Lassen Sie mich noch einmal zurückkehren zu den Ereignissen vor 150 Jahren: Die Universität wandte sich damals gegen den „projektierten Bau“ an der Ludwigstraße nicht nur, „weil er wegen seiner Entfernung von der Mitte der Stadt unzweckmäßig“, sondern auch, weil er „für die Universität höchst kostspielig sein werde“. Mit dieser Befürchtung behielt die Universität leider recht. Zur Finanzierung des Hauptgebäudes wurden nämlich weitgehend das Vermögen und die Ressourcen der Universität herangezogen: Die Doppelbesetzung von Professorenstellen wurde gestrichen, an der Besoldung der Professoren wurde gespart und die Last der Besoldung wurde nach Möglichkeit auf andere Institutionen, wie die Akademie der Wissenschaften und kirchliche Pfründe, abgewälzt. Schließlich wurden Teile des Universitätsvermögens veräußert. Der König sah sich zu diesen Methoden gezwungen, weil im Landtag Vorwürfe erhoben wurden, der König

verschwende Staatsgelder, um seiner Leidenschaft für Kunst und Bau zu frönen.

Nun ist eine Leidenschaft für Kunst und Bau auch in dem jüngsten Beschluß der Staatsregierung unverkennbar, auf dem Gelände der Türkenkaserne ein Museum des 20. Jahrhunderts zu errichten und die Fakultät für Chemie und Pharmazie der Universität München nach Großhadern sowie die Fakultät für Maschinenbau der Technischen Universität München nach Garching zu verlegen. Wir hoffen zuversichtlich, daß der Landtag diese Leidenschaft teilt und die Baumaßnahmen nicht für eine Verschwendung von Staatsgeldern hält. Jedenfalls waren wir bei unserer Zustimmung der Überzeugung, daß die Baumaßnahme nicht zu Lasten der Universität geht. Einen Neubau, der wie der Gärtner-Bau des Universitätshauptgebäudes finanziert werden soll, würde die Universität natürlich heute ebenso wie vor 150 Jahren ablehnen.

Ein Jubiläum, gering an der Zahl, gewichtig im Alltag des Universitätslebens, soll heute nicht unerwähnt bleiben. Vor 25 Jahren, genau am 24. Juni 1965, hat der Senat die Verwaltungsreform beschlossen. Gleichzeitig beschloß der Senat, eine neue Stelle für den Kanzler der Universität München zu beantragen und Herrn Hasemann als Kanzler vorzuschlagen. Die Universität begehrt also in diesem Jahr das silberne Jubiläum der Kanzlerverfassung nach der Reform ihrer Verwaltung.

Wir kommen nunmehr zur Verleihung der Promotions- und Habilitationspreise, die dankenswerterweise auch in diesem Jahr von der Gesellschaft der Freunde und Förderer gestiftet worden sind. Wie in den Vorjahren, so ist auch heuer darauf hinzuweisen, daß die 4 Promotionspreise nur Beispiele für die hervorragenden Dissertationen sind, die an der Universität München in den vergangenen zwei Jahren abgeschlossen worden sind. Es waren insgesamt über zweitausend, und sicherlich gab es darunter mehr als vier preiswürdige. Entsprechendes gilt für die Habilitationspreise, für die zwei aus nahezu zweihundert Habilitationen ausgewählt werden mußten.

Die *Promotionsförderpreise* der Universitätsgesellschaft, mit je DM 5 000,- dotiert, werden auf Vorschlag der Dekane in diesem Jahr an folgende Herren verliehen:

1. Herrn Dr. oec. publ. Kai Andreas Konrad, Volkswirtschaftliche Fakultät, für seine Dissertation:

„Risikoproduktivität und Besteuerung“.

Herr Kai Andreas Konrad wurde 1961 in Heidelberg geboren. An der Ruprecht-Karls-Universität in Heidelberg begann er 1980 das Studium der Physik, wechselte jedoch 1982 zum Fach Volkswirtschaftslehre, das er im Dezember 1985 mit der Diplomprüfung abschloß. Seit März 1986 ist Herr Dr. Konrad an der Universität München als Wissenschaftliche Hilfskraft am Seminar für Versicherungswesen beschäftigt.

Unsicherheit und Risiko werden im Alltagsleben als Beschwerden und Belastungen empfunden, die man am liebsten vermeiden möchte. Aber in den Wirtschaftswissenschaften setzt sich – wie in der Praxis intuitiv häufig schon praktiziert – immer mehr der Gedanke durch, daß mit einer aktiv und positiv bewerteten Risikoübernahme wirtschaftliche Erfolge erzielt werden können.

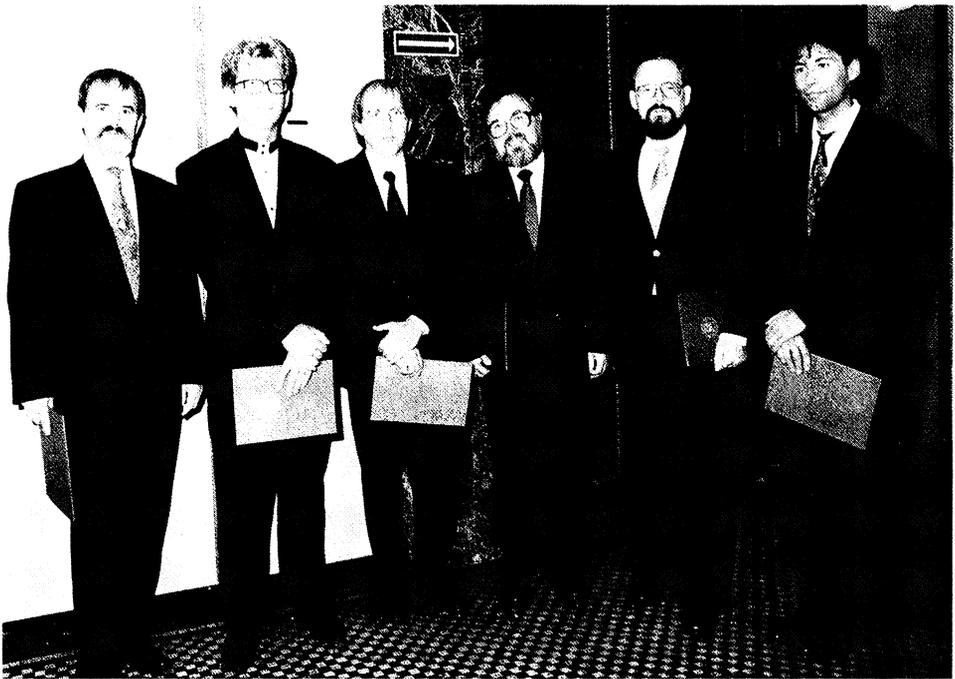
Damit ist – verkürzt ausgedrückt – Risikoübernahme grundsätzlich produktiv, Risiko kann damit als Produktionsfaktor bezeichnet werden und muß in ein rationales wirtschaftliches Kalkül unter Berücksichtigung der erwarteten Erträge und Kosten einbezogen werden. Das Verdienst der Arbeit von Herrn Konrad über „Risikoproduktivität und Besteuerung“ ordnet diese Neubewertung des Risikos in die wirtschaftswissenschaftliche, mikro-ökonomische Theorie ein. Das Buch zeigt auch, wie eine Besteuerung der Erträge der Risikoübernahme die Kapitalallokation beeinflußt und wie sie deshalb vernünftigerweise auszubauen sei. Die Arbeit leistet einen Beitrag zur rationalen Bewältigung der Unsicherheit und zur Steigerung der wirtschaftlichen Produktivität.

2. Herrn Dr. med. vet. Erwin Peter M ä r t l b a u e r, Tierärztliche Fakultät, für seine Dissertation:

„Zur Entwicklung enzymimmunologischer Verfahren für den Nachweis von Mykotoxinen (Aflatoxine, Ochratoxin A und Trichothecene) in Lebensmitteln“.

Herr Erwin Peter Märtlbauer wurde 1957 im Markt Ortenburg im Landkreis Passau geboren. Nach dem Abitur und dem Zivildienst beim Bayerischen Roten Kreuz studierte er an der Tierärztlichen Fakultät der Universität München. Im Rahmen seines Promotionsstudiums war er Mitarbeiter bei mehreren Forschungsvorhaben am Lehrstuhl für Hygiene und Technologie der Milch in der Tierärztlichen Fakultät. Seit der Promotion vor zwei Jahren leitet er als akademischer Rat a. Z. die Abteilung für immunchemische Rückstandsanalytik. Unter seiner maßgeblichen Mitwirkung wurden bisher mehr als zwanzig Nachweise für Antibiotika, Sulfonamide, Muschelgifte, Mykotoxine und andere Umweltschadstoffe erarbeitet. Seit 1986 ist Herr Dr. Märtlbauer Mitglied der Arbeitsgruppe „Mykotoxine“ des Bundesgesundheitsamtes und arbeitet in der Experten-Gruppe für Muschelgifte der Europäischen Gemeinschaft mit.

Im Rahmen eines vorbeugenden Gesundheitsschutzes wird unter den Umweltrückständen einigen Schimmelpilzgiften, wie den Aflatoxinen, Ochratoxin A und den Trichothecenen, besondere Bedeutung beigemessen. Diese hochtoxischen und z. T. kanzerogenen Stoffwechselprodukte gelangen vorwiegend über kontaminiertes Futter in von Tieren gewonnene Lebensmittel. Der moderne Verbraucherschutz erfordert häufige und regelmäßige Kontrollen der betroffenen Nahrungsmittel, wozu einfache und schnelle Analyseverfahren unerlässlich sind. Die in dieser



v.l.n.r.: Prof. Dr. Thomas Gehren (der für den abwesenden Dr. Andreas Burkert den Preis entgegennahm), Dr. Albrecht Koschorke, Dr. Erwin Peter Märtlbauer, Präsident Prof. Dr. Wulf Steinmann, Priv.-Doz. Dr. Peter Gräf, Priv.-Doz. Dr. Hermann von Lips, Dr. Kai Andreas Konrad, Staatsminister Hans Zehetmair

(Foto Hans Süß)

Dissertation entwickelten immunchemischen Verfahren – eine relativ neue und alternative Entwicklung der Rückstandsanalytik – sind in dieser Hinsicht den üblicherweise eingesetzten physikalisch-chemischen Verfahren um ein Vielfaches überlegen. Herr Märtlbauer hat somit einen wichtigen Beitrag für den Verbraucherschutz, aber auch zur Gesunderhaltung der Tierbestände geleistet. Die Arbeit kann als ein Standardwerk der immunologischen Mykotoxinanalytik gelten.

3. Herrn Dr. phil. Albrecht K o s c h o r k e, Philosophische Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaft II, für seine Dissertation:

„Die Geschichte des Horizonts. Grenze und Grenzüberschreitung in literarischen Landschaftsbildern“.

Herr Koschorke wurde 1958 in Kastellaun im Hunsrück geboren. Nach dem Abitur in Aachen schrieb er sich an der Universität München in den Fächern Neuere Deutsche Literaturwissenschaft, Philosophie und Kunstgeschichte ein. Von 1978 bis 1980 leistete er in Israel mit der Aktion Sühnezeichen/Friedensdienst seinen Zivildienst. Anschließend nahm er sein Studium an der Ludwig-Maximilians-Universität München wieder auf, das er 1984 mit dem Magisterexamen abschloß. 1983 war Herr Koschorke in die Studienstiftung des Deutschen Volkes aufgenommen worden, deren Förderung ihm 1984 bis 1985 einen Studienaufenthalt in Paris ermöglichte.

Seit dem Wintersemester 1985 arbeitet Herr Koschorke als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Deutsche Philologie und hat im März vorigen Jahres seine Dissertation abgegeben.

Erwarten würde man eine literarhistorische Motivgeschichte – geleistet wird eine Erhellung *der historischen Organisation von Wahrnehmung und Erkenntnis*, und zwar von der Antike bis ins 20. Jahrhundert. Ausgangspunkt für Koschorke ist eine Entdeckung: Der Horizont bildet nicht nur die Grenze des Sichtbaren, er fungiert vielmehr als Bezugslinie für die Ordnung des Empirischen überhaupt; und mehr noch, und entscheidend: er fordert ständig zu seiner Transzendierung auf. An den Horizontvorstellungen wird der Wandel im Verhältnis von Immanenz zu Transzendenz ablesbar, mit ihnen werden die Beziehungen zwischen Raum und Zeit immer neu definiert.

Der Weg geht, so Koschorke, von der anfänglichen Schwierigkeit, feste Grenzen als solche zu denken, über die Setzung des Weltrands im Altertum, in einer Dynamik ständiger Weitung und Öffnung von der frühen Neuzeit über die Aufklärung bis zur Romantik, dann aber, an einem Umschlagspunkt noch in der Romantik, beginnt der Horizont sich zu schließen, in immer neuen Schüben; und endlich, in der „Moderne“ etwa ab Baudelaire, scheint sich die Horizontstruktur von Wissen und Erfahrung ganz aufzulösen, ein Prozeß, der mit dem radikalen Denken des Endes der Metaphysik, wie es heute in Frankreich exekutiert wird, abschließt.

Die vorzüglich formulierte Arbeit dürfte mehrere Disziplinen anregen und ein weites Publikum erreichen.

4. Herrn Dr. rer. nat. Andreas Michael B u r k e r t, Fakultät für Physik, für seine Dissertation:

„Entstehung und Entwicklung von elliptischen und Zwerggalaxien“.

Herr Andreas Michael Burkert wurde 1959 in Gangkofen in Niederbayern geboren. Nach dem Abitur in München leistete er von Juni 1978 bis September 1979 seinen Wehrdienst. Danach nahm er an der Ludwig-Maximilians-Universität München das Studium der Physik auf, das er im Mai 1986 mit dem Diplom abschloß. 1982 wurde er in die „Studienstiftung des Deutschen Volkes“ aufgenommen.

Herr Burkert beschreibt in seiner Dissertation die dynamische Entwicklung in Galaxien, von

ihrer Entstehung bis zum Erreichen eines Gleichgewichtszustands. Die Ergebnisse seiner Arbeit sind von herausragender Bedeutung für die galaktische und extragalaktische Astronomie, denn sie erklären erstmals, unter welchen Voraussetzungen sich überhaupt elliptische Galaxien bilden.

Unter Einbeziehung der Wechselwirkung zwischen Sternen, Gas und Staub in diesen Galaxien gelingt ihm die Aufstellung eines chemodynamischen Entwicklungsmodells, mit dem die beobachteten Eigenschaften von Zwerg- und Riesengalaxien sehr gut erklärt werden können.

Seine Arbeit liefert grundlegende Beiträge zur modernen Astrophysik; sie ist außergewöhnlich und weltweit konkurrenzlos. Herr Burkert hat sich neben seiner Doktorarbeit mit einer Vielzahl von häufig unkonventionellen Ideen und mehreren eingeladenen Vorträgen auf internationalen Tagungen sowie durch einige Publikationen bereits einen Namen gemacht.

Zur Zeit ist er als Feodor-Lynen-Stipendiat der Alexander-von-Humboldt-Stiftung an der University of Illinois in Urbana tätig. Deshalb kann er heute die Urkunde nicht selbst entgegennehmen. An seiner statt bitte ich Herrn Professor Gehren zu mir auf's Podium. Professor Gehren hat die preisgekrönte Dissertation betreut. Auch Professor Gehren hat den Förderpreis der Universitätsgesellschaft erhalten, und zwar auf dem Stiftungsfest 1985 für seine Habilitationsschrift. Mit dem heute verliehenen Förderpreis wird diese Forschungsrichtung der theoretischen Astronomie also bereits in der zweiten Generation ausgezeichnet.

Die beiden *Habilitationspreise*, mit je DM 10000,- dotiert, verleiht die Universität auf Vorschlag der Dekane in diesem Jahr an folgende Preisträger:

1. Herrn Dr. theol. habil. Hermann v o n L i p s, Evangelisch-Theologische Fakultät, für seine Habilitationsschrift:

„Weisheitliche Traditionen im Neuen Testament“.

Hermann von Lips wurde 1942 in Irmelshausen (Unterfranken) geboren. Nach dem Abitur in Weißenburg absolvierte er den Wehrdienst bei der Bundeswehr.

Im Herbst 1962 begann er das Studium der evangelischen Theologie an der Augustana-Hochschule in Neuendettelsau. Als weitere Studienorte folgten Tübingen, Heidelberg und Erlangen. 1967 schloß er das Studium ab mit Ablegung der Theologischen Aufnahmeprüfung bei der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern. Es folgte eine einjährige Ausbildung im Predigerseminar Nürnberg sowie von 1968 bis 1971 der Dienst als Vikar in der Gemeinde St. Johannis in Forchheim (Oberfranken). Nach Ablegung der Theologischen Anstellungsprüfung im Jahre 1970 wurde er von 1971 bis 1973 beurlaubt zur Arbeit an einer Dissertation mit dem Titel „Die Ordination in den Pastoralbriefen, im Zusammenhang der Aussagen über Glaube – Gemeinde – Amt neu untersucht“, mit der er 1974 in Heidelberg promovierte.

Vor 1973 bis 1983 war er als Vikar und Pfarrer in Erlangen und Fürth tätig.

Ende 1983 übernahm er dann an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität München eine Stelle als Akademischer Rat a. Z. am Institut für Neutestamentliche Theologie. Mit seiner Habilitationsarbeit wurde er im Juli vorigen Jahres für das Fach Neues Testament habilitiert. Zur Zeit ist Herr von Lips als Oberassistent tätig.

Bei der Habilitationsschrift handelt es sich um eine Untersuchung, zu der es bisher hinsichtlich der Breite des herangezogenen und ausgewerteten Materials nichts Vergleichbares gibt. Der Verfasser setzt ein mit einer Bestandsaufnahme über die Weisheit im Alten Testament und erörtert die Probleme ihrer Herkunft, ihrer Redeformen, ihrer Themen und ihres Anliegens. Weisheit als menschliche Erkenntnismöglichkeit steht hier unter der Voraussetzung der Glaubensüberzeugung Israels und der Begrenzung durch die „Furcht Gottes“. Es wird daher eingehend nach dem Verhältnis der Weisheit zur alttestamentlichen Geschichtsauffassung, zu Kult, Recht und Prophe-

tie gefragt. Im zweiten Hauptteil geht der Verfasser zunächst der weisheitlichen Tradition in der Verkündigung Jesu nach, die insbesondere im Zusammenhang mit dem Weltverständnis und der Lebensauffassung, aber auch der Zukunftserwartung eine Rolle spielt. Weisheitliche Elemente haben sodann die Christusverkündigung der ältesten Kirche mitbestimmt, wo es darum ging, die universale Bedeutung Jesu Christi als Weisheit Gottes im Gegensatz zur Weisheit der Welt zum Ausdruck zu bringen. Schließlich ist die frühchristliche Ethik sehr stark von weisheitlicher Rede- und Denkweise geprägt.

2. Herrn Dr. rer. pol. habil. Peter Gräf, Fakultät für Betriebswirtschaft, für seine Habilitationsschrift:

„Information und Kommunikation als Elemente der Raumstruktur“.

Herr Peter Gräf wurde 1946 in Heidelberg geboren. Nach dem in Heidelberg abgelegten Abitur absolvierte er von 1966 bis 1968 eine Lehre als Industriekaufmann bei der Siemens AG in Mannheim, Berlin und Erlangen.

Ab Sommersemester 1968 studierte Herr Gräf Betriebswirtschaftslehre an der Universität Mannheim. Nach dem Vordiplom setzte er das Studium an der Ludwig-Maximilians-Universität in München fort und schloß es 1973 mit der Prüfung zum Diplom-Kaufmann ab.

Seit Juli 1973 ist er am Institut für Wirtschaftsgeographie der Universität München tätig. 1977 promovierte er mit einer sozialgeographischen Arbeit zum Dr. rer. pol. Im Anschluß daran war er als wissenschaftlicher Assistent und als Akademischer Rat tätig. 1984 erhielt Herr Gräf einen Lehrauftrag für Fremdenverkehr aus sozialgeographischer Sicht im Fachbereich Betriebswirtschaft.

Von Mai 1986 bis Oktober 1987 war er von seinen Dienstaufgaben beurlaubt und konnte mit Hilfe eines Habilitandenstipendiums der Deutschen Forschungsgemeinschaft seine Habilitationsschrift zum Abschluß bringen.

Das zentrale Anliegen der Geographie – die Erforschung von Strukturen und Prozessen im Raum – hat durch die Arbeit von Peter Gräf zusätzlichen Akzent erhalten. Es wird vor allem die Frage diskutiert, wie die Einführung und Verbreitung neuer Informations- und Kommunikationstechniken (z. B. Telefax oder Btx) die Ordnung und Organisation von Räumen beeinflusst, besonders wie die Entwicklung verschiedener Teilräume unter dem Aspekt der räumlichen Ausbreitung und der Folgen von Innovationen gesehen werden muß.

Damit werden die gegenwärtigen Tendenzen wirtschaftsgeographischer Forschung durch eine technologieorientierte Komponente und den Kontakt zur Industrie- und Dienstleistungsforschung entscheidend erweitert. Die Spanne der Überlegungen reicht von der Darstellung historischer Verflechtungsmuster der Kommunikation (z. B. Vereinswesen) über kommunikative Einflüsse (z. B. Telefon) bei wachsender gesellschaftlicher Mobilität bis zur räumlichen Wirkung durch Information und Kommunikation (z. B. Werbung in den Massenmedien, neue Techniken wie Mobilfunk). Schließlich wird der räumliche Wandel kommunikativer Beziehungen in einem theoretischen Ansatz dargestellt und durch empirische Belege gestützt.

Die Arbeit bildet einen wesentlichen Baustein zu einer Geographie der Kommunikation, der sich nicht mehr in das traditionelle Gliederungsschema der geographischen Wissenschaft (z. B. Agrargeographie, Industriegeographie, Stadtgeographie) einordnen läßt.

Die Habilitationsarbeit ist dadurch ausgezeichnet, daß sie

1. eine deutliche Erweiterung des Kenntnisstandes im Hinblick auf räumliche Organisationsformen erbringt;

2. einen profunden Beitrag zu einem wesentlichen Thema der wissenschaftlichen Fachdiskussion liefert;

3. nicht nur den Erfahrungshorizont bereichert, sondern auch einen Beitrag zur theoretischen Konzeption der Geographie leistet.

Meine Damen und Herren, der Festvortrag auf diesem Stiftungsfest wird von Herrn Professor Dr. Ernst-Ludwig Winnacker gehalten. Herr Prof. Winnacker ist als Nachfolger des Nobelpreisträgers Prof. Lynen seit 1980 Inhaber eines Lehrstuhls für Biochemie und Vorstand des Instituts für Biochemie an unserer Universität. Er hat mit großem Einsatz die Gründung des Zentrums für Molekularbiologie, das auch unter der Bezeichnung Genzentrum bekanntgeworden ist, betrieben. Dieses Genzentrum wurde 1984 gegründet und wird seither von Professor Winnacker geleitet. Die moderne Naturwissenschaft, und in Sonderheit die Gentechnologie, ist in den letzten Jahren zunehmender Kritik aus Teilen der Öffentlichkeit begegnet. Herr Winnacker hat sich dieser Diskussion stets gestellt und darauf hingewirkt, die Chancen und Probleme der Gentechnologie auf rationaler Grundlage und möglichst ungetrübt von Emotionen zu diskutieren. Darauf hat er einen erheblichen Teil seiner Zeit und Kraft verwendet. So war er Mitglied der Enquete-Kommission Chancen und Risiken der Gentechnologie des Bundestages. Er hat maßgeblich mitgewirkt an der Beratung und Formulierung des kürzlich vom Bundestag verabschiedeten Gesetzes zur Regelung von Fragen der Gentechnik. Darüber hinaus hat sich Herr Winnacker stets auch den Aufgaben der Wissenschaftsverwaltung gestellt. So ist er seit 1984 Vizepräsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, und vor wenigen Wochen ist er auf der Mitgliederversammlung für eine zweite Amtszeit zum Vizepräsidenten gewählt worden. Wir möchten Ihnen, lieber Herr Winnacker, herzlich zu dieser Wiederwahl gratulieren, und ich möchte Ihnen unseren Dank dafür aussprechen, daß Sie die Wissenschaft mit diesem schier ungläublichen Einsatz in der Öffentlichkeit vertreten. Wir bewundern Ihre Arbeitskraft, die es Ihnen erlaubt, neben Ihrer außerordentlich erfolgreichen wissenschaftlichen Tätigkeit diese Aufgaben wahrzunehmen. Sie sind ja ebenso wichtig wie die Forschung selbst, denn die Randbedingungen für unsere Forschung werden von den Parlamenten und Regierungen bestimmt, und das Bild der Wissenschaft in der Öffentlichkeit ist für deren Entscheidungen maßgeblich.

Über diesen Aufgaben in der Öffentlichkeit hat Herr Prof. Winnacker seine wissenschaftliche Tätigkeit nicht zu kurz kommen lassen. Ein Beweis dafür ist der sehr ehrenvolle Ruf an die Eidgenössische Technische Hochschule Zürich, den er vor einiger Zeit erhalten hat. Zum Glück ist es uns gelungen, Prof. Winnacker dazu zu bewegen, in München zu bleiben. Ich möchte Ihnen, lieber Herr Winnacker, noch einmal dafür danken, daß Sie sich für München entschieden haben. Bei dieser Entscheidung haben Sie uns ein hohes Maß an Vertrauen geschenkt, denn nicht alle Ihre Wünsche waren sofort zu erfüllen. Der Neubau für das Zentrum für Molekularbiologie z. B. ist immer noch nicht begonnen, aber der jüngste Beschluß der Bayerischen Staatsregierung sieht vor, daß er in vier Jahren bezugsfertig ist. Seien Sie sicher, daß wir alles daran setzen werden, damit Sie Ihren Entschluß, in München zu bleiben, nicht bereuen müssen.

Und nun wird das Studentenorchester noch ein Stück aus der Tschechischen Suite von Dvořák spielen. Danach darf ich Sie um Ihren Festvortrag „Über Macht und Ohnmacht unserer Gene“ bitten.

# Über Macht und Ohnmacht der Gene

*Prof. Dr. Ernst Ludwig Winnacker*

Menschliches Tun und menschliches Handeln wird und wurde weithin von genetischen Gegebenheiten bestimmt. Beginnen wir mit einigen Beispielen:

Der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., uns mehr bekannt als der Schöpfer des preußischen Beamten und des preußischen Offiziers, hat von Wissenschaft nicht allzu viel gehalten. Seinen Soldaten erlaubte er nur den Umgang mit zwei Büchern, dem Soldbuch und der Bibel. Aber er träumte von großen, hochgewachsenen Soldaten; er ahnte, daß man mit Menschen vielleicht auch das tun könnte, worin seine Bauern schon lange in der Tier- und Pflanzenwelt reüssierten, nämlich derartige Ziele über Züchtung zu erreichen. Er verheiratete daher seine Garde der langen Kerls mit ausgewählten Mädchen von besonders großer Statur. Dem Experiment war letztlich nur wenig Erfolg beschieden; heute wissen wir, warum. Ob dieses Debakel allerdings dafür verantwortlich war, daß die unter seinem Amtsvorgänger von Gottfried Wilhelm Leibniz gegründete Akademie der Wissenschaften während seiner Amtszeit praktisch geschlossen war, bzw. sich mit Themen der Art zu befassen hatte, daß alle Gelehrten Salbader und Narren seien, dies ist nicht überliefert.

Oder versetzen wir uns in das Jahr 1904, als am 12. August dem regierenden Zaren Nikolaus II., nach vier Töchtern endlich der langersehnte Thronfolger Aleksej Nikolajewitsch geboren wurde. Doch schon nach wenigen Wochen wurde klar, daß er nicht gesund war, daß er an unerklärlichen Blutungen in den Gelenken litt. Seine Krankheit, die Bluterkrankheit, hatte er von seiner Großmutter, der englischen Königin Viktoria, geerbt, die sie übrigens nicht nur auf das russische, sondern auch auf das spanische und preußische Königshaus übertragen hatte. Der fehlende Blutgerinnungsfaktor, der Faktor VIII, stand damals noch nicht zur Verfügung, so daß man sich der Verführungskünste des sibirischen Bauern Rasputin bediente. In der Geschichte ist es müßig, die Frage nach dem „Was wäre gewesen, wenn . . .“ zu stellen; daß aber die Geschichte des Hauses Romanoff und damit auch Europas mit besserem Wissen um die Ursachen dieser Krankheit einen anderen Verlauf genommen hätte, dies kann man wohl uneingeschränkt behaupten.

Kaum weniger geschichtsträchtig als diese königliche Krankheit war ein Aufsatz des Professors der Psychologie an der Universität in Californien, Arthur Jensen, aus dem Jahre 1969. Auf dem Höhepunkt der Studentenunruhen in Berkeley und gleichzeitig des Vietnamkriegs formulierte und behauptete er in einem Aufsatz zum Thema „Inwieweit lassen sich Intelligenzquotient und intellektuelle Leistungen steigern?“, daß die von ihm beobachteten Unterschiede in den Ergebnissen von Intelligenztests zwischen Schwarzen und Weißen nicht das Resultat mangelhafter und ungleicher sozialer Verhältnisse, sondern im wesentlichen biologischer, d. h. erblicher Natur seien. Wie wir sehen werden, ist es auch heute noch schwierig genug, selbst innerhalb einer bestimmten Bevölkerungsgruppe, z. B. Studenten bestimmter Altersklassen und wohldefinierter Herkunft, den Begriff der Intelligenz überhaupt zu quantifizieren – als Voraussetzung für eine Analyse der Erblichkeit dieser Anlage; ihn aber dann gleich noch auf den Vergleich unterschiedlicher Rassen hin auszudehnen, war gefährlich, wenn nicht gar unseriös; es mußte als bloßer Rassismus erscheinen. Es war wie Wasser auf den Mühlen derjenigen, die auf dem Höhepunkt des Vietnamkrieges, auf dessen Altar damals die in den USA ohnehin nur mäßige Unterstützung des Wohlfahrtsstaates endgültig geopfert wurde; es war Wasser auf die Mühlen derjenigen, die damals nicht nur den Sinn derartiger Analysen anzweifelten, sondern gleich noch den Wert des wissenschaftlichen Expertentums insgesamt in Frage stellten oder sich in dieser Einschätzung nun erst recht bestätigt fühlten. Die Wissenschaft hat sich bis heute von der damals ausgelösten Autoritätskrise nicht recht erholt.

Und nun ein letztes Beispiel aus den Anwendungen der Neuen Biologie im Bereich der Humangenetik. Vor wenigen Monaten, im Herbst 1989, wurde von einem kanadisch/amerikanischen Team die Entdeckung des Gens veröffentlicht, dessen Fehlverhalten für die sog. cystische Fibrose verantwortlich ist. Diese Erbkrankheit ist weit verbreitet; jede 200. Person ist Träger dieser Krankheit und jedes 2000. Baby wird mit diesem leidvollen Defekt geboren. Natürlich ist mit der Entdeckung dieses Gens die Krankheit nicht verschwunden; eine Therapie ist nicht einmal in Sicht. Dennoch hat dieses Resultat zweierlei erreicht; einmal ist nun bekannt, wo genau im zellulären Geschehen die Ursache für diese Krankheit zu suchen ist. In einem bestimmten Eiweißmolekül nämlich, wir nennen es einen Ionenkanal, sind durch Mutationen bestimmte Eigenschaften verlorengegangen, die nun die Schleimbildung in der Lunge, unter der die Patienten leiden, verständlich machen und die sich vielleicht in der Zukunft durch Arzneimittel kompensieren lassen; zum anderen hat diese Gipfelbesteigung im wahrsten Sinne des Wortes bewiesen, daß die Wahl des in diesen Arbeiten eingegangenen Weges richtig war und daß man mit der gewählten Strategie in Zukunft wohl auch andere Erbkrankheiten wird analysieren und verstehen können.

Möglich war dieser Erfolg dank neuer und neuester Erkenntnisse über die Struktur und Funktion des Gens, eines Begriffs, der historisch gesehen, kaum einige Jahrzehnte alt ist und dennoch so schnell so bedeutungsvoll für das Verständnis des Lebens überhaupt geworden ist. Seine Ursprünge sind nicht ganz leicht zurückzuverfolgen. In seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit schreibt Johann Gottfried Herder im Jahre 1784 von der „genetischen Kraft als der Mutter aller Bildungen“ und meint damit nicht nur den lateinischen Ursprung dieses Wortes, das Genus, das Geschlecht, das Ursprüngliche, sondern fragt bereits, ob es nicht diese angeborene, organische Kraft sei, die dem Neger seine schwarze Hautfarbe auch in nördlichen Breiten erhielte. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts ging diese durchaus reduktionistisch anmutende Denkweise des Zeitalters der Aufklärung im Zuge der aufkommenden Romantik verloren, einer Zeit, die nicht glauben mochte, daß die Newton'schen Gesetze über den unmittelbaren Bereich der Physik hinaus Gültigkeit haben konnten und daß die Natur insgesamt überhaupt erforschbar und rational analysierbar sei. Der zerbröselnde Positivismus der Wissenschaft fand damals nur wenige Anhänger und gibt ja auch heute gelegentlich Anlaß zur Kritik.

So verfielen die in der Mitte des Jahrhunderts entstandenen Arbeiten des Augustinermonchs Gregor Mendel zur Erblehre sicher nicht nur deshalb der Vergessenheit anheim, weil sie in obskuren Journalen publiziert wurden, sondern vielmehr, weil sie dem Zeitgeist so grundsätzlich widersprachen. Schon damals also diese bedauerliche Trennung der Welt in die zwei Kulturen des Charles Percy Snow, in die Welt, wie er sagte, der „Naturwissenschaften als die der Dinge, die wir wissen und die Welt der Geisteswissenschaft als die der Dinge, die wir nicht wissen“.

So hat erst die Wende zu unserem Jahrhundert die Wiederentdeckung der Mendelschen Gesetze gebracht und erst das Jahr 1909 die Formulierung des Begriffes vom „Gen“. In seinen „Elementen der exakten Erbliehkeitslehre“ schreibt der dänische Botaniker Wilhelm Johannsen, daß „viele Eigenschaften der Organismen durch in den Gameten vorkommende besondere, trennbare und somit selbständige ‚Zustände‘, ‚Grundlagen‘, ‚Anlagen‘, kurz, was wir eben die Gene nennen wollen – bedingt sind“. Hier also taucht das Wort zum ersten Male auf, wobei – wie Johannsen sofort anschließt – über die Natur dieser Elemente zunächst nichts bekannt ist. „Darüber“, so fährt er nämlich fort, „daß die Gene selbst chemische Gebilde oder Zustände seien – darüber wissen wir vorläufig noch gar nichts.“ Einige Jahre später, 1926, sieht dies schon anders aus. In seinem Lehrbuch über die „Theorie des Gens“ schreibt der amerikanische Genetiker Thomas Hunt Morgan, daß „auf Grund meiner Berechnungen die Größe der Gene von ähnlichem Ausmaß sein müßte, wie die großer organischer Moleküle. Es ist daher die einfachste Annahme oder zumindest doch eine gute Arbeitshypothese, daß sie als chemische Substanzen anzusehen sind“.

Er hat natürlich recht gehabt, auch wenn es noch bis 1944 gedauert hat, bis Oswald Avery die chemische Natur des Erbmaterials als Desoxyribonukleinsäure, kurz DNA genannt, erkannt hat.

Das Jahr 1953, das den meisten von uns als das Jahr des Todes von Stalin, der Besteigung des Mount Everest oder der Krönung der Königin Elisabeth erinnerlich ist, brachte dann die Aufklärung der Struktur der DNA als einer Doppelhelix. Hierbei handelt es sich um eine Struktur aus zwei langen ineinander verdrehten, umeinander verschlungenen Fäden, um eine Art Wendeltreppe also, die bei Viren nur einige Tausend, bei Bakterien schon einige Millionen Stufen hat und beim Menschen schließlich mehrere Milliarden dieser Bausteine umfaßt. In den vergangenen 30 Jahren war es dann dem Siegeszug der molekularen Biologie vorbehalten, Techniken zur Bestimmung der Reihenfolge dieser Bausteine zu entwickeln, den Code zu entschlüsseln, mit dem die Information zur Bildung eines Eiweißmoleküls aus der DNA heraus übersetzt wird und schließlich mit Hilfe der Verfahren der Gentechnologie, die seit ca. 1971 bekannt wurden, die Funktion und Wirkungsweise der Gene zu verstehen.

Heute würden wir das Gen als die Einheit der biologischen Information definieren. Man muß es sich als einen Abschnitt auf einem Chromosom vorstellen, der die Vorschrift für die Bildung eines Eiweißmoleküls enthält und damit letztlich auch für die Umwandlung anorganischer in organische, in lebende Materie. Einzelne und für sich betrachtet machen diese Elemente aber noch lange nicht das aus, was wir als das Lebendige bezeichnen. Vielmehr bedarf es für die Ausbildung eines lebenden Organismus des gleichzeitigen Zusammenwirkens vieler dieser einzelnen konstitutiven Elemente, die wir in ihrer Summe als das Genom bezeichnen. Für jede lebende Spezies gibt es also einen charakteristischen Satz von Genen, der im Vorgang der Vererbung von den Eltern auf die Nachkommen übertragen wird, so daß diese ihren Eltern immer ähnlich sind. Aus einer Tulpenzwiebel entsteht somit immer eine Tulpe, aus einem Kirschkern immer ein Kirschaum und aus einem befruchteten Mäuseembryo immer eine Maus.

Allerdings macht auch hier eine Schwalbe noch keinen Sommer und so ist natürlich eine Tulpenzwiebel noch lange keine Tulpe und ein Mäuseembryo noch lange keine Maus. Durch eine komplexe Abfolge von Ereignissen, bei denen Gene nach meist noch unbekanntem Fahrplänen an- oder abgeschaltet werden, bauen sich während der Ontogenese eine Vielzahl spezialisierter Körperzellen und Organe auf, die in ihrer Summe schließlich den erwachsenen Organismus ausmachen. Dabei spielt neben dem Genom und seinen Genen auch die äußere Umgebung, in der sich dieser Wachstumsprozeß vollzieht, eine entscheidende Rolle. Sie liefert nicht nur, über die Sonne, die notwendige Energie, sowie die Ausgangsmaterialien, d. h. die Kohlenstoff-, Stickstoff- und Sauerstoffatome, sondern sie beeinflusst auch aktiv und unmittelbar den Gang der Dinge. Genetisch identische Pflanzen wachsen auf unterschiedlichen Meereshöhen zu unterschiedlichen Höhen, wobei es meist ein Maximum bei einer mittleren Meereshöhe gibt. Gewöhnliche Hausfliegen, die bei niedriger Temperatur, d. h. ca. 16°C aufgezogen werden, erhalten mehr Facetten in ihren Augen, als solche, die bei 30°C aufgezogen werden. Oder das Beispiel der Königin der brasilianischen Blattschneiderameise. Sie besitzt denselben Satz von Genen wie ihre Schwestern, wie die tausendmal kleineren Arbeiterinnen; vermutlich nur und allein über eine spezielle Diät erreicht sie die für Ameisen gigantische Größe einer neugeborenen Maus.

Dabei kann die äußere Umgebung nicht nur Entwicklung und Verhalten von Organismen *beeinflussen*; nur allzu oft ist diese Wechselwirkung sogar *Voraussetzung* für die Entwicklung eines Organismus oder bestimmter Fähigkeiten eines Lebewesens. Dabei gilt heute insbesondere das Nervensystem als das Paradebeispiel für ein offenes biologisches System, das für seine Entwicklung und Aktivität der ständigen Rückkoppelung mit der Umwelt bedarf. Hubel und Wiesel haben dies in einem ebenso berühmten wie klassischen Experiment für das Beispiel der Entwicklung des beidäugigen Sehvermögens gezeigt. Um mit unseren beiden Augen scharf zu sehen, müssen

die Signale eines gegebenen Objektes, die auf getrennten Netzhautbereichen in den beiden Augen auftreffen und empfangen werden, von diesen beiden Bereichen auf ein einziges Zielneuron im visuellen Teil der Hirnrinde hin verschaltet werden. Wegen der leicht unterschiedlichen Form der Linsen sind natürlich diese Bereiche zunächst nicht festgelegt. Ein bestimmtes Objekt wird im *einen* Auge von *einer* bestimmten Rezeptorzelle gesehen, im anderen von einer möglicherweise leicht unterschiedlich lokalisierten Zelle. Diese beiden – und nicht irgendwelche anderen Rezeptorzellen – müssen dann gemeinsam verdrahtet sein, um dieses ihnen gemeinsame Signal auf ein einziges Zielneuron übertragen zu können. Wie läßt sich dies bewerkstelligen? Nun, am einfachsten durch eine Art Überorganisation. Am Anfang, bei der Bildung des Auges, sind jeweils mehrere benachbarte Rezeptorzellen sowohl des einen, wie auch des anderen Auges mit einem bestimmten Zielneuron verdrahtet. Sobald die Gelegenheit zum Sehen entsteht, wird geübt. Das Zielneuron empfängt synchron Signale von bestimmten Rezeptorzellen, die jeweils gleichzeitig von einem bestimmten Objekt in den beiden Augen aktiviert werden. Die Verdrahtungen zu benachbarten Rezeptorzellen werden nicht aktiviert; die betreffenden Zellen sterben mit der Zeit ab, so daß schließlich nur noch diejenigen Verdrahtungen aufrechterhalten werden, übrig bleiben, die eben für das Sehen eines bestimmten Objektes in beiden Augen erforderlich sind.

All dies findet zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Entwicklung eines Organismus statt. Wird er verpaßt, weil z. B. ein Auge auf Grund angeborener Fehler nicht richtig geöffnet ist, weil es experimentell verschlossen wird oder weil es vielleicht schielt, dann sind zwar anatomisch und genetisch gesehen das offene und das verschlossene Auge ununterscheidbar; das verschlossene Auge aber bleibt funktionslos, d. h. unfähig, scharf zu sehen, weil eben die korrekten Verdrahtungen nicht aktiviert werden konnten und, da die betreffenden Zellen abgestorben sind, nachträglich niemals mehr aktiviert werden können.

Diese Beobachtungen haben einerseits – auf den Menschen angewendet – unmittelbar praktische Bedeutung. Kinder mit angeborenem grauen Star, deren Augen also gewissermaßen verschlossen sind, müssen gleich in der frühesten Kindheit operiert werden, damit sie in dem befallenen Auge nicht für ihr ganzes Leben das Scharfsehvermögen verlieren. Andererseits können sie auch generalisiert werden: Nicht nur die Entwicklung des Sehvermögens, sondern viele andere Leistungen unserer Sinnesorgane, aber auch des zentralen Nervensystems basieren auf neuronalen Verschaltungen, deren korrekte Ausbildung der Wechselwirkungen mit der Umwelt, beim Menschen auch mit dem sozialen Umfeld, der „Mitwelt“, bedarf.

Bei identischer genetischer Grundlage kann es also in Abhängigkeit von Umgebung und Erfahrung zu ganz unterschiedlichen äußeren Merkmalen eines Organismus kommen. Der Genetiker unterscheidet dementsprechend zwischen dem *Genotyp*, d. h. der rein genetischen Zusammensetzung eines Organismus und seinem tatsächlichen Aussehen, dem sogenannten *Phänotyp*. Der Phänotyp ist dabei immer das Resultat der Wechselwirkung zwischen genetischen und umweltbedingten Komponenten, wobei sich die jeweiligen Anteile für verschiedene Merkmale nicht nur *unterschiedlich* darstellen; sie sind auch letztlich nicht voraussehbar.

So hat z. B. Gregor Mendel in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bei seinen bahnbrechenden Arbeiten mit Erbsen außerordentliches Glück gehabt, weil er Merkmale aussuchte, die sich eindeutig analysieren ließen. Die Kreuzung von Erbsen mit glatten und gerunzelten Früchten führte in der ersten Generation nur zu Pflanzen mit glatten Früchten, in der zweiten Generation zu einem bestimmten Verhältnis an Pflanzen mit glatten und gerunzelten Früchten. Andere Phänotypen als die der Eltern, also z. B. Früchte mit nur wenigen Runzeln, tauchten nicht auf. So konnte er sein Konzept von der paarweisen Anordnung der Gene entwickeln und die Gesetzmäßigkeiten der Verteilung einzelner Merkmale auf die Nachkommen ableiten. Hätte er nicht zufällig mit dem Phänotyp der unterschiedlichen Fruchtformen gearbeitet, sondern z. B. mit Elternpflanzen

unterschiedlicher Größe, dann hätten die Nachkommen *nicht* aus einem bestimmten Verhältnis großer oder kleiner Pflanzen bestanden, sondern aus einem Kontinuum von Pflanzen unterschiedlicher Größe, das keinerlei Gesetzmäßigkeiten hätte erkennen lassen.

Übrigens ist dieses Phänomen, wonach die Unterschiede von Nachkommen aus Kreuzungen qualitativ unterschiedlicher Merkmale nur quantitativer Natur sind, in der Natur eher die Regel als die Ausnahme. In großen, nicht ingezüchteten, d. h. genetisch nicht einheitlichen Populationen gibt es nicht nur große oder kleine Tomaten, rote oder weiße Rosen, schwarze oder weiße Menschen, sondern eben das ganze Spektrum der Kaffeefarben, wie ein Spaziergang in Manhattan oder auf dem morgendlichen Viktualienmarkt ergibt. Der Sinn des alten Sprichwortes, „Lehrers Kinder und Pfarrers Vieh gedeihen selten oder nie“, wird hier durchaus verständlich.

Man spricht in all diesen Fällen von quantitativen genetischen Merkmalen. Die Ursachen für die hier beobachteten, kontinuierlichen Merkmalsverteilungen sind zweierlei. Zum einen kann, wie erwähnt, dank des Einflusses von Umweltfaktoren ein einziger Genotyp zu unterschiedlichen Phänotypen führen; zum andern aber können an der Ausbildung einzelner Merkmale auch mehrere Gene beteiligt sein. Wenn ihre Ausprägung in verschiedenen Nachkommen unterschiedliches Gewicht erhält, weil vielleicht das eine oder andere sogar fehlt, dann läßt sich auch auf diese Weise eine kontinuierliche Merkmalsausprägung leicht verstehen. Das Genom also sozusagen als ein Malkasten, der nicht nur jede Nuance einer Farbe zu mischen erlaubt, sondern in dem sogar aus ganz unterschiedlichen Farbtöpfen identische Farbnuancen, Farbtöne oder eben Phänotypen, ausgebildet werden können.

Welche der Situationen im einen oder im anderen Fall zutreffend ist, d. h. zu untersuchen, wie viele Gene an der Ausprägung eines bestimmten Merkmals beteiligt sind und wie weit darüberhinaus auch Umweltfaktoren zu berücksichtigen sind, dies ist Gegenstand eines besonderen Teilgebiets der Genetik, der sogenannten quantitativen Genetik. Ihre Werkzeuge sind natürlich wesentlich komplexer, als diejenigen, die noch Mendel zur Verfügung standen. Daß sie es hierbei in den letzten Jahrzehnten sogar zu einer gewissen Perfektion gebracht hat, davon legt z. B. die „grüne Revolution“, d. h. die Erzeugung besonders ertragreicher Getreidesorten, zu deren Entstehung quantitative Merkmale, d. h. viele Gene gleichzeitig zu manipulieren waren, beredtes Zeugnis ab.

Wer immer von Ihnen mir bis hierher gefolgt ist, wird sich fragen, inwieweit dies denn alles auch auf den Menschen zutrifft, auf ihn relevant ist. Wie und wo stellt sich bei uns die Frage nach der relativen Bedeutung von Genen und Umwelt? Inwieweit ist etwa Intelligenz vererbbar? Was hat es mit dem Krebs, der Fettleibigkeit oder gar der Zuckerkrankheit auf sich, bei denen die individuelle Erfahrung aus den Familien durchaus auch für genetische Komponenten spricht? Wie ist das Spektrum menschlicher Verhaltensunterschiede, das als von Heinrich Himmler auf der einen bis zu Mutter Theresa auf der anderen Seite hinreichend beschrieben werden könnte, wie weit ist dies genetisch bestimmt oder mitbestimmt und wie, wenn ja, wäre dies alles herauszufinden?

Natürlich gilt zunächst für den Menschen als lebenden Organismus, daß auch er bezüglich Form und Funktion von seinen Genen bestimmt ist. Ohne Gene können selbst die stofflichen Voraussetzungen für den Aufbau des Gehirns und eines funktionierenden Zentralnervensystems nicht geschaffen werden. Wie läßt sich aber gerade hier das komplexe Wechselspiel zwischen diesen stofflichen Voraussetzungen einerseits und der natürlichen oder sozialen und kulturellen Umwelt andererseits an?

Nun, in einigen Fällen gibt es auch für den Menschen durchaus eindeutige Antworten. Die sogenannten monogenen Erbkrankheiten z. B. sind Paradebeispiele für eine solche Situation. Der Austausch eines bestimmten Bausteins in dem für die Bildung des Blutfarbstoffs verantwortlichen Gen führt *immer* zur Sichelzellanämie, völlig unabhängig davon, in welchem Individuum diese Veränderung auftritt, ob schwarz oder weiß, ob männlich oder weiblich, ob in Zentralafrika oder

Norwegen lebend. Und völlig unerbittlich ereilt denjenigen das tragische Schicksal der Huntington'schen Chorea, auch Veitstanz genannt, der in seinem Genom nur eine einzige, entsprechende Mutation trägt. Daß es sich hierbei um nur jeweils *ein* betroffenes Gen handelt, dies offenbart sich aus dem Vererbungsmuster der Krankheit in den Nachkommen Erkrankter Eltern nicht anders, als für Gregor Mendel im Falle seiner glatten und runzeligen Erbsen.

Verworrener wird die Situation schon bei anderen Merkmalen, wie der Körpergröße. Die Kinder von Eltern großer Statur sind oft – nicht immer – ebenfalls groß, aber selten oder nie wirklich genauso groß wie ihre Eltern. Auf die diesbezüglichen Erfahrungen des Soldatenkönigs hatte ich schon aufmerksam gemacht. Verständlich werden diese und andere Erfahrungen aus der Tatsache, daß es sich hier auch um ein quantitatives Merkmal handelt, ein Merkmal also, an dessen Ausprägung nicht nur *ein*, sondern mehrere Gene beteiligt sind, die sich in ihrer Wirkung zum Teil auch kompensieren, so daß sie in unterschiedlichen Kombinationen zu leicht unterschiedlichen Phänotypen führen. Es bedarf daher langwieriger Selektionsverfahren über viele Generationen hinweg, um zu eindeutigen Ergebnissen zu kommen, wozu Friedrich Wilhelm I. bei der langen Generationszeit des Menschen zu seinem Leidwesen – ich würde sagen, gottlob – nicht die Zeit hatte, was aber jeder Kleintierzüchter durchaus in nützlicher Frist zu erreichen in der Lage ist. Körpergröße ist aber nicht nur ein komplexes genetisches Merkmal, sie wird auch durch rein äußere Einflüsse unmittelbar beeinflußt. Wenn z. B. in den letzten 100 Jahren die mittlere Größe der Menschen um 5–10 cm angewachsen ist, dann hat das sicher kaum genetische Ursachen, sondern ist ausschließlich auf veränderte Ernährungsbedingungen – man erinnere sich an die Königin der Blattschneide-rameisen – und die verbesserte medizinische Versorgung zurückzuführen.

*Doch nun zu den besonderen Leistungen des menschlichen Gehirns, zu denjenigen Merkmalen, in denen sich der Mensch grundsätzlich von allen anderen Lebewesen unterscheidet, die ihn letztlich erst zum Menschen machen, also zur Sprache, zu den vielfältigen geistigen und kognitiven Leistungen, die mit den Begriffen Bewußtsein und Intelligenz verknüpft sind, zu seinen sozialen Verhaltensweisen, z. B. zu Aggressivität, zu Güte oder zu Altruismus. Sind diese Eigenheiten genetisch gesteuert oder sind sie das Ergebnis einer kulturellen Evolution? Sind wir in unserem Verhalten nur die Marionetten unserer Gene oder zählt neben dem genetischen auch das kulturelle Erbe? Schaffen die Gene vielleicht nur die biologischen und stofflichen Randbedingungen, die uns dann erst zur Kultur befähigen? Natur oder Kultur, das scheint hier die Frage.*

Seit dem Beginn des Jahrhunderts, d. h. seit der Wiederentdeckung der Mendelschen Gesetze, streiten sich zwei extrem polarisierte Schulen auf diesem Gebiet um den Vollbesitz der Wahrheit: der Biologismus, der den Menschen allein auf seine physische Natur hin reduziert und der Kulturismus, der die rein gesellschaftlichen Prägungen verabsolutiert. Die gesellschaftlichen Implikationen dieser so gegensätzlichen Einschätzungen sind beträchtlich. Wenn etwa unser soziales Verhalten rein genetisch bedingt wäre, dann wären eben auch die sozialen Ungerechtigkeiten auf dieser Welt als genetisch, d. h. als naturgegeben anzusehen und dann auch letztlich nicht veränderbar. Und wenn auf der anderen Seite der Mensch gemäß dem „Behaviourismus“ bei der Geburt eine geistige „Tabula rasa“ ist, dann könnte er durch rein sozio-kulturelle Einflüsse in beliebiger Weise „erzogen“ werden, etwa zur Akzeptanz jedes denkbaren Sozialverhaltens, eine Auffassung, die der Marxismus so äußerst attraktiv fand, insbesondere, als er sie mit dem Lamarckismus zu verknüpfen vermochte, der die Vererbung dieser so erworbenen Verhaltensweisen postulierte. Hier also die rein biologische Determiniertheit, dort die ausschließlich kulturelle Bestimmtheit. Hier wie dort der Mensch als ein unfreies Individuum, hier von seinen Genen, dort von seinem gesellschaftlichen Umfeld getrieben. Wo bleibt hier die Freiheit, die wir meinen?

Wo liegt die Wahrheit? Könnte man nicht vielleicht zumindest klare Aussagen über die biologischen, also genetischen Anteile an diesen Merkmalen gewinnen? Nun, bei experimentellen Tieren

untersucht man die Genetik komplexer Merkmale, wie etwa ihre Größe, ihre Mobilität oder bestimmte Charaktereigenschaften durch künstliche Selektion oder durch das Studium an Inzuchtsstämmen. Durch Kreuzung von Individuen mit dem erwünschten Verhaltensmerkmal erzeugt man Organismen, die die gewünschten Merkmale in immer ausgeprägterer Form enthalten, sofern diese denn überhaupt eine genetische Grundlage aufweisen. Durch Studien an ingezüchteten, also genetisch aufs engste verwandten Individuen läßt sich untersuchen, wie sehr sie sich vor einem ähnlichen, wenn nicht gar identischen genetischen Hintergrund, dann noch in bestimmten Verhaltensweisen, wenn überhaupt, unterscheiden.

Beim Menschen sind der Anwendung dieser an sich so effizienten Methoden offensichtliche Grenzen gesetzt; hier ist man auf die Beobachtung der Entwicklung von Verhaltensweisen bei Kindern, auf vergleichende Analysen in Familien sowie auf Zwillingsstudien angewiesen. In bestimmten Fällen, z. B. der Sprache, ist die Situation einfach, wenn nicht trivial. Natürlich bedarf Sprache bestimmter genetischer Voraussetzungen, wie z. B. der Form des Kehlkopfes oder der Stimmbänder. Die Tatsache aber, daß Kinder japanischer Eltern japanisch und Kinder deutscher Eltern deutsch sprechen, hat – so groß die Versuchung zu einer entsprechenden Schlußfolgerung auch sein mag – nicht das Geringste mit genetischen Ursachen zu tun. Im Falle des Merkmals „Sprache“ also ist nur das Potential, überhaupt sprechen zu können, vererbbar, nicht aber die Fähigkeit, eine bestimmte Sprache zu sprechen. Bei anderen kognitiven Leistungen des Gehirns, nehmen wir die Intelligenz, stellt sich jedoch die Situation durchaus komplexer dar. Auf der einen Seite wissen wir, daß von den ca. 4000 bekannten genetischen Defekten des Menschen ca. 100 zu drastischen Einbrüchen im Intelligenzquotienten führen. Einzelne Gene können also durchaus die Intelligenz maßgeblich beeinflussen, wenn z. B. ihre Produkte den Stoffwechsel des Gehirns einschränken. Was nun jedoch wirklich interessiert, sind die *normalen* Schwankungen der Intelligenz innerhalb der gesunden Bevölkerung. Hier sind Antworten in Zwillingsstudien gesucht worden. Eineiige Zwillinge sind genetisch identisch; wäre Intelligenz rein genetisch determiniert, dann müßte sich diese in Zwillingen, die unmittelbar nach der Geburt getrennt werden, ganz unabhängig vom sozialen und gesellschaftlichen Umfeld, in dem sie aufwachsen, manifestieren und ausprägen. Auch in intellektuell wenig anspruchsvoller Umgebung müßte sich der volle Intelligenzquotient ausbilden. Die Ergebnisse sind zumindest zwiespältig; faßt man aber alle Untersuchungen der vergangenen 30 Jahre an über 10 000 Zwillingspaaren zusammen, dann kann man sich der Schlußfolgerung nicht entziehen, daß der Intelligenzquotient eine Erblichkeitsquote von 50 % mit einer Fehlerbreite von ca. 20 % aufweist.

Was bedeuten diese Zahlen? Und welche Gene könnten es dann sein, die für diesen immerhin doch meßbaren Anteil von 50 % verantwortlich sind? Könnte uns hier vielleicht die Analyse von Geisteskrankheiten weiterhelfen? Denn auch in der Biologie müßte ja gelten, daß sich die Regeln an den Ausnahmen erkennen lassen. In der Tat sind auch hier, d. h. im Bereich der Geisteskrankheiten, die genetischen Anteile unübersehbar. In ausgedehnten Zwillingsstudien, die sämtliche US-amerikanischen Zwillinge umfaßte, die Veteranen des Zweiten Weltkriegs waren, konnte gezeigt werden, daß ein identischer Zwilling eines schizophhrenen Individuums eine 30 %ige Chance hat, ebenfalls schizophren zu werden, ein nicht-identischer Zwilling nur eine 6,5 %ige Chance. Beide Zahlen sind weit von den 100 % entfernt, die auf eine rein genetische Entstehung der Schizophrenie hindeuten würden, aber auch signifikant verschieden von dem einen Prozent, welches das Risiko der normalen Bevölkerung ausmacht, schizophren zu werden.

Selbst wenn man die Unsicherheiten in der Diagnose der Schizophrenie berücksichtigt und die Schwierigkeiten und Grenzen der Bestimmung des Intelligenzquotienten in das Kalkül einbezieht, so läßt sich nicht leugnen oder wegdiskutieren, daß den genannten Beispielen und damit sicher auch anderen Leistungen des menschlichen Gehirns genetische Komponenten zugrundelie-

gen. Welche dies im einzelnen sind, ist heute noch unbekannt. Sie werden in der Zukunft jedoch durch die verfeinerten Methoden der genetischen Analyse aufgeklärt werden.

Schon jetzt aber werden die Grenzen der Biologie des Menschen deutlich. Gene alleine reichen für das Verständnis des „Menschseins“ offensichtlich nicht aus. Dem Automatismus einer unerbittlichen Umklammerung durch unser biologisches Erbe scheinen wir befreit; offensichtlich stellen wir mehr dar, als die Summe unserer Gene. Das Studium der Gene wird zweifellos das Wissen um uns selbst auf ein höheres Niveau anheben, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Diese wichtige Erkenntnis hat eine Reihe von Konsequenzen, von denen ich nur zwei nennen möchte. Zum einen wird es uns die Biologie nicht so einfach machen und uns von unserer Verantwortung für soziale Probleme, für die Schwierigkeiten des menschlichen Zusammenlebens, freisprechen. Wir verfügen über die Freiheit, ein kulturelles Erbe zu verwalten und eine Welt zu schaffen, die nicht alleine durch die Physik und Chemie des Gehirns vorgezeichnet ist. Wir dürfen nur nicht müde werden, sie zu nutzen und sollten sie auch nicht mißbrauchen.

Zum anderen markieren diese Grenzen der Biologie auch gewisse Grenzen biologischer Manipulierbarkeit und ihres möglichen Mißbrauches. Francis Galton, Charles Darwins ebenso exzentrischer wie brillanter Vetter hatte im Jahre 1865 den Begriff der Eugenik geprägt und damit gefragt, ob es nicht vielleicht möglich sein sollte, „durch gezieltes Heiraten eine hochbegabte und vielseitig talentierte Rasse von Menschen“ zu erzeugen. Dieser Gedanke, durch Genetik nicht nur menschliches Leiden zu verringern, sondern menschliche Eigenschaften zu verbessern, fand damals viele Anhänger. Das genetische Halbwissen, das ihm zugrunde lag, hat in der Folge viel, allzuviel Unheil erzeugt, man denke nur an die restriktiven Einwanderungsgesetze der USA aus dem Jahre 1924, mit denen die Einwanderung von Ost- und Südosteuropäern drastisch eingeschränkt wurde, da man befürchtete, daß die nordische Rasse durch Mischung mit anderen verfälscht, destabilisiert würde; oder die Erbgesundheitsgesetze der Nationalsozialisten, auf deren Grundlage im Namen der Wissenschaft und durch Wissenschaftler „lebensunwertes Leben“, d. h. ca. 375 000 Menschen mißhandelt, gequält, sterilisiert und getötet wurden. Heute sind wir in vieler Hinsicht bescheidener geworden. Heute gehen wir einmal davon aus, daß solchem verbrecherischen Handeln ethisch-moralische Schranken, wie z. B. das Grundrecht auf Menschenwürde oder das Grundrecht auf Leben und Gesundheit, aber darüberhinaus eben auch prinzipielle Grenzen gesetzt sind. Genetische Eingriffe können letztlich nur dort wirksam werden, wo Phänotypen, wo Merkmale aller Art auch genetisch bedingt sind bzw. genetische Ursachen haben, nicht aber dort, wo sie nicht genetisch bedingt sind. Ich habe vorher versucht, die Grenzen der Genetik aufzuweisen. Die Frankenstein-Hysterie, die seit der Veröffentlichung dieses Horrorromans im Jahre 1817 angehalten hat, die Angst vor dem Homunculus, dem Menschen aus der Retorte, ist zwar verständlich, aber auf Grund des Gesagten durchaus nicht gerechtfertigt. Lassen wir uns doch abkommen von dieser „Gene-über-alles“-Mentalität, mit der heute gerade die fundamentalen Gegner der modernen Biologie durch die Lande ziehen und, indem sie die Menschen als bloße Sklaven ihrer Gene betrachten, sich als „menschenfeindlich“ oder „menschenverachtend“ entlarven. Was für eine Bakterienzelle als reine Stoffwechselfabrik und den Flugmuskel einer Fliege als ein Energieerzeugungsunternehmen richtig ist, dies läßt sich nicht uneingeschränkt auf den Menschen übertragen. Hier werden wohl diejenigen Grenzen einer exakten naturwissenschaftlichen Erkenntnis erreicht, die Kant in seiner Kritik der reinen Vernunft „die unüberschreitbaren Grenzen“ genannt hat, die der spekulativen Vernunft in diesem Feld gesetzt sind, „einerseits um sich nicht dem seelenlosen Materialismus (Biologismus) in den Schoß zu werfen, andererseits sich nicht in dem für uns im Leben grundlosen Spiritualismus, d. h. dem reinen Kulturismus herum-schwärmend zu verlieren“.

Nun weist uns die moderne Genetik nicht nur ihre eigenen Grenzen, die Grenzen dieses redu-

tionistischen Ansatzes; gerade indem sie dies nun zu tun in der Lage ist, werden auch die Chancen dieser Betrachtungsweise deutlich. Der immer feiner und feiner werdende Atlas der Gene, auf dem die weißen Flecken zur Zeit ebenso schnell verschwinden, wie auf dem afrikanischen Kontinent in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, dieser Atlas wird uns sicher *nicht* einzelne Gene für einzelne Verhaltensweisen, ein Gen für die Güte, ein Gen für die Aggression, dafür aber Gene für die Veranlagung zu einer Vielzahl von weitverbreiteten Krankheiten finden lassen. Bei den Erbkrankheiten ist dies offensichtlich; mit diesen Möglichkeiten habe ich meinen Vortrag eingeleitet. Aber auch viele andere, wirklich weitverbreitete Krankheiten, wie die Zuckerkrankheit, die Herz-Kreislaufkrankungen, der Krebs, die Allergien, ja gar der Alkoholismus besitzen genetische Komponenten, die sich bislang einer Entschlüsselung erfolgreich entzogen. Als quantitative genetische Merkmale, an deren Ausprägung mehrere, wenn nicht viele Gene beteiligt sind, werden jedoch auch sie nun den neuen Methoden der molekularen Biologie zugänglich.

Die Wissenschaft ist sich dabei auch der vielfältigen Problematik bewußt, die dieser schnelle Erkenntnisgewinn aufwirft, wie wir ihn heute erleben. Während diese Entwicklung zwar sehr schnell zu einer Diagnostik der genannten Krankheiten führen wird und in Einzelfällen bereits geführt hat, werden notwendigerweise die Therapiemöglichkeiten hinter diesen Möglichkeiten hinterherhinken. So kommt es z. B. zu dem Vorwurf, die pränatale Diagnostik von genetisch bedingten Krankheiten führe letztlich doch nur zu einem *circulus vitiosus* zwischen Diagnose einerseits und dem Schwangerschaftsabbruch andererseits oder das Wissen um eine Krankheit, an der man unausweichlich zwanzig Jahre später sterben wird, die man aber nicht therapieren könne, sei doch letztlich wertlos und allenfalls belastend. Viele Wissenschaftler und auch ich selbst haben für diese Sorgen größtes Verständnis.

Aber man darf auch nicht verschweigen, daß diese Argumentation aus vielen Gründen heraus natürlich nur die halbe Wahrheit darstellt. Nicht nur kann eine pränatale Diagnostik durchaus auch zu dem erfreulichen Resultat führen, daß ein Kind gesund ist; es geht auch kein Weg daran vorbei, festzustellen, daß in der Medizin immer zuerst die Diagnose vorliegen muß, bevor eine Therapie entwickelt werden kann. Sollte dies in unserem Interesse liegen, dann ist diese bedauerliche Übergangsphase wohl unvermeidlich. Wir werden lernen müssen, damit zu leben; wozu es auch gehören wird, das Wissen um die diagnostischen Resultate zu schützen, d. h. notfalls der gebotenen Vertraulichkeit zwischen Arzt und Patient sowie auch der Freiwilligkeit und Selbstbestimmung in der genetischen Analyse einen gesetzlichen Schutz zu verleihen.

Aber es ist noch etwas anderes, was die moderne Genetik uns gelehrt hat. Mit dem Wissen um Struktur und Funktion der Gene haben wir herausgefunden, daß es auch auf diesem Feld keine Sonderstellung des Menschen mehr gibt, die aus der Genetik heraus zu begründen wäre. Über 99,5% des Erbmaterials des Schimpansen ist mit dem der Spezies *Homo sapiens* identisch, bezüglich der gegenseitigen Anordnung der Gene, aber auch bezüglich ihres Informationsgehalts. Und noch überraschender: Selbst einige Gene der Bäckerhefe, man rechnet mit bis zu 20%, sind mit denen des Menschen aufs Engste verwandt. Das Gen z. B., das beim Menschen an der Entstehung des Dickdarm- und des Bauchspeicheldrüsenkrebses beteiligt ist, ja vielleicht für diese verantwortlich ist, steht bei der Bäckerhefe im Zentrum der Steuerung von Stoffwechselfvorgängen, die auch dieser recht primitive Einzeller natürlich auf seine Umwelt anzupassen und einzustellen hat. Hier wie dort kommt es in einer gesunden und einer kranken, mutierten, d. h. genetisch veränderten Form vor, wobei die letztere beim Menschen zu den genannten Krebsformen, bei der Hefe zu schweren Wachstumsstörungen führt. Was hat das zu bedeuten und welche Konsequenzen haben wir hieraus zu ziehen?

Nun, zum Einen wird die Hefe zur Zeit zu einem Werkzeug der Tumorforschung, denn wenn das Gen für das Dickdarmkarzinom biologische Funktionen in der Hefe ausübt, dann müssen

sich diese z. B. chemotherapeutisch ebenso beeinflussen lassen wie in der maßlos, unkontrolliert wachsenden Krebszelle. Dies ist in der Tat der Fall, wobei als weiterer Bonus hinzukommt, daß derartige Erkenntnisse natürlich auch den Einsatz von Tieren in der Arzneimittelentwicklung verringern helfen. Hier seien einmal die Advokaten einer Forschungsplanung angesprochen; sie hätten sicherlich niemals zugelassen, daß ein Forschungsprojekt zur Untersuchung von Stoffwechselfvorgängen in der Bäckerhefe im Bereich der Krebsforschung gefördert worden wäre.

Darüberhinaus muß der Begriff des Gens korrigiert werden. Schon lange wußten wir, daß der genetische Code universell ist, d. h. daß die Information für die Bildung eines Eiweißmoleküls über das ganze Spektrum aller lebender Organismen hinweg auf dieselbe Art und Weise in der DNA verschlüsselt vorliegt. Die letzten Jahre haben uns aber sehr viel weiter gebracht. Wenn wir heute wissen, daß Gene des Menschen in unveränderter Form in der Bäckerhefe gefunden werden, ja wenn Gene des Menschen diese sogar funktionell ersetzen können, dann läßt sich von einem „menschlichen“ Gen, einem „Mausgen“ oder einem „Hefegen“ im organismischen Sinne nicht mehr sprechen; eher vielleicht vom „Gen“ als solchem als einem Kontinuum der Information, das die Natur dort einsetzt, wo es sich bewährt hat und das daher durchaus auch über Jahrmillionen hinweg erhalten wird, z. B. über die 800 Millionen Jahre hinweg, die uns von der Bäckerhefe trennen. Vielleicht wird diese Erkenntnis auch diejenigen mit der Gentechnik versöhnen, die sich über die Einführung eines menschlichen Gens in Schweine, in Pflanzen oder eben in die Bäckerhefe in der Vergangenheit echauffiert haben; in einem Glas Weißbier nehmen sie eben dieses „menschliche“ Gen millionenfach zu sich.

Schließlich wird uns diese Erkenntnis über die Universalität der Genstrukturen wieder einmal vor Augen führen, wie sehr wir ein Teil dieser Natur sind. Es wird uns vielleicht eine neue Ehrfurcht vor den Leistungen der Natur empfinden, uns vom Podest der Selbstüberschätzung der menschlichen Natur heruntersteigen lassen und uns klar machen, daß die Natur nicht uns, die wir sie dank unserer maßlosen Überzahl zu beherrschen scheinen, sondern wir dieser unser Dasein verdanken. Und wenn dies so ist, dann wird jeder andere Organismus unserer besonderen Aufmerksamkeit wert sein, als Objekt unserer besonderen Fürsorge, aber auch als Gegenstand der Forschung. So gilt es, gerade aus dem Wissen um die gemeinsame molekulare Herkunft heraus, alles zu tun, um der Zerstörung der Vielfalt der Arten Einhalt zu gebieten. Letztlich verlieren wir mit jeder ausgestorbenen Spezies, und es sind Tausende, die auf Grund menschlicher Aktivitäten pro Tag unwiderbringlich verlorengehen, ein Stück von uns selbst.

Ein wenig Demut wäre also durchaus angebracht, Demut, auf die uns letztlich auch unser vermehrtes Wissen um die Zusammenhänge der Natur aufmerksam gemacht hat. Es war wohl Sigmund Freud, der als erster auf die merkwürdige Tatsache aufmerksam gemacht hat, daß es ironischerweise die größten wissenschaftlichen Erkenntnisse gewesen sind, die Entdeckungen Kopernikus', Newtons und Keplers, die Abstammungslehre Darwins und die Lehren von Freud selbst, die uns immer mehr vom Mittelpunkt des Kosmos dorthin gebracht haben, wo wir wirklich, bescheidenerweise, hingehören, nämlich an seinen Rand. Die molekulare Biologie und die Gentechnologie haben dazu auf ihre Weise beigetragen. Diese Entwicklung wird und darf nicht enden, denn auch unser heutiges Wissen, nicht nur im Bereich der Neuen Biologie ist weithin unzulänglich; mit dem „Wir müssen wissen, wir werden wissen“ hat David Hilbert, als er es auf seinen Grabstein meißeln ließ, schon recht gehabt, auch wenn dieses Wissen, wie es bei den Predigern heißt, gelegentlich Schmerz und Verdruß bringt. Ihm, dem Wissen allein, gehört damit aber letztlich die Zukunft. Wir müssen es verantwortlich einzusetzen versuchen.

## 200 Jahre Tierärztliche Lehre und Forschung in München

*Vom 30. Juni bis 3. Juli 1990 feierte die Tierärztliche Fakultät das Jubiläum „200 Jahre Tierärztliche Lehre und Forschung in München“. Im Mittelpunkt stand der Festakt am Samstag, dem 30. Juni, zu dem der Bundespräsident, der Bayerische Ministerpräsident, mehrere Bundes- und Staatsminister, zahlreiche Rektoren in- und ausländischer Universitäten und weitere prominente Ehrengäste, unter ihnen Prinz Franz von Bayern, gekommen waren. Nach der Eröffnung durch den Dekan der Tierärztlichen Fakultät sprach der Präsident der Universität, Prof. Dr. Wulf Steinmann.*

### *Begrüßung durch den Präsidenten Prof. Dr. Wulf Steinmann*

Im Namen der Ludwig-Maximilians-Universität spreche ich unserer Tierärztlichen Fakultät zu ihrem 200jährigen Jubiläum unsere Glückwünsche aus. Die ganze Universität freut sich mit der Fakultät über dieses Jubiläum und feiert es mit ihr. Eine besondere Freude ist es für uns alle, daß Sie, hochverehrter Herr Bundespräsident, zu diesem Jubelfest zu uns in die Universität gekommen sind. Dies ist Ihr erster offizieller Besuch bei uns. Seien Sie herzlich willkommen.

200 Jahre lang wird nun schon Tiermedizin in München gelehrt; über die Hälfte dieser Zeit geschah dies außerhalb der Universität. 124 Jahre lang war die Tierärztliche Hochschule eine selbstständige Institution. Am 1. April 1914, wenige Monate vor Ausbruch des ersten Weltkriegs, wurde sie dann auf ihren Antrag hin als Fakultät in die Ludwig-Maximilians-Universität aufgenommen. Wesentlichen Anteil an dieser Entscheidung hatte die Medizinische Fakultät unserer Universität, die den Antrag der Tierärztlichen Hochschule nachdrücklich unterstützt hat. Seither sind aus der Tierärztlichen Fakultät nie Klagen über den Verlust der Selbständigkeit laut geworden oder Forderungen, sie wieder herzustellen. Offenbar fühlt sich die Tierärztliche Fakultät wohl in der Universität. Dies ist keineswegs selbstverständlich, denn der Status einer selbstständigen Einrichtung hat offensichtlich gewisse Vorteile. Als Fakultät im Verband der Universität muß man Rücksicht nehmen auf die Interessen der anderen Fakultäten und auf das Interesse der Universität, das nicht in allen Fällen die Summe der Fakultätsinteressen ist. Anscheinend ist es gelungen, in den 76 Jahren, in denen die Tiermedizin als Fakultät der Universität angehört hat, in gegenseitigem Respekt so miteinander auszukommen, daß die Vorteile der Integration im Bewußtsein aller Beteiligten überwogen haben und noch heute überwiegen. Dafür dankbar zu sein, haben wir allen Grund.

Zu den Vorteilen der Integration zählt die Möglichkeit, sich gegenseitig in schwierigen Situationen helfen zu können. Hier ist die Universität der Tierärztlichen Fakultät zu großem Dank verpflichtet. In den Krisenjahren der Universität, die mit den 68er Unruhen begannen, hat die Tierärztliche Fakultät unbeirrt an akademischen Traditionen festgehalten. Als einzige unserer 20 Fakultäten hat sie all diese Jahre hindurch bis heute ihre Doktoranden in einem feierlichen Akt am Ende des Semesters promoviert. Der Rektor oder Präsident und der Dekan haben bei dieser Promotionsfeier stets im Talar mitgewirkt, und dies war einige Jahre lang die einzige Gelegenheit, zu der die Talare in der Universität noch getragen wurden. In letzter Zeit ist dies auch in anderen Fakultäten wieder häufiger der Fall. Die heutige Feier wird in einer Form begangen, die internationalen Gepflogenheiten entspricht. Sie zeigt eindrucksvoll, daß die Tierärztliche Fakultät recht daran getan hat, an dieser Tradition festzuhalten. Sie konnte dies tun, weil die Universität ihren Fakultäten so viel Freiheit und Unabhängigkeit wie möglich läßt. Das ist die Voraussetzung dafür, daß die Fakultäten in der eben beschriebenen Weise in Krisen hilfreich wirken können.

Die Tierärztliche Fakultät ist aber keineswegs rückwärts gewandt und in Traditionen erstarret. Sie hat vielmehr immer Traditionsbewußtsein mit einer positiven Einstellung zum Fortschritt verbunden. Vier Rektoren sind aus der Tierärztlichen Fakultät hervorgegangen: Reinhard Demoll im

Akademischen Jahr 1931/32, Melchior Westhues 1955/56, Ludwig Kotter 1965/67 und kurz darauf Peter Walter 1969/71. Diesen vier Rektoren verdankt die Universität wichtige Weichenstellungen und Reformen. Erwähnen möchte ich hier nur die Vollendung der Verwaltungsreform und die Einführung des ersten Kanzlers unter dem Rektorat Kotter. Kurz darauf brachen die Studentenunruhen aus, und der bis dahin übliche Turnus der Fakultäten in der Reihenfolge der Rektoren wurde unterbrochen. Peter Walter stellte sich auf dem Höhepunkt der Krise zur Verfügung. Er war der erste Rektor in einer kollegialen Universitätsleitung, und Reformunwilligkeit war ihm wohl gewiß nicht vorzuwerfen.

Auch auf dem Gebiet der Wissenschaft hat die Fakultät immer wieder neue Entwicklungen aufgegriffen, auch wenn dies mit Schwierigkeiten verbunden war. Das jüngste Beispiel ist der Lehrstuhl für Molekulare Tierzucht, der vor zwei Jahren errichtet und besetzt worden ist. Das Zulassungsrecht schreibt vor, daß wir diesen Lehrstuhl und die Stellen der Wissenschaftlichen Mitarbeiter bei der Berechnung der Aufnahmekapazität mitzählen müssen, auch wenn er zur Ausbildung nichts beiträgt. Mit dieser Vorschrift sollen wir daran gehindert werden, unzulässige Niveaupflege zu betreiben. Deshalb wurde die Zulassungszahl in der Tiermedizin erhöht. Im Ergebnis muß also in den Grundlagenfächern, die schon jahrzehntelang ein Höchstmaß an Lehrbelastung zu tragen haben, noch mehr gelehrt werden, damit in der Molekularbiologie geforscht werden kann. Die Vertreter der Grundlagenfächer und ihre Mitarbeiter waren bereit, dieses Opfer zu bringen, damit die Molekularbiologie als neue Forschungsrichtung in der Fakultät etabliert



Der bayerische Ministerpräsident Dr. h. c. Max Streibl bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde

(Foto: Fakultät)

werden konnte. Aber auf die Dauer kann dieses Problem durch Opferbereitschaft der betroffenen Fächer nicht gelöst werden. Vielmehr muß nun endlich das Zulassungsrecht geändert werden, um auch Niveaupflege wieder zu erlauben.

Auch auf einem anderen außerordentlich wichtigen Gebiet ist unsere Tierärztliche Fakultät vorbildlich. Keine andere Fakultät hat so zahlreiche, vielfältige und weitgestreute Auslandsbeziehungen. An der heutigen Feier nehmen Vertreter von 46 Hochschulen aus 23 Ländern teil. Ich begrüße sie herzlich. Das zeigt, daß die Tierärztliche Fakultät wissenschaftliche Kontakte und Kooperationen mit Universitäten und Hochschulen in fast allen Ländern der Erde pflegt. Anders als die meisten anderen Fakultäten hat sie auch eine Vielzahl von Verbindungen zu den Ländern der Dritten Welt. Die Chancen dazu eröffnen sich aus den Fächern der Fakultät und aus den Problemen, die dort bearbeitet werden. Es sind dies eben auch die Probleme der Länder der Dritten Welt. Daß die Fakultät diese Chancen so engagiert nutzt, ist aber nicht selbstverständlich.

Diese ungewöhnlich intensiven Auslandsbeziehungen waren auch maßgeblich dafür, daß der Senat Herrn Professor Baier in den 50er Jahren zum Auslandsreferenten und Vorsitzenden der Senatskommission für Ausländer- und Auslandsstudium bestellt hat. In diesem Amt hat er rastlos und ungemein erfolgreich daran gewirkt, die Auslandsbeziehungen der Universität, die im Krieg unterbrochen waren, wieder herzustellen und zu erweitern und unseren ausländischen Gästen, Studenten ebenso wie den Postdoktoranden und Gastprofessoren, das Gefühl zu vermitteln, daß sie bei uns willkommen sind und sich heimisch fühlen dürfen. Die Aufgabe, sich um die Auslandsbeziehungen zu kümmern, hat in den letzten Jahren Herr Vizepräsident Leidl übernommen, der seinem Lehrer Baier auf dessen Lehrstuhl in der Tierärztlichen Fakultät nachgefolgt ist und nun also auch sein Nachfolger als Vorsitzender des Beirats für das Auslands- und Ausländerstudium ist. Ihnen beiden sei heute im Namen der ganzen Universität dafür gedankt, daß Sie sich dieser wichtigen Aufgabe so engagiert und erfolgreich angenommen haben.

Die Universität hat also allen Grund, der Tierärztlichen Fakultät für all das zu danken, was sie für die Universität geleistet und zu ihrem Zusammenhalt beigetragen hat. Wir wünschen der Fakultät, was man einem Geburtstagskind wünscht, das sich bester Gesundheit erfreut und in schönster Blüte steht: es möge wachsen, blühen und gedeihen; wachsen vor allem durch die neuen Klinikgebäude in Oberschleißheim, blühen in der Wissenschaft und gedeihen zum Wohle ihrer Patienten, ihrer Mitglieder, ihrer Studenten und der ganzen Universität.

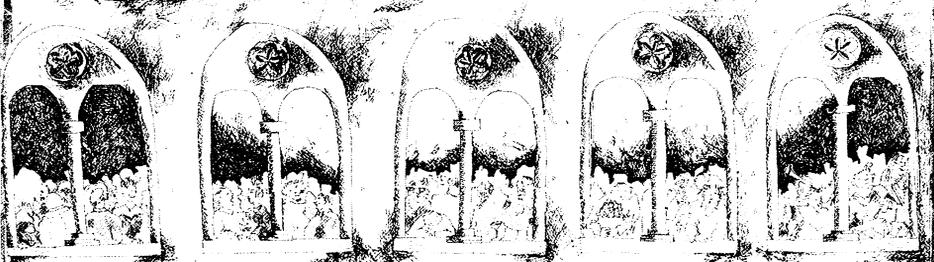
*Im Rahmen des Festaktes verlieh die Fakultät fünf Ehrendoktorwürden und zwar an:*  
*Prof. Dr. Giuseppe Gentile, Direktor der Medizinischen Tierklinik der Universität Bologna,*  
*Prof. Dr. Dr. Erich Glawischnig, Vorstand der II. Medizinischen Klinik der Veterinärmedizinischen Universität Wien,*  
*Prof. Dr. Claude Pavaux, Vorstand des Instituts für Anatomie der Haustiere der Ecole Nationale Vétérinaire de Toulouse,*  
*Prof. Dr. Eugen Weiss, Direktor des Instituts für Veterinärpathologie der Justus-Liebig-Universität Gießen,*  
*Dr. Dr. b. c. Max Streibl, erster für den Umweltschutz zuständiger Minister und jetziger Ministerpräsident des Freistaates Bayern.*

*In seinem Festvortrag sprach Ministerpräsident Dr. Dr. b. c. Max Streibl über „Umweltschutz und Politik“.*

# 9. UNIVERSITÄTSSOMMERFEST

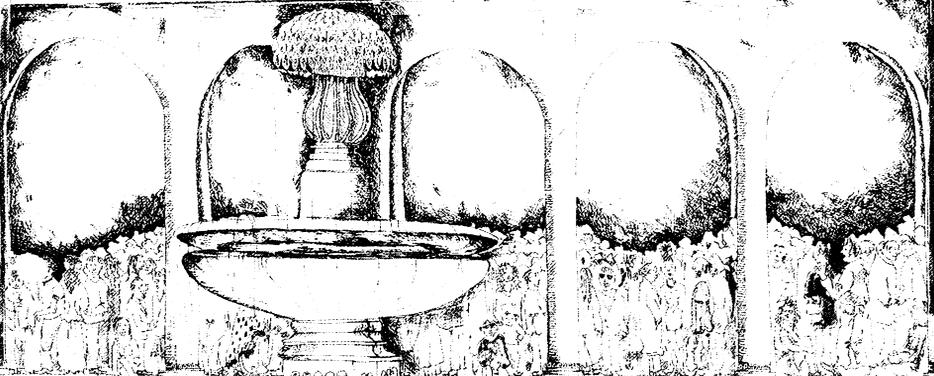
MIT

PROJECT, SOULFOOD, MISTER HIPPIE, LOS REYES  
BARRIO, FREUNDE DER ITALIENISCHEN OPER, DIE RIVIERA, ALLOTRIA FREEBAND



SAMSTAG, 28. JULI 1990, 20 UHR

IN ALLEN HÖREN UND SALEN DES UNIVERSITÄTSGEBÄUDES  
GESUNDHEIT-SOZIAL-PLATZ 4, BEI JERDM. WITTNER



EINTRITT 20.-DM

ALBION, SÜDKURAS, ASIA-REISEN  
Amalisch, 07. 13. 15. 17. 19. 21. 23. 25. 27. 29. 31. 33. 35. 37. 39. 41. 43. 45. 47. 49. 51. 53. 55. 57. 59. 61. 63. 65. 67. 69. 71. 73. 75. 77. 79. 81. 83. 85. 87. 89. 91. 93. 95. 97. 99. 101. 103. 105. 107. 109. 111. 113. 115. 117. 119. 121. 123. 125. 127. 129. 131. 133. 135. 137. 139. 141. 143. 145. 147. 149. 151. 153. 155. 157. 159. 161. 163. 165. 167. 169. 171. 173. 175. 177. 179. 181. 183. 185. 187. 189. 191. 193. 195. 197. 199. 201. 203. 205. 207. 209. 211. 213. 215. 217. 219. 221. 223. 225. 227. 229. 231. 233. 235. 237. 239. 241. 243. 245. 247. 249. 251. 253. 255. 257. 259. 261. 263. 265. 267. 269. 271. 273. 275. 277. 279. 281. 283. 285. 287. 289. 291. 293. 295. 297. 299. 301. 303. 305. 307. 309. 311. 313. 315. 317. 319. 321. 323. 325. 327. 329. 331. 333. 335. 337. 339. 341. 343. 345. 347. 349. 351. 353. 355. 357. 359. 361. 363. 365. 367. 369. 371. 373. 375. 377. 379. 381. 383. 385. 387. 389. 391. 393. 395. 397. 399. 401. 403. 405. 407. 409. 411. 413. 415. 417. 419. 421. 423. 425. 427. 429. 431. 433. 435. 437. 439. 441. 443. 445. 447. 449. 451. 453. 455. 457. 459. 461. 463. 465. 467. 469. 471. 473. 475. 477. 479. 481. 483. 485. 487. 489. 491. 493. 495. 497. 499. 501. 503. 505. 507. 509. 511. 513. 515. 517. 519. 521. 523. 525. 527. 529. 531. 533. 535. 537. 539. 541. 543. 545. 547. 549. 551. 553. 555. 557. 559. 561. 563. 565. 567. 569. 571. 573. 575. 577. 579. 581. 583. 585. 587. 589. 591. 593. 595. 597. 599. 601. 603. 605. 607. 609. 611. 613. 615. 617. 619. 621. 623. 625. 627. 629. 631. 633. 635. 637. 639. 641. 643. 645. 647. 649. 651. 653. 655. 657. 659. 661. 663. 665. 667. 669. 671. 673. 675. 677. 679. 681. 683. 685. 687. 689. 691. 693. 695. 697. 699. 701. 703. 705. 707. 709. 711. 713. 715. 717. 719. 721. 723. 725. 727. 729. 731. 733. 735. 737. 739. 741. 743. 745. 747. 749. 751. 753. 755. 757. 759. 761. 763. 765. 767. 769. 771. 773. 775. 777. 779. 781. 783. 785. 787. 789. 791. 793. 795. 797. 799. 801. 803. 805. 807. 809. 811. 813. 815. 817. 819. 821. 823. 825. 827. 829. 831. 833. 835. 837. 839. 841. 843. 845. 847. 849. 851. 853. 855. 857. 859. 861. 863. 865. 867. 869. 871. 873. 875. 877. 879. 881. 883. 885. 887. 889. 891. 893. 895. 897. 899. 901. 903. 905. 907. 909. 911. 913. 915. 917. 919. 921. 923. 925. 927. 929. 931. 933. 935. 937. 939. 941. 943. 945. 947. 949. 951. 953. 955. 957. 959. 961. 963. 965. 967. 969. 971. 973. 975. 977. 979. 981. 983. 985. 987. 989. 991. 993. 995. 997. 999. 1001. 1003. 1005. 1007. 1009. 1011. 1013. 1015. 1017. 1019. 1021. 1023. 1025. 1027. 1029. 1031. 1033. 1035. 1037. 1039. 1041. 1043. 1045. 1047. 1049. 1051. 1053. 1055. 1057. 1059. 1061. 1063. 1065. 1067. 1069. 1071. 1073. 1075. 1077. 1079. 1081. 1083. 1085. 1087. 1089. 1091. 1093. 1095. 1097. 1099. 1101. 1103. 1105. 1107. 1109. 1111. 1113. 1115. 1117. 1119. 1121. 1123. 1125. 1127. 1129. 1131. 1133. 1135. 1137. 1139. 1141. 1143. 1145. 1147. 1149. 1151. 1153. 1155. 1157. 1159. 1161. 1163. 1165. 1167. 1169. 1171. 1173. 1175. 1177. 1179. 1181. 1183. 1185. 1187. 1189. 1191. 1193. 1195. 1197. 1199. 1201. 1203. 1205. 1207. 1209. 1211. 1213. 1215. 1217. 1219. 1221. 1223. 1225. 1227. 1229. 1231. 1233. 1235. 1237. 1239. 1241. 1243. 1245. 1247. 1249. 1251. 1253. 1255. 1257. 1259. 1261. 1263. 1265. 1267. 1269. 1271. 1273. 1275. 1277. 1279. 1281. 1283. 1285. 1287. 1289. 1291. 1293. 1295. 1297. 1299. 1301. 1303. 1305. 1307. 1309. 1311. 1313. 1315. 1317. 1319. 1321. 1323. 1325. 1327. 1329. 1331. 1333. 1335. 1337. 1339. 1341. 1343. 1345. 1347. 1349. 1351. 1353. 1355. 1357. 1359. 1361. 1363. 1365. 1367. 1369. 1371. 1373. 1375. 1377. 1379. 1381. 1383. 1385. 1387. 1389. 1391. 1393. 1395. 1397. 1399. 1401. 1403. 1405. 1407. 1409. 1411. 1413. 1415. 1417. 1419. 1421. 1423. 1425. 1427. 1429. 1431. 1433. 1435. 1437. 1439. 1441. 1443. 1445. 1447. 1449. 1451. 1453. 1455. 1457. 1459. 1461. 1463. 1465. 1467. 1469. 1471. 1473. 1475. 1477. 1479. 1481. 1483. 1485. 1487. 1489. 1491. 1493. 1495. 1497. 1499. 1501. 1503. 1505. 1507. 1509. 1511. 1513. 1515. 1517. 1519. 1521. 1523. 1525. 1527. 1529. 1531. 1533. 1535. 1537. 1539. 1541. 1543. 1545. 1547. 1549. 1551. 1553. 1555. 1557. 1559. 1561. 1563. 1565. 1567. 1569. 1571. 1573. 1575. 1577. 1579. 1581. 1583. 1585. 1587. 1589. 1591. 1593. 1595. 1597. 1599. 1601. 1603. 1605. 1607. 1609. 1611. 1613. 1615. 1617. 1619. 1621. 1623. 1625. 1627. 1629. 1631. 1633. 1635. 1637. 1639. 1641. 1643. 1645. 1647. 1649. 1651. 1653. 1655. 1657. 1659. 1661. 1663. 1665. 1667. 1669. 1671. 1673. 1675. 1677. 1679. 1681. 1683. 1685. 1687. 1689. 1691. 1693. 1695. 1697. 1699. 1701. 1703. 1705. 1707. 1709. 1711. 1713. 1715. 1717. 1719. 1721. 1723. 1725. 1727. 1729. 1731. 1733. 1735. 1737. 1739. 1741. 1743. 1745. 1747. 1749. 1751. 1753. 1755. 1757. 1759. 1761. 1763. 1765. 1767. 1769. 1771. 1773. 1775. 1777. 1779. 1781. 1783. 1785. 1787. 1789. 1791. 1793. 1795. 1797. 1799. 1801. 1803. 1805. 1807. 1809. 1811. 1813. 1815. 1817. 1819. 1821. 1823. 1825. 1827. 1829. 1831. 1833. 1835. 1837. 1839. 1841. 1843. 1845. 1847. 1849. 1851. 1853. 1855. 1857. 1859. 1861. 1863. 1865. 1867. 1869. 1871. 1873. 1875. 1877. 1879. 1881. 1883. 1885. 1887. 1889. 1891. 1893. 1895. 1897. 1899. 1901. 1903. 1905. 1907. 1909. 1911. 1913. 1915. 1917. 1919. 1921. 1923. 1925. 1927. 1929. 1931. 1933. 1935. 1937. 1939. 1941. 1943. 1945. 1947. 1949. 1951. 1953. 1955. 1957. 1959. 1961. 1963. 1965. 1967. 1969. 1971. 1973. 1975. 1977. 1979. 1981. 1983. 1985. 1987. 1989. 1991. 1993. 1995. 1997. 1999. 2001. 2003. 2005. 2007. 2009. 2011. 2013. 2015. 2017. 2019. 2021. 2023. 2025. 2027. 2029. 2031. 2033. 2035. 2037. 2039. 2041. 2043. 2045. 2047. 2049. 2051. 2053. 2055. 2057. 2059. 2061. 2063. 2065. 2067. 2069. 2071. 2073. 2075. 2077. 2079. 2081. 2083. 2085. 2087. 2089. 2091. 2093. 2095. 2097. 2099. 2101. 2103. 2105. 2107. 2109. 2111. 2113. 2115. 2117. 2119. 2121. 2123. 2125. 2127. 2129. 2131. 2133. 2135. 2137. 2139. 2141. 2143. 2145. 2147. 2149. 2151. 2153. 2155. 2157. 2159. 2161. 2163. 2165. 2167. 2169. 2171. 2173. 2175. 2177. 2179. 2181. 2183. 2185. 2187. 2189. 2191. 2193. 2195. 2197. 2199. 2201. 2203. 2205. 2207. 2209. 2211. 2213. 2215. 2217. 2219. 2221. 2223. 2225. 2227. 2229. 2231. 2233. 2235. 2237. 2239. 2241. 2243. 2245. 2247. 2249. 2251. 2253. 2255. 2257. 2259. 2261. 2263. 2265. 2267. 2269. 2271. 2273. 2275. 2277. 2279. 2281. 2283. 2285. 2287. 2289. 2291. 2293. 2295. 2297. 2299. 2301. 2303. 2305. 2307. 2309. 2311. 2313. 2315. 2317. 2319. 2321. 2323. 2325. 2327. 2329. 2331. 2333. 2335. 2337. 2339. 2341. 2343. 2345. 2347. 2349. 2351. 2353. 2355. 2357. 2359. 2361. 2363. 2365. 2367. 2369. 2371. 2373. 2375. 2377. 2379. 2381. 2383. 2385. 2387. 2389. 2391. 2393. 2395. 2397. 2399. 2401. 2403. 2405. 2407. 2409. 2411. 2413. 2415. 2417. 2419. 2421. 2423. 2425. 2427. 2429. 2431. 2433. 2435. 2437. 2439. 2441. 2443. 2445. 2447. 2449. 2451. 2453. 2455. 2457. 2459. 2461. 2463. 2465. 2467. 2469. 2471. 2473. 2475. 2477. 2479. 2481. 2483. 2485. 2487. 2489. 2491. 2493. 2495. 2497. 2499. 2501. 2503. 2505. 2507. 2509. 2511. 2513. 2515. 2517. 2519. 2521. 2523. 2525. 2527. 2529. 2531. 2533. 2535. 2537. 2539. 2541. 2543. 2545. 2547. 2549. 2551. 2553. 2555. 2557. 2559. 2561. 2563. 2565. 2567. 2569. 2571. 2573. 2575. 2577. 2579. 2581. 2583. 2585. 2587. 2589. 2591. 2593. 2595. 2597. 2599. 2601. 2603. 2605. 2607. 2609. 2611. 2613. 2615. 2617. 2619. 2621. 2623. 2625. 2627. 2629. 2631. 2633. 2635. 2637. 2639. 2641. 2643. 2645. 2647. 2649. 2651. 2653. 2655. 2657. 2659. 2661. 2663. 2665. 2667. 2669. 2671. 2673. 2675. 2677. 2679. 2681. 2683. 2685. 2687. 2689. 2691. 2693. 2695. 2697. 2699. 2701. 2703. 2705. 2707. 2709. 2711. 2713. 2715. 2717. 2719. 2721. 2723. 2725. 2727. 2729. 2731. 2733. 2735. 2737. 2739. 2741. 2743. 2745. 2747. 2749. 2751. 2753. 2755. 2757. 2759. 2761. 2763. 2765. 2767. 2769. 2771. 2773. 2775. 2777. 2779. 2781. 2783. 2785. 2787. 2789. 2791. 2793. 2795. 2797. 2799. 2801. 2803. 2805. 2807. 2809. 2811. 2813. 2815. 2817. 2819. 2821. 2823. 2825. 2827. 2829. 2831. 2833. 2835. 2837. 2839. 2841. 2843. 2845. 2847. 2849. 2851. 2853. 2855. 2857. 2859. 2861. 2863. 2865. 2867. 2869. 2871. 2873. 2875. 2877. 2879. 2881. 2883. 2885. 2887. 2889. 2891. 2893. 2895. 2897. 2899. 2901. 2903. 2905. 2907. 2909. 2911. 2913. 2915. 2917. 2919. 2921. 2923. 2925. 2927. 2929. 2931. 2933. 2935. 2937. 2939. 2941. 2943. 2945. 2947. 2949. 2951. 2953. 2955. 2957. 2959. 2961. 2963. 2965. 2967. 2969. 2971. 2973. 2975. 2977. 2979. 2981. 2983. 2985. 2987. 2989. 2991. 2993. 2995. 2997. 2999. 3001. 3003. 3005. 3007. 3009. 3011. 3013. 3015. 3017. 3019. 3021. 3023. 3025. 3027. 3029. 3031. 3033. 3035. 3037. 3039. 3041. 3043. 3045. 3047. 3049. 3051. 3053. 3055. 3057. 3059. 3061. 3063. 3065. 3067. 3069. 3071. 3073. 3075. 3077. 3079. 3081. 3083. 3085. 3087. 3089. 3091. 3093. 3095. 3097. 3099. 3101. 3103. 3105. 3107. 3109. 3111. 3113. 3115. 3117. 3119. 3121. 3123. 3125. 3127. 3129. 3131. 3133. 3135. 3137. 3139. 3141. 3143. 3145. 3147. 3149. 3151. 3153. 3155. 3157. 3159. 3161. 3163. 3165. 3167. 3169. 3171. 3173. 3175. 3177. 3179. 3181. 3183. 3185. 3187. 3189. 3191. 3193. 3195. 3197. 3199. 3201. 3203. 3205. 3207. 3209. 3211. 3213. 3215. 3217. 3219. 3221. 3223. 3225. 3227. 3229. 3231. 3233. 3235. 3237. 3239. 3241. 3243. 3245. 3247. 3249. 3251. 3253. 3255. 3257. 3259. 3261. 3263. 3265. 3267. 3269. 3271. 3273. 3275. 3277. 3279. 3281. 3283. 3285. 3287. 3289. 3291. 3293. 3295. 3297. 3299. 3301. 3303. 3305. 3307. 3309. 3311. 3313. 3315. 3317. 3319. 3321. 3323. 3325. 3327. 3329. 3331. 3333. 3335. 3337. 3339. 3341. 3343. 3345. 3347. 3349. 3351. 3353. 3355. 3357. 3359. 3361. 3363. 3365. 3367. 3369. 3371. 3373. 3375. 3377. 3379. 3381. 3383. 3385. 3387. 3389. 3391. 3393. 3395. 3397. 3399. 3401. 3403. 3405. 3407. 3409. 3411. 3413. 3415. 3417. 3419. 3421. 3423. 3425. 3427. 3429. 3431. 3433. 3435. 3437. 3439. 3441. 3443. 3445. 3447. 3449. 3451. 3453. 3455. 3457. 3459. 3461. 3463. 3465. 3467. 3469. 3471. 3473. 3475. 3477. 3479. 3481. 3483. 3485. 3487. 3489. 3491. 3493. 3495. 3497. 3499. 3501. 3503. 3505. 3507. 3509. 3511. 3513. 3515. 3517. 3519. 3521. 3523. 3525. 3527. 3529. 3531. 3533. 3535. 3537. 3539. 3541. 3543. 3545. 3547. 3549. 3551. 3553. 3555. 3557. 3559. 3561. 3563. 3565. 3567. 3569. 3571. 3573. 3575. 3577. 3579. 3581. 3583. 3585. 3587. 3589. 3591. 3593. 3595. 3597. 3599. 3601. 3603. 3605. 3607. 3609. 3611. 3613. 3615. 3617. 3619. 3621. 3623. 3625. 3627. 3629. 3631. 3633. 3635. 3637. 3639. 3641. 3643. 3645. 3647. 3649. 3651. 3653. 3655. 3657. 3659. 3661. 3663. 3665. 3667. 3669. 3671. 3673. 3675. 3677. 3679. 3681. 3683. 3685. 3687. 3689. 3691. 3693. 3695. 3697. 3699. 3701. 3703. 3705. 3707. 3709. 3711. 3713. 3715. 3717. 3719. 3721. 3723. 3725. 3727. 3729. 3731. 3733. 3735. 3737. 3739. 3741. 3743. 3745. 3747. 3749. 3751. 3753. 3755. 3757. 3759. 3761. 3763. 3765. 3767. 3769. 3771. 3773. 3775. 3777. 3779. 3781. 3783. 3785. 3787. 3789. 3791. 3793. 3795. 3797. 3799. 3801. 3803. 3805. 3807. 3809. 3811. 3813. 3815. 3817. 3819. 3821. 3823. 3825. 3827. 3829. 3831. 3833. 3835. 3837. 3839. 3841. 3843. 3845. 3847. 3849. 3851. 3853. 3855. 3857. 3859. 3861. 3863. 3865. 3867. 3869. 3871. 3873. 3875. 3877. 3879. 3881. 3883. 3885. 3887. 3889. 3891. 3893. 3895. 3897. 3899. 3901. 3903. 3905. 3907. 3909. 3911. 3913. 3915. 3917. 3919. 3921. 3923. 3925. 3927. 3929. 3931. 3933. 3935. 3937. 3939. 3941. 3943. 3945. 3947. 3949. 3951. 3953. 3955. 3957. 3959. 3961. 3963. 3965. 3967. 3969. 3971. 3973. 3975. 3977. 3979. 3981. 3983. 3985. 3987. 3989. 3991. 3993. 3995. 3997. 3999. 4001. 4003. 4005. 4007. 4009. 4011. 4013. 4015. 4017. 4019. 4021. 4023. 4025. 4027. 4029. 4031. 4033. 4035. 4037. 4039. 4041. 4043. 4045. 4047. 4049. 4051. 4053. 4055. 4057. 4059. 4061. 4063. 4065. 4067. 4069. 4071. 4073. 4075. 4077. 4079. 4081. 4083. 4085. 4087. 4089. 4091. 4093. 4095. 4097. 4099. 4101. 4103. 4105. 4107. 4109. 4111. 4113. 4115. 4117. 4119. 4121. 4123. 4125. 4127. 4129. 4131. 4133. 4135. 4137. 4139. 4141. 4143. 4145. 4147. 4149. 4151. 4153. 4155. 41

## Gastprofessur der Universitätsgesellschaft

Die Münchner Universitätsgesellschaft hat auf Bitten der Universität zum Sommersemester 1990 erstmals eine Gastprofessur gestiftet, für die der berühmte amerikanische Rechtshistoriker Prof. Dr. David Daube von der University of California, Berkeley/USA gewonnen werden konnte. Prof. Daube hielt eine Vorlesungsreihe zum Thema „Grenzsituationen in Bibel und Antike“. Er gilt als der universellste Gelehrte auf dem Gebiet der Alten Rechtsgeschichte.

Die Gastprofessur der Universitätsgesellschaft soll dazu dienen, herausragende Gelehrte für eine Vorlesungsreihe in der Universität zu gewinnen.

Im Sommersemester 1991 erhielt Prof. Dr. Gerhard Casper von der Universität Chicago diese Gastprofessur der Universitätsgesellschaft. Er hielt im Juni und Juli Vorlesungen zum Thema „Aktuelle Strömungen im amerikanischen Verfassungsrecht“. Prof. Casper war in Chicago »Professor of Law« und gleichzeitig »Provost« dieser Universität.

---

## Center of Economic Studies (CES)

Eine bisher in ihrer Art einmalige Einrichtung an der Universität ist das „Center of Economic Studies“ (CES) in der Volkswirtschaftlichen Fakultät, dessen Einrichtung am 15. November 1990 vom Senat beschlossen wurde, und das nach der Genehmigung des Ministeriums Anfang 1991 die Arbeit aufnahm.

Vorbild für dieses Forschungszentrum sind das National Bureau of Economic Research oder Harvard, wo Forschung, die gleichermaßen theoretisch wie empirisch-institutionell fundiert ist, international höchstes Ansehen genießt.

Das CES soll als Kristallisationspunkt dienen, an dem sich deutsche und ausländische Forscher zu einem Gedankenaustausch treffen und Forschungsarbeiten erstellen können, die auch im Ausland große Beachtung finden könnten.

Die Gastforscher bzw. Gastprofessoren arbeiten mehrere Wochen oder Monate am CES. Die Arbeitssprache ist überwiegend Englisch. Das CES ist zunächst provisorisch in der Ludwigstraße 33 untergebracht.

---

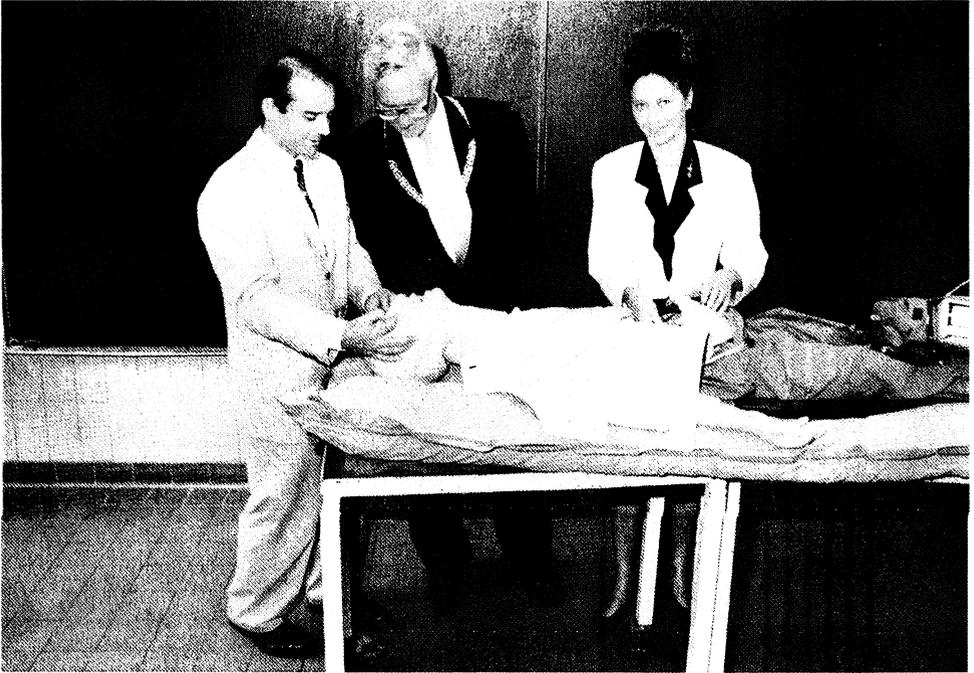
## Ab 1. Oktober 1990 wieder Rektor

Die Universität wird seit 1. Oktober 1990 wieder von einem Rektoratskollegium geleitet. Zu diesem Termin beginnt die neue Amtsperiode von Prof. Wulf Steinmann, der bereits acht Jahre Präsident der Universität gewesen ist und nun für vier weitere Jahre ihr Rektor sein wird. Die Universität hat von der bei der letzten Änderung des Bayerischen Hochschulgesetzes geschaffenen Möglichkeit Gebrauch gemacht und ist von der Präsidialverfassung zur Rektoratsverfassung zurückgekehrt. Wesentlichster Unterschied ist, daß ein Rektor aus dem Kreis der Professoren der Universität gewählt werden muß, während als Präsident auch eine Persönlichkeit von außerhalb in Frage kommt.

Die Universität hat bereits seit 1969 eine kollegiale Leitung, die künftig wieder die Bezeichnung Rektoratskollegium führen wird. Die Vizepräsidenten Prof. Andreas Heldrich, Prof. Werner Leidl und Prof. Wolfgang Frühwald werden für den Rest ihrer im Frühjahr 1991 auslaufenden Amtszeit Prorektoren. Dem Kollegium gehört auch der Kanzler Dr. Hendrik Rust an.

Die Bayerischen Universitäten haben sich in der Frage Rektorats- bzw. Präsidialverfassung nicht einheitlich entschieden, so daß künftig an der Spitze einiger Hochschulen ein Präsident, bei anderen ein Rektor stehen wird.

## Felix-Wankel-Tierschutz-Forschungspreis 1990



Der Felix-Wankel-Tierschutz-Forschungspreis 1990 ging an das Münchner Forschungsteam Prof. Dr. med. Leonhard Schweiberer, Prof. Dr. med. Karl-Heimo Duswald, Prof. Dr. med. Stephan Deiler, Dr. med. Birgit Ruhland aus der Chirurgischen Klinik Innenstadt der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Die Gruppe hat einen sog. „Trauma Management Trainer“ entwickelt, eine lebensgroße Puppe, mit der mit raffiniertester Technik auch komplizierte Notfallsituationen des Menschen simuliert werden können. Damit wird das Training der Notfallärzte und der Studenten an Tieren – in der Regel an Hunden – entbehrlich. Wenn man in der Bundesrepublik die Ausbildung der Notfallärzte in dem in den USA üblichen Umfang an Tieren durchführen würde, müssten pro Jahr etwa 8000 Tiere das Leben lassen. Die Ausbildung in notfallmedizinischen Fertigkeiten und Handlungsabläufen ist schwierig. Akut lebensbedrohliche Zustände wie Blutungsschock oder Spannungspneumothorax sind im Gegensatz zu einem Leistenbruch oder hörbarem Herzfehler nicht beliebig zu Ausbildungszwecken reproduzierbar. Zudem möchte man als akademischer Lehrer aggressive und invasive Maßnahmen bei einem lebensgefährlich verletzten Patienten nicht durch einen ungeübten Kollegen oder auch Studenten durchführen lassen. Die Preisverleihung fand in diesem Jahr im Rahmen der Feier zum Jubiläum der Tierärztlichen Fakultät statt.

Im Bild demonstrieren Dr. Deiler und Frau Dr. Ruhland dem Präsidenten die Vorzüge des Trauma Management Trainers.

(Foto Hans Süß)

## 150 Jahre Geophysikalisches Observatorium Fürstenfeldbruck



Zeichn. Wei.

Das Geophysikalische Observatorium gehört als Außenstelle zum Institut für Allgemeine und Angewandte Geophysik. Es gliedert sich in zwei Abteilungen: in das Erdmagnetische Observatorium (gegründet 1840 in München), wissenschaftlicher Leiter Dr. Martin Beblo, und in die Erdbebenwarte (gegründet 1905 in München), wissenschaftlicher Leiter Dr. Eberhard Schmedes.

Neben dem Erdmagnetischen Observatorium Wingst und dem Observatorium in Niemeßk ist das Geophysikalische Observatorium Fürstenfeldbruck die dritte und größte Einrichtung dieser Art in der Bundesrepublik. Das Observatorium Fürstenfeldbruck zeichnet sich durch besonders zuverlässige Datenreihen mit einer hohen Genauigkeit aus.

Im Erdmagnetischen Observatorium werden die zeitlichen Variationen des Erdmagnetfeldes permanent seit dem vorigen Jahrhundert registriert. Die Meßreihe geht für die Deklination – die Kompaßmißweisung – auf das Jahr 1840 zurück und ist weltweit betrachtet eine der ältesten kontinuierlichen Meßreihen zur Erfassung der Säkularvariation. Als weitere wesentliche Aufgabe obliegt dem Erdmagnetischen Observatorium in Abständen von etwa zehn Jahren eine flächenhafte Vermessung der magnetischen Elemente in Süddeutschland. Die Ergebnisse dieser Vermessungen fließen direkt ein in die kartographischen Arbeiten der Landesvermessungsämter. Die letzte Vermessung wurde 1982 durchgeführt, die nächste derartige Vermessung ist für etwa 1995 geplant.

Die Erdbebenwarte in Fürstenfeldbruck überwacht mit einer Reihe von permanenten Außenstationen (Hof, Wetzell/Bayerischer Wald, Bad Reichenhall, Garmisch-Partenkirchen und München, sowie Schlegleis und Obergurgl in Österreich) die Seismizität in Bayern und angrenzenden Gebieten.

## Kinderkrippe für das Klinikum Großhadern

Das Klinikum Großhadern der Ludwig-Maximilians-Universität erhielt im Oktober 1990 als erste Universitätsklinik in München eine Kinderkrippe. Die Krippe ist zunächst provisorisch in einem Personalwohngebäude in der Pfingstrosenstraße 60 untergebracht und ist den Kindern der Schwestern und Pfleger des Klinikums vorbehalten. Die Baukosten betragen rund 200 000 Mark und wurden vom Freistaat Bayern getragen. Die Bauzeit betrug nur 2 Monate. Die Kinderkrippe ist Montag mit Freitag von 6.00 bis 18.00 Uhr in Betrieb. Für ihre Errichtung hat sich auch das Kuratoriumsmitglied der Universität, Dr. Paul Wilhelm (MdL), besonders eingesetzt.

Für die Krippenplätze für Kinder im Alter von acht Wochen bis zu drei Jahren stehen Räume mit insgesamt 171 m<sup>2</sup> Nutzfläche zur Verfügung. Dazu gehören u. a. ein Ruheraum, eine Küche, ein Gruppenraum, ein Gruppennebenraum, ein Büro sowie kindgerechte Sanitärräume, außerdem eine 500 m<sup>2</sup> große Spielwiese. Bisher waren dort Freizeiteinrichtungen für die Bewohner des Hauses.

Betrieben wird die Krippe vom Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverband, Landesverband Bayern, mit 3 1/2 Stellen für Erzieherinnen. Die Kinder erhalten dort auch Frühstück, Mittagessen, Abendessen und erforderliche Zwischenmahlzeiten. Die Gebühren entsprechen denen in städtischen Kinderkrippen. Die Betreuung soll in enger Zusammenarbeit mit den Eltern erfolgen.



Die kleine Arlen spielt im Garten der Kinderkrippe des Klinikums Großhadern

(Foto: Fotostelle Klinikum Großhadern)

## Geschwister-Scholl-Preis 1990



Der Geschwister-Scholl-Preis 1990 wurde am 25. November 1990 in der Großen Aula im Universitätshauptgebäude an die Fernsehjournalistin und Autorin Lea Rosh und an Prof. Dr. Eberhard Jäckel verliehen. Ausgezeichnet wurde ihr Buch „Der Tod ist ein Meister in Deutschland“. Die Laudatio hielt Dr. Rachel Salamander. Das Bild zeigt v.l. n.r. den Vorsitzenden des Verbandes der Bayerischen Verlage und Buchhandlungen Dr. Joachim Spencker, Lea Rosh, Prof. Eberhard Jäckel und den Münchner Oberbürgermeister Georg Kronawitter.

(Foto K. Schillinger)

---

### Staatssekretär Wiesheu besuchte die Universität

Der Staatssekretär im Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus, Wissenschaft und Kunst, Dr. Otto Wiesheu, stattete am 13. Februar 1991 erstmals der Ludwig-Maximilians-Universität einen Informationsbesuch ab. Neben Gesprächen mit dem Rektoratskollegium, dem Senat und den Dekanen sowie mit Studenten, besuchte er den Bereich Halbleiterphysik und mehrere Universitätskliniken.

Themen der Gespräche waren u.a. der Aufbau des Fachs Informatik, die Bauplanungen und die Finanzsituation der Universität, Maßnahmen zum Umweltschutz und zum Vollzug von Arbeitssicherheitsvorschriften, die Vorstellungen des Ministeriums zur Studienzeitverkürzung, einige Probleme des akademischen Mittelbaus und die Unterstützung der Universitäten in den neuen Bundesländern.

## Justiz und Nationalsozialismus

Am 21. November 1990 wurde im Lichthof im Universitätshauptgebäude durch Bundesjustizminister Hans A. Engelhard eine Wander-Ausstellung „Im Namen des Deutschen Volkes – Justiz und Nationalsozialismus“ eröffnet. Auf 124 Tafeln zeigte die Ausstellung etwa 2000 Dokumente und Bilder sowie Begleittext zu den einzelnen Themenkreisen.

In Teil I wird die soziale Herkunft der Richterschaft und ihre Einstellung zur Weimarer Republik beleuchtet. Am Beispiel der politischen Justiz wurde dargestellt, daß Angriffe von rechts gegen die Republik äußerst milde, Angriffe von links dagegen mit hohen Strafen geahndet werden. Abschließend beschäftigte sich der Teil I mit dem Verhältnis der Weimarer Justiz zur NSDAP.

Der Teil II versuchte wichtige Aspekte der historischen und ideologischen Grundlagen der Justiz, der Einflußnahme der Partei auf die Justiz und der Zusammenarbeit zwischen Justiz, NSDAP und SS aufzuzeigen. Am Beginn stand die schnelle Anpassung der überwiegend konservativ-bürgerlich einzustufenden Justizjuristen an das totalitäre Regime, obwohl die Entlassung von Richtern, Staatsanwälten und Verwaltungsjuristen sowie die faktischen Berufsverbote für Rechtsanwälte aus rassistischen und politischen Gründen wohl bekannt waren. An Beispielen aus der Rechtsprechung und Gesetzgebung wird deutlich gemacht, welchen Anteil die Justiz an der Umsetzung der ideologischen Grundlagen des nationalsozialistischen Staates hatte. Lebensläufe zeigen Justizkarrieren im Dritten Reich auf, ebenso wie Einzelschicksale jüdischer Juristen, deren zum Teil erschütternder Lebensweg betroffen macht.

Der dritte Teil der Ausstellung beschäftigte sich mit der Art und Weise, wie sich die bundesdeutsche Justiz mit ihrer Vergangenheit auseinandergesetzt hat. So war die Justiz nach 1945 nicht bereit, sich dieser Vergangenheit in einer offenen Diskussion zu stellen und daraus Konsequenzen zu ziehen, auch strafrechtlicher oder dienstrechtlicher Art. Keiner der Richter eines Sondergerichts oder des Volksgerichtshofs wurde wegen eines der zahlreichen Unrechtsurteile von bundesdeutschen Gerichten rechtskräftig verurteilt. Am Ende steht die biologische Amnestie.

Die Ausstellung sollte sich nicht speziell an den Juristen wenden. Sie sollte in allgemein verständlicher Form dem historisch und politisch Interessierten die Möglichkeit bieten, sich über einen unrühmlichen, aber wichtigen Teil der deutschen Rechtsgeschichte zu informieren.

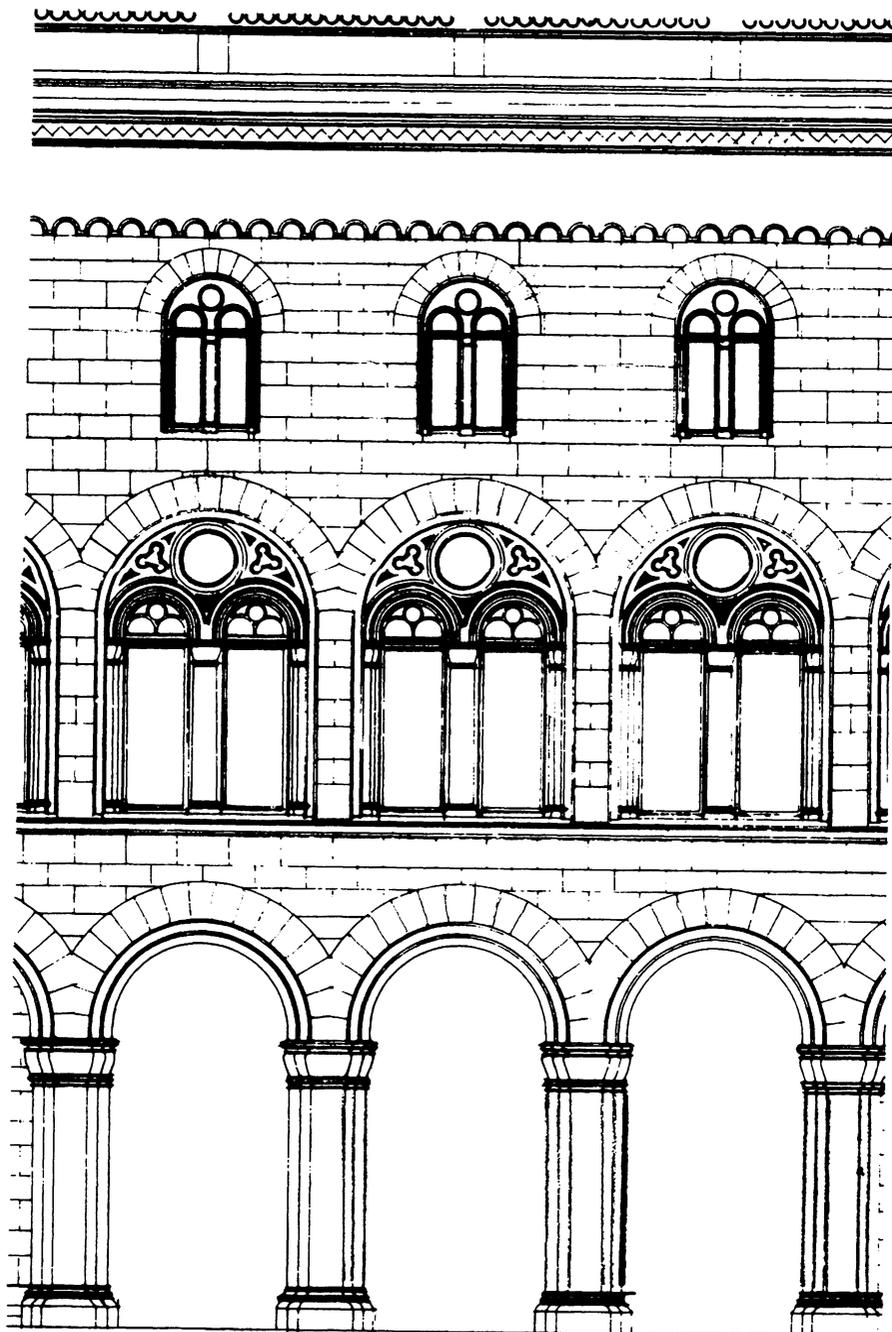
---

## Partnerschaft mit der Karls-Universität Prag

Die Münchner Ludwig-Maximilians-Universität und die Prager Karls-Universität haben eine Partnerschaft vereinbart. Der Partnerschaftsvertrag wurde am 30. November 1990 von Professor Dr. Radim Palous, dem Rektor der Karls-Universität in Prag und Rektor Prof. Dr. Wulf Steinmann in München unterzeichnet. Die Prager Karls-Universität ist 1348 von Kaiser Karl IV. gegründet worden und ist damit die älteste Universität in Mitteleuropa.

Die Vereinbarung sieht als Kernpunkt die Zusammenarbeit beider Universitäten in Forschung und Lehre vor. Daneben sollen Nachwuchswissenschaftler aus Prag und München möglichst umfassend gefördert werden. Im einzelnen beinhaltet die Übereinkunft der beiden Hochschulen die gemeinsame Konzeption und Durchführung von Forschungsvorhaben, die Entsendung eigener Wissenschaftler zu Tagungen der Partneruniversität und die Förderung des Austauschs von Studierenden. Die genauen Rahmenbedingungen der Vereinbarung werden in Arbeitsplänen festgelegt, die jeweils für die Dauer von zwei Jahren von beiden Hochschulen einvernehmlich erarbeitet werden.

150 Jahre Universitätshauptgebäude 1840–1990



*Am 3. Dezember 1990 eröffnete Rektor Prof. Dr. Wulf Steinmann die Ausstellung „150 Jahre Universitätshauptgebäude“, die der Historiker Martin Schütz in Zusammenarbeit mit dem Universitätsarchiv und dem Presseferat gestaltet hatte.*

Die Ausstellung behandelte folgende Themen:

*Ingolstadt 1472–1800:* 1472 nahm die Universität in Ingolstadt den Lehrbetrieb auf. Der Herzog richtete die Universität ein, der Papst mußte zustimmen. In Ingolstadt hat die Universität bis heute sichtbare Spuren hinterlassen.

*Landshut 1800–1826:* Die Landshuter Periode war kurz. In diese Zeit fällt auch die Namensgebung der Universität 1802 in Erinnerung an den Stifter Herzog Ludwig den Reichen von Bayern-Landshut (gestorben 1479) und Kurfürst Maximilian IV. Joseph, den späteren König Max IV. von Bayern.

*München vor 1840:* König Ludwig I. holte die Universität 1826 von Landshut nach München. Erstes Universitätsgebäude war das sogenannte Wilhelminum in der Neuhauser Straße neben der Michaelskirche.

*Ludwig und die Architekten:* München verdankt dem großen Interesse König Ludwig I. an der Architektur viele interessante Bauten. Seine Architekten waren Leo Klenze und später Friedrich Gärtner.

*Friedrich Gärtner:* Architekt des Universitätsneubaus am Ende von Ludwigs Prachtstraße war Friedrich Gärtner. Von ihm stammen auch andere heute von der Universität genutzte Gebäude.

*Jugendstil:* Der Gärtnerbau wurde von German Bestmeyer 1906/1909 zur Amalienstraße hin erweitert. Der Bestmeyertrakt ist – auch wenn durch Kriegseinwirkungen vieles zerstört wurde – ein zu wenig beachtetes Baudokument des Münchner Jugendstils.

*Professoren:* Ein „Normalstatus“ legte im Jahr 1835 Besoldungsetat und Fächer fest. Aus der frühen Münchner Zeit stammen auch die heute kaum noch benutzten Talare in den Farben der Fakultäten (Theologie schwarz, Juristische und Staatswirtschaftliche Fakultät rot, Mediziner grün, Philosophische Fakultät blau).

*Standorte:* Die Universität war schon seit ihrem Umzug nach München auf verschiedene Standorte in der Stadt verteilt. Ein Plan von 1863, die Universität neben die bereits bestehenden naturwissenschaftlichen Institute vor das Karlstor (ungefähr dorthin, wo jetzt der Justizpalast steht) zu verlegen, um alle Fächer zusammenzuführen, blieb Utopie.

*Erweiterungen:* Das Universitätshauptgebäude wurde mehrfach erweitert, 1892/94 durch das Physikalische Institut und den Aulaturm, durch den Nordflügel an der Amalienstraße 1897/98 und durch den Bestmeyerbau 1906/09. Bereits etwas früher, 1899, entstand die Forstliche Forschungsanstalt an der Amalienstraße.

*Bestmeyertrakt:* Abbildungen aus der Bauzeit des Erweiterungstrakts 1906/09, den die Firma Moll ausgeführt hat. Fenster und Wände des Lichthofs waren künstlerisch gestaltet.

*Weißer Rose:* Von der zweiten Empore des Lichthofs warfen Hans und Sophie Scholl am 18. Februar 1943 ihre Flugblätter.

*Zerstörung:* Im zweiten Weltkrieg wurden das Universitätshauptgebäude und viele andere Universitätsgebäude bei Bombenangriffen schwer zerstört. Der Lehrbetrieb lief aber weiter bis April 1945.

*Neubeginn:* Unter schwierigsten Bedingungen begann der volle Lehrbetrieb wieder zum Sommersemester 1946. Der Bayerische Senat und der Bayerische Landtag hielten ihre ersten Sitzungen in der erhalten gebliebenen Großen Aula der Universität ab.

*Wiederaufbau:* Der Wiederaufbau der Universität und die Erweiterungsbauten der Nachkriegszeit konnten mit dem schnellen Anwachsen der Studentenzahl nicht Schritt halten.

*Studenten um 1840:* Wegen politischer Unruhen mußte die Universität 1830 geschlossen werden. Auch die „Lola-Montez-Unruhen“ des Jahres 1848 wurden von Studenten ausgelöst. Die ursprünglich sehr liberale Universitätspolitik wurde wieder eingeschränkt. Studentenausweise sicherten damals vor dem Zugriff durch die Stadtpolizei.

*Studentenleben:* Die Gerichtsbarkeit über die Studenten lag bei der Universität, der Karzer befand sich im Nordtrakt des Gebäudes (heute Durchgangshalle zum Adalberttrakt neben der Studentenkanzlei). Dokumente und Bilder zum Studentenleben um 1840 sind im wesentlichen nur in den Archiven alter Münchner Studentenverbindungen erhalten geblieben.

*Studentenzahlen:* Das Hauptgebäude war für 1500 Studierende geplant, ein erster Höhepunkt war 1849/50 mit 1924 erreicht, 1905/06 waren es dann über 5000, 1963 20000, 1984 50000, 1990 63000 Studierende.

*Studenten im 20. Jahrhundert:* Das 1927 eröffnete Studentenhaus in der Luisenstraße wurde im Krieg zerstört. Während der Nazizeit waren auch die Studenten „gleichgeschaltet“.

*Planungen:* Vor dem Universitätsneubau durch Gärtner gab es verschiedene Studien und Planungen. Eine frühere Standortplanung sah die Universität neben oder gegenüber der Staatsbibliothek vor.

*Kritik 1830–1840:* Viele Professoren wollten den Neubau am Stadtrand nicht, weil es zu weit vom Stadtzentrum entfernt war. Aber auch die Bürger kritisierten die Pläne, weil sie Einnahmeverluste befürchteten.

*Berichte 1840:* Die Münchner und die örtliche Presse nahmen schon 1840 am Geschehen in der Universität großen Anteil.

*Die Fassade:* Gestaltendes Element der Fassade sind die für Gärtner typischen Rundbogenfenster. Die Medaillons stellen Professoren aus verschiedenen Epochen der Universität dar.

*Die Ludwigstraße:* Leo von Klenze entwarf die Ludwigstraße, an deren Ende ein runder Platz entstehen sollte. Die südliche Ludwigstraße trägt die architektonische Handschrift Klenzes, die nördliche ist im Stil Gärtners gebaut.

*Pläne und Projekte:* Studien und Projektentwürfe der letzten 150 Jahre – ausgeführte und nicht ausgeführte – sind größtenteils erhalten geblieben.

*Der Platz:* Der Universitätsplatz sollte ursprünglich rund oder oval werden. Gärtner setzte einen rechtwinkligen Platz durch. Die 1872 entstandene Straßenführung läßt den Platz wieder rund wirken. Gegenüber der Universität schlossen das Max-Joseph-Stift (heute Juristengebäude) und das Georgianum den Platz ab.

*Veränderungen:* Der Gärtnerbau wurde im Laufe der Jahre im Inneren mehrfach verändert und jeweils „modernen“ Bedürfnissen angepaßt. Der Umbau der Aula ließ sie zu einem architektonischen Schmuckstück werden.

## Richtfest im Max-von-Pettenkofer-Institut

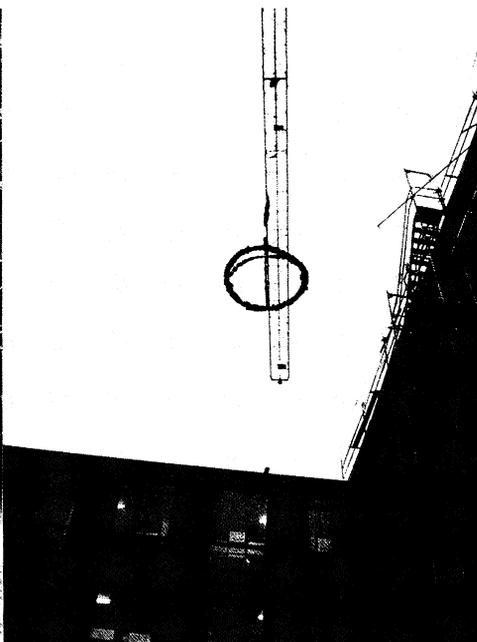
Das Max von Pettenkofer-Institut für Hygiene und Medizinische Mikrobiologie der Ludwig-Maximilians-Universität konnte am 4. Dezember 1990 das Richtfest für einen Anbau an der Westseite des bestehenden Institutsgebäudes feiern. Neben der EDV-Abteilung sollen dort insbesondere Labors und untersuchungstechnische Geräte untergebracht werden.

Die mit rund 5,8 Millionen DM veranschlagte Baumaßnahme bringt dem Institut einen Raumzuwachs von rund 836 m<sup>2</sup> Hauptnutzfläche. Der Anbau umfaßt ein Kellergeschoß und fünf Obergeschosse sowie ein Dachgeschoß mit der neuen Technikzentrale. Der gesamte Innenhof des Instituts wurde unterkellert.

Ursprünglich war eine Beton-Fertigteil-Konstruktion vorgesehen, aus Kostengründen entschied man sich dann aber für Ortsbeton. Fassade und Dach passen sich dem älteren Teil des Gebäudes an. Die neuesten Erkenntnisse der Sicherheitsfachleute wurden berücksichtigt.

Das Max von Pettenkofer-Institut wurde in seiner bisherigen Größe in den fünfziger Jahren geplant und erschien bei seiner Einweihung im Jahr 1961 als großzügig ausgelegter Institutsneubau. Die rasante Entwicklung der Fächer Hygiene und Mikrobiologie, die sich in den letzten zehn Jahren vor allem in der Virologie vollzogen hat, war zum damaligen Zeitpunkt nicht vorhersehbar.

Die Sicherung von Diagnostik und Forschung zur AIDS-Problematik, die Erweiterung des diagnostischen Spektrums für Erreger von Hepatitiden, aber auch die notwendige Bearbeitung neuer Fragestellungen in der Bakteriologie (Lyme-Borreliose, Legionellose, Antibiotika-Resistenzentwicklung und nosokomiale Infektionen) waren unter den bisherigen Bedingungen nicht mehr zu gewährleisten.



## Richtfest für das Institut für Geflügelkrankheiten

Das Institut für Geflügelkrankheiten der Ludwig-Maximilians-Universität München konnte am 12. Dezember 1990 Richtfest für den Neubau an der Veterinärstraße in Oberschleißheim feiern. Der Institutsneubau ist ein weiterer Schritt für die Verlegung von Teilen der Tierärztlichen Fakultät nach Oberschleißheim. Das Institut für Geflügelkrankheiten war bisher in Mieträumen in Unterschleißheim untergebracht, für die der Vertrag ausläuft. Die Baukosten waren auf rund 14,8 Millionen Mark veranschlagt.

25 Jahre lang arbeitete das Institut für Geflügelkunde (so der ursprüngliche Name) in einem „Provisorium“ – einer früheren Hühnerfarm – in Unterschleißheim. Die Gründerin (1965) und zugleich die erste Lehrstuhlinhaberin war Frau Prof. Dr. Irmgard Gylstorff, seit 1981 leitet Prof. Dr. Josef Kösters das Institut. Die Forschung des Institutes befaßt sich mit tiermedizinisch relevanten Problemen der Vögel unter Verwendung klinischer, klinisch-chemischer, pathologischer und mikrobiologischer Methoden.

In der Vogelklinik werden mit jährlich steigender Zahl Vögel tierärztlich versorgt. Wurden 1977 in der Vogelklinik 3 481 Patienten (davon 2 105 stationär und 1 376 ambulant) behandelt, so waren es 1988 bereits 6 277 Patienten (davon 3 158 stationär und 3 119 ambulant). Die Gruppen der behandelten Vögel verteilten sich mit je 36 % in der Hauptsache auf Papageien- und Taubenvögel, gefolgt von Sperlingsvögeln (ca. 10 %) und Greifvögeln (ca. 4 %). Insgesamt wurden anteilig am gesamten Patientengut ca. 22 % Wildvögel behandelt.

Das Gebiet der Geflügelkrankheiten gehört zu den Pflichtvorlesungen für Studierende der Tiermedizin.

Der Neubau für das Institut für Geflügelkrankheiten setzt sich aus mehreren Gebäuden zusammen, die sich um einen zentralen Innenhof gruppieren. Das winkelförmige, zweigeschossige Institutsgebäude beherbergt neben dem klinischen Bereich, der auch der Öffentlichkeit zur Behandlung von gefiederten Patienten (sowohl ambulant als auch stationär) zur Verfügung steht, eine Vielzahl von Forschungslaboratorien, wie Bakteriologie, Parasitologie, Virologie, Immunologie und Pathologie. Büro, Diensträume und der Versorgungsbereich sind den einzelnen Abteilungen zugeordnet. Die umfangreichen haustechnischen Anlagen befinden sich im Keller bzw. sind im Dachgeschoß untergebracht. Westlich des Institutsgebäudes liegt der Infektionsstall. Im Süden wird der Hof durch eine über 60 m lange Stallzeile begrenzt, die sich aus SPF-Stall, konventionellen Ställen sowie Garagen zusammensetzt. Es handelt sich dabei um drei getrennte Baukörper, die durch das gemeinsame Dach zu einer Einheit werden. Der SPF-Stall dient der erregerefreien Aufzucht von Hühnern und Tauben (SPF = spezifisch pathogen frei). Im konventionellen Stall finden Hühner, Küken, Enten, Puten, Wassergeflügel sowie Moschusenten ein Zuhause. Der südliche Garagenhof wird durch das Gebäude für Trafo, Notstrom und Müll begrenzt.

Auf dem gesamten Gelände stehen Weide- und Auslaufflächen sowie zwei Gänseteiche zur Verfügung. Das Institutsgebäude ist in Ziegelbauweise mit Massivdecken errichtet. Die Ställe weisen ein Grundraster von 3,00 m auf und sind ebenfalls in Ziegelbauweise errichtet, jedoch außen mit einer Holzschalung verkleidet. Die Greifvogelvoliere wird als Holzkonstruktion ausgeführt.

Baubeginn war im Mai 1990. Das Grundstück ist ca. 15 000 Quadratmeter groß, die Hauptnutzfläche beträgt 1 680 Quadratmeter, der umbaute Raum 14 850 Quadratmeter.

# Gedächtnisvorlesung „Weiße Rose“ 1991

*Die „Weiße Rose“-Gedächtnisvorlesung des Jahres 1991 hielt am 19. Februar 1991 Prof. Dr. Gotthard Jasper, Professor für Politische Wissenschaft an der Universität Erlangen-Nürnberg und auch Rektor dieser Universität:*

## Schwierigkeiten und Zumutungen des Widerstandes in Deutschland

*Prof. Dr. phil. Gotthard Jasper*

Für die Gelegenheit, heute die diesjährige Gedächtnisvorlesung der Weißen Rose in München, an der Wirkungsstätte dieses studentischen Widerstandskreises halten zu dürfen, danke ich Ihnen sehr. Ich gestehe offen, daß für mich diese Aufgabe eine Herausforderung darstellt, insbesondere in Anwesenheit so vieler Mitglieder und Angehöriger des Kreises der Weißen Rose. Das Gedenken an die Geschwister Scholl und ihre Mitstreiter setzt hohe Maßstäbe und erzeugt Unruhe darüber, ob man ihnen gerecht werden kann.

Das Thema meines Vortrages erfordert zunächst in einem einleitenden Teil meines Vortrages, den Widerstandsbegriff und seine Verwendung in Deutschland zu erläutern. Ich will dann auf die spezifischen Schwierigkeiten des Widerstandes und der Resistenz im Nationalsozialismus eingehen und zu klären versuchen, was er seinen Trägern zumutete. Im dritten Teil meines Vortrages erörtere ich sodann, z. T. anhand der Rezeption und Interpretation des Widerstandes im Nationalsozialismus nach 1945, aber auch im Blick auf die Wende in der DDR, was die Erinnerung an den damaligen Widerstand für uns Heutige bedeutet, was sie uns zumutet, um dieses Wort erneut aufzugreifen. Solche Zumutungen gilt es bei der Vergangenheitsbewältigung der NS-Zeit ebenso wie bei der vor uns liegenden Bewältigung der Vergangenheit der DDR zu berücksichtigen. Dabei will ich gleich hier anmerken, daß gerade im Gedenken an die Weiße Rose das Wort „Vergangenheitsbewältigung“ sich als mißverständlicher Begriff entpuppt. Es geht – nimmt man die Botschaft der Weißen Rose ernst – nicht um Vergangenheit, sondern um Zukunft, die zu meistern derjenige in der Lage ist, der die Vergangenheit angemessen zu deuten weiß.

### I.

Wer über Widerstand redet, tut gut daran, die Dimensionen klar zu trennen bzw. deutlich zu benennen, unter denen der Begriff Widerstand auftaucht und im Raum von Politik und Geschichte Verwendung findet. Ich will vier solcher Dimensionen unterscheiden.

1. Unter Historikern ist es üblich geworden – und unter diesem Vorzeichen steht auch mein Vortrag – mit Widerstand jene Bewegung des Widerstandes gegen Hitler zu bezeichnen, die letztendlich im Putsch-Versuch des 20. Juli 1944 ihren Kulminationspunkt erreichte. Widerstand bedeutet hier gewaltsamer Widerstand gegen ein Unrechtsregime. Solcher Widerstand steht in der Tradition der klassischen Lehre vom Widerstandsrecht, das den Mord des Tyrannen zur Wiederherstellung des guten alten Rechtes erlaubt.

2. Von diesem aktiven Widerstand im engeren Sinne sind mit Martin Broszat jene mannigfachen Formen der Resistenz zu unterscheiden, die darauf hinausliefen, den totalitären Herrschaftsanspruch des Nationalsozialismus nicht eindringen zu lassen in die Nischen der Gesellschaft, also etwa in die geschlossenen sozialen Milieus mancher Arbeitersiedlungen oder ländlicher Dorfgemeinschaften, intakter Kirchengemeinden oder auch elitärer Wehrmächtsregimenter und ähnlicher sozialer Institutionen. Häufig blieb solche Resistenz unpolitisch, sie versteckte sich unter

formaler Gleichschaltung und erkaufte sich das In-Ruhe-gelassen-Werden durch äußere Anpassung und den Verzicht auf gesamtpolitische Verantwortungsübernahme.<sup>1</sup> Die Evangelische Kirche z. B. wehrte die „Deutschen Christen“ und deren innerkirchlichen Machtanspruch ab und sorgte wohl auch für die Judenchristen, fand aber erst viel zu spät Worte des Protests gegen die allgemeine Judenverfolgung und die Zerstörung des Rechtsstaates.

Natürlich waren die Übergänge zwischen solchen Formen der Resistenz, des passiven Widerstandes, der Schutzgewährung für Verfolgte einerseits bis hin zum öffentlichen Protest und der aktiven Putschvorbereitung andererseits fließend. Dennoch gilt es, den Unterschied klar im Blick zu halten. Es gab im nationalsozialistischen Deutschland viele Formen auch interessengeleiteter Resistenz, die wohl Opfer forderte und die nationalsozialistische Herrschaft partiell begrenzte, ohne sie jedoch prinzipiell zu gefährden. Davon zu trennen ist der aktive Widerstand, der sich häufig in den Resistenzräumen formte und aus ihnen rekrutierte, aber in seiner Radikalität, die zu den Wurzeln des Übels vorstieß, die Aktivisten der Einsamkeit verdammt und von ihnen das äußerste Wagnis und Opfer verlangte.

3. Es ist für den politischen Sprachgebrauch unserer Tage bezeichnend, daß der Widerstandsbegriff keineswegs nur auf die speziellen Formen politischen Verhaltens unter totalitärer Herrschaft eingegrenzt ist, sondern auch im Rahmen der Geltung des Grundgesetzes Verwendung gefunden hat. Ich meine jetzt weniger das Recht auf Widerstand nach Art. 20 Absatz 4, das in der Tradition des klassischen Widerstandsrechtes jedem ein Notwehrrecht zur Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Ordnung gibt, wenn andere Abhilfe nicht möglich ist. Ich meine vielmehr mancherlei Aufrufe zum Widerstand gegen den Bau von technischen Großanlagen oder militärischen Projekten, gegen die Startbahn West oder Kernkraftwerke.

Auch hier gilt es wieder zu differenzieren. Gemeint ist häufig keine Widerstandshandlung im klassischen Sinne, die unter Berufung auf höheres Recht gesetztes Recht bricht und zum gewaltsamen Sturz des Regimes aufruft, sondern gemeint ist häufig nur die Ausnutzung aller nur möglichen Instrumente des Rechtsstaates und der Demokratie. Gerichte werden angerufen, die Öffentlichkeit wird mobilisiert, Demonstrationen sollen die Politiker zum Nachdenken zwingen oder Wahlaufrufe das Entscheidungsverhalten im Parlament verändern.

Was hier Widerstand genannt wird, ist Wahrnehmung von Grundrechten, Ausnutzung demokratischer Teilhaberrechte im Interesse oppositioneller Politik. Sie bleibt insofern im Rahmen der verfassungsmäßigen Legalität. Es handelt sich um parlamentarische oder vorparlamentarische Opposition, die zu einem Grundrecht ausgestaltet zu haben, die große Erfindung des liberalen parlamentarischen Rechtsstaates ist. Mit dem lateinischen Wort „Opposition“ treffen wir diesen Umstand genauer als mit dem deutschen Wort „Widerstand“, das vielschichtiger Konnotationen hat.

4. Zu unterscheiden ist von diesem verfassungsmäßigen Oppositionsverhalten allerdings jene Form von Widerstand, die gewaltfreie, friedfertige Regelverletzungen bewußt in Kauf nimmt, um auf diese Weise symbolisch auf die besondere Gewissensbindung des Oppositionellen und das innere Gewicht seiner Opposition hinzuweisen und durch spektakuläre Aktionen im Zeitalter der Massenkommunikation Aufmerksamkeit zu erregen und sich Gehör zu verschaffen. Man bezeichnet sie besser als zivilen Ungehorsam, der gewaltfrei mit besonderem Nachdruck an die herrschende Mehrheit zu appellieren versucht, die Rechtsordnung aber prinzipiell akzeptiert und da-

---

<sup>1</sup> Martin Broszat, Resistenz und Widerstand. Eine Zwischenbilanz des Forschungsprojekts. In: Broszat/ Fröhlich/Grossmann (Hrsg.), Bayern in der NS-Zeit, IV, Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt, Teil C, München 1981, S. 691–710.

durch respektiert, daß er einer Sanktion für seine Regelverletzungen nicht ausweichen darf. Die rechtlichen Auseinandersetzungen um diese Sanktion werden vielmehr als Form der öffentlichen Auseinandersetzung für die eigenen Ziele genutzt und gesucht.

Oppositionelle Wahrnehmung verfassungsmäßig garantierter Rechte sowohl wie ziviler Ungehorsam sind Formen bürgerschaftlichen oder staatsbürgerlichen politischen Verhaltens in verfassungsmäßigen Rechtsstaaten, in „fast gerechten Systemen“, um mit dem britischen Sozialphilosophen Rawls<sup>2</sup> zu sprechen; solche Systeme sind auf Korrektur angelegt und für Korrektur offen, das unterscheidet sie grundsätzlich von den totalitären Diktaturen.

Es scheint mir bezeichnend zu sein, daß im deutschen politischen Sprachgebrauch das hohe Wort „Widerstand“ für alle diese vier Formen des Widerstandes verwandt wird: für den aktiven gewaltsamen Widerstand gegen Terrorregime und für die mannigfachen Formen der Resistenz gegenüber totalitärem Druck ebenso wie für legale politische Opposition und gewaltfreien Ungehorsam in demokratischen Systemen der Gegenwart. Hinter diesem umfassenden Sprachgebrauch verbirgt sich m. E. ein Doppeltes. Einmal reflektiert unsere geringe sprachliche Differenzierung ein gut Teil obrigkeitlicher Tradition, die schon jede, auch die demokratisch legale Opposition, mit dem Ruch der Staatsfeindlichkeit und des Aufruhrs verbindet. Die Demokratie verdankt ihre Durchsetzung in der deutschen Geschichte eben nicht einer politischen Volksbewegung um bürgerliche Selbstbehauptung und Freiheitssicherung. In unseren Nachbarländern dagegen gründen sich demokratischer Stolz und demokratische Tradition auf Akte bürgerlichen Ungehorsams vom Rütlichschwur über den Kampf der Geusen gegen die spanische Herrschaft bis zum Sturm auf die Bastille. In der Erinnerung an erfolgreiche revolutionäre Bewegungen finden diese Demokratien ihr politisches Selbstverständnis. *Der deutschen Demokratie fehlte es an solchen Traditionen – jedenfalls bis zum Oktober/November 1989. Das Widerstandleistende gegen die Obrigkeit hat in Deutschland kaum Tradition noch Reputation. Ob die friedliche Revolution des Jahres 1989 in der DDR hier jedoch einen Wandel zu bewirken vermag, wird erst die Zukunft erweisen müssen. Die gegenwärtige Stimmung und Realität legt eher Skepsis nahe. Die Demokratie will noch erstritten sein.*

Zum anderen beansprucht häufig derjenige, der nach 1945 oder heute von „Widerstand“ redet, etwas von der moralischen Integrität und dem moralischen Rigorismus der Widerstandsbewegung gegen Hitler im engsten Sinne für sich selbst. Jeder wollte im Kontext der Entnazifizierung schon immer dagegen gewesen sein und auf seinen „Widerstand“ gegen den Nationalsozialismus verweisen, um sich damit selbst zu entlasten, gemeint waren jedoch allenfalls nur Formen der Resistenz. Wenn heute andererseits manche Vertreter der Friedensbewegung oder der Bewegung gegen Kernkraftwerke zum Widerstand aufrufen, dann reklamieren sie nicht selten dabei eine Unbedingtheit in ihren Positionen, die Gegenpositionen moralisch abqualifiziert und Sachargumente durch Bekenntnisse zu ersetzen neigt.

Der hier manchmal zum Ausdruck kommende Absolutheitsanspruch scheint mir durchaus auch ein Produkt der obrigkeitlichen Orientierung in der deutschen Politik zu sein, die die Normalität politischer Auseinandersetzung nicht kennt, sondern zwischen Verteufelung und Überhöhung schwankt.

Die besonderen Schwierigkeiten des Widerstandes in Deutschland faßte 1943 Dietrich Bonhoeffer unter dem Begriff „Zivilcourage“ zusammen:

„Wir haben in diesen Jahren viel Tapferkeit und Aufopferung, aber fast nirgends Zivilcourage gefunden, auch bei uns selbst nicht . . . Wir Deutsche haben in einer langen Geschichte die Not-

---

2 John Rawls, Eine Theorie der Gerechtigkeit, Frankfurt a. M. 1988.

wendigkeit und die Kraft des Gehorsams lernen müssen. In der Unterordnung aller persönlichen Wünsche und Gedanken unter den uns gewordenen Auftrag sahen wir Sinn und Größe unseres Lebens. Unsere Blicke waren nach oben gerichtet, nicht in sklavischer Furcht, sondern im freien Vertrauen, das im Auftrag einen Beruf und im Beruf eine Berufung sahen . . . Wer wollte dem Deutschen bestreiten, daß er im Gehorsam, im Auftrag, im Beruf immer wieder das äußerste an Tapferkeit und Lebenseinsatz vollbracht hat? . . . Aber er hatte damit die Welt verkannt; er hatte nicht damit gerechnet, daß seine Bereitschaft zur Unterordnung, zum Lebenseinsatz für den Auftrag mißbraucht werden könnte zum Bösen . . . Es muß sich herausstellen, daß eine entscheidende Grunderkenntnis dem Deutschen noch fehlte: die von der Notwendigkeit der freien verantwortlichen Tat auch gegen Beruf und Auftrag. An ihre Stelle trat einerseits verantwortungslose Skrupellosigkeit, andererseits selbstquälerische Skrupelhaftigkeit, die nie zur Tat führte. Zivilcourage aber kann nur aus der freien Verantwortlichkeit des freien Mannes erwachsen.“<sup>3</sup>

Der aktive Widerstand gegen Hitler, zu dessen Gedenken wir heute hier zusammengekommen sind, bricht mit dieser obrigkeitlichen Haltung der Deutschen zur Politik. Auch wenn jener Widerstand letztlich erfolglos blieb, er gewann damit entscheidende Bedeutung für den politisch-moralischen Neuanfang nach 1945. Die in ihm sich bekundende Existenz eines „anderen“, eines nicht-nationalsozialistischen Deutschlands, sicherte der Zweiten Republik so etwas wie ein moralisches Fundament in der eigenen deutschen Geschichte. Der Widerstand gegen Hitler ist darum für die Bundesrepublik, wie Theodor Heuss 1954 formulierte, „Vermächtnis und Verpflichtung“. Wozu freilich dieses Vermächtnis verpflichtet, das bedarf genauer Erinnerung und bleibt angesichts gegenläufiger politischer Traditionen durchaus umstritten, auch wenn jede größere Stadt heute ihren *Geschwister-Scholl-Platz* oder ihre *Goerdeler-Allee* hat, die Bundeswehr über *Stauffenberg-Kasernen* verfügt und *Bonhoeffer-Kirchen* in Neubaugebieten die Erinnerung an diesen Widerstand wachhalten. Dennoch muß es zu denken geben, wenn noch 1981 25 % der bundesrepublikanischen Wahlbevölkerung die These, „der Verrat des deutschen Widerstandes war Schuld an unserer militärischen Niederlage im 2. Weltkrieg“, für völlig oder doch wenigstens teilweise richtig halten. Der gleiche Prozentsatz ist im übrigen auch der Meinung, „der Einfluß von Juden und Freimaurern auf unser Land ist auch heute noch groß“, und sogar 28 % stimmten der Forderung zu, „wir sollten wieder eine einzige starke Partei haben, die wirklich die Interessen aller Schichten unseres Volkes vertritt“<sup>4</sup>.

Vermächtnis und Verpflichtung des deutschen Widerstandes werden hier offenkundig ausgeblendet und verdrängt. Die Ursache für diese erschreckende Unbelehrbarkeit scheint mir auch darin zu liegen, daß die Erinnerung an den deutschen Widerstand dann, wenn sie jenseits der offiziellen Feiern bohrender nachfragt, durchaus Konsensprobleme auslöst.

Vom Widerstand zu reden, setzt Maßstäbe, kann Wunden aufreißen und Verdrängtes schmerzhaft bewußt machen. Genau darin liegen die Schwierigkeiten und die Zumutungen, den Widerstand heute richtig zu verstehen, sich der Verpflichtung des Widerstandes aus den Fragen der Gegenwart heraus zu stellen. Bevor ich diese gegenwärtigen Fragen thematisiere, muß zunächst jedoch von den Schwierigkeiten des Widerstandes im Dritten Reich selbst genauer geredet werden.

---

3 Dietrich Bonhoeffer, *Widerstand und Ergebung*, München 1952, S. 13f.

4 „Wir sollten wieder einen Führer haben . . .“ Die SINUS-Studie über rechtsextremistische Einstellungen bei den Deutschen. Mit einem Vorwort von Martin Greiffenhagen. Hamburg 1981, S. 80/81.

## II.

Will man das Gewicht des damaligen Widerstandes für heute bestimmen, muß man sich Klarheit darüber verschaffen, welche Probleme derjenige zu meistern hatte, der damals Widerstand leisten sollte. Ich kann das nur schlaglichtartig tun und beschränke mich auf zwei Aspekte. Zunächst frage ich nach den Schwierigkeiten des Widerstandes in den ersten Monaten des Dritten Reiches, danach erst wende ich mich den spezifischen Problemen des Widerstandes in den Kriegsjahren zu.

Von den Schwierigkeiten des Widerstandes in der Aufbauphase zu reden, heißt den Gründen seines Ausbleibens nachzuspüren. Überspitzt könnte man formulieren, der Widerstand gegen Hitler unterblieb in der Phase der Machtdurchsetzung, als er noch hätte Erfolg haben können. Als er jedoch während der Kriegsjahre manifest wurde, da hatte er eigentlich keine Erfolgchancen mehr. In der bewußt getragenen und riskierten Erfolglosigkeit lag damals eine seiner besonderen Schwierigkeiten, aber wohl auch sein besonderes Ethos.

Schon am 4. Juli 1933 resümierte der französische Botschafter François-Poncet die Entwicklung der ersten Monate nach der Machtergreifung: „Adolf Hitler hat . . . gewonnenes Spiel . . . : er mußte nur pusten – das Gebäude der deutschen Politik stürzte zusammen wie ein Kartenhaus . . . – Einer nach dem anderen mußten sich die Kommunisten, die Juden, die Sozialisten, die Gewerkschaften, . . . die Deutschnationalen, die Katholiken und die Evangelischen Kirchen unter sein Gesetz beugen.“<sup>5</sup> Schon zwei Monate vorher, am 5. April 1933, hatte François-Poncet vom „Kleinmut der Gegner des neuen Regimes“, vom „schwachen Widerstand“ berichtet:

„Bei den Kommunisten besteht zwar ein harter Widerstandskern . . . Aber zu Hunderten verfolgt, gejagt und verhaftet, . . . sind die deutschen Kommunisten z. Z. zur Ohnmacht verurteilt. Die Gerechtigkeit gebietet allerdings festzustellen, daß die Regierung von keiner ihrer Organisationen auch nur die leiseste Erklärung eines Entgegenkommens oder ein Wort der Unterwerfung vernommen hat. Schon bei den Sozialisten ist die Situation anders. Zwar haben die sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstag einstimmig gegen das Ermächtigungsgesetz gestimmt. In den Mitgliederreihen der Partei beobachtet man aber schon charakteristische Einbrüche . . .“ François-Poncet verwies weiter auf eine Erklärung des Gewerkschaftsbundes und auf die Verlautbarung der katholischen Bischöfe, „in der sie alle Verbote, die gegen die Nationalsozialisten ausgesprochen sind, widerrufen haben und den Gläubigen empfahlen, loyal ihre Bürgerpflichten zu erfüllen und sich ohne Vorbehalte auf die Seite der Regierung zu stellen . . . In den öffentlichen Institutionen, den wirtschaftlichen Organisationen und den Berufsverbänden findet man den gleichen frappierenden Mangel an Zivilcourage.“ Zwar herrsche ein „Regime der Willkür, der Zensur und der Überwachung“, in allen Verwaltungen werde gesäubert. „Die Furcht, die eigene Stelle zu verlieren“, – so schreibt François-Poncet weiter – „führt bereits dazu, die Zahl der Denunzianten zu vervielfachen.“ Er faßt dann seinen Bericht zusammen: „Die Begründung der Diktatur wird weder Helden noch Märtyrer hervorgebracht haben. Deutschland wird sich in die Knechtschaft gestürzt haben, ohne eine Klage zu erheben und ohne einen Protest laut werden zu lassen. Die deutsche Demokratie hat nichts retten können, nicht einmal ihr Gesicht.“<sup>6</sup>

Der kommunistische Widerstand – das gilt es festzuhalten – begann sofort. Die Kommunisten verkanteten Hitler nicht, sie unterschätzten allenfalls – darin vielen Zeitgenossen gleich – die Dauer seiner Herrschaft. Da sie den Führer und seine Bewegung in ihr marxistisches Weltbild als

---

5 Der gesamte Bericht ist abgedruckt bei Josef und Ruth Becker (Hrsg.), *Hitlers Machtergreifung*, dtv-Dokumente, München 1983, S. 365 f.

6 Ebd., S. 217 ff.

Krisenphänomen des Kapitalismus einstufen, verfügten sie über ein klares Feindbild, verstellten sich aber mit ihrer Argumentation und der damals dazugehörigen Sozialfaschismusthese, die die SPD zu ihrem Hauptfeind machte, jede Möglichkeit, Bündnispartner im Kampf gegen Hitler zu finden. Wenn es nur faschistische oder sozialistische Regime gab, blieb der demokratische Rechtsstaat kein verteidigungswertes Gut. Erst im Erlebnis des Hitlerschen und z. T. auch des Stalinischen Terrors korrigierten viele Kommunisten diese Position, gewannen Demokratie und Rechtsstaat eigenen Wert. Herbert Wehner war dafür ein besonders eindrucksvoller Zeuge.

Angesichts der sofort einsetzenden Verfolgung waren die Kommunisten in die Illegalität gezwungen, Chancen hatte ihr Widerstand nicht; wäre er massiver erfolgt, hätte er Hitlers Macht ergreifung eher erleichtert. War es doch die systematisch geschürte Furcht vor der kommunistischen Revolution, die Hitler die Unterstützung des bürgerlichen Lagers sicherte.

Für die Erwägungen der Sozialdemokraten, jeden gewaltsamen Widerstand gegen Hitler zunächst zurückzustellen und strikt an der Legalität festzuhalten, sprach ein ähnliches Kalkül. Neben dem Problem, in einer Zeit mit 6 Millionen Arbeitslosen einen Generalstreik durchführen zu wollen, mußte die Sozialdemokraten der Gedanke schrecken, daß bei einer bewaffneten Auseinandersetzung zwischen Nationalsozialisten und Sozialdemokraten zweifellos die bislang neutrale Reichswehr zugunsten der Nationalsozialisten eingreifen würde und dadurch als Kontrolle und Gegengewicht gegen Hitler ausfallen mußte. Man hätte die eigenen Genossen, die durchaus ein Signal zum Kampf erwarteten, nur in einen aussichtslosen Kampf getrieben. Stattdessen konzentrierte sich die sozialdemokratische Führung darauf, gleichsam zu überwintern, und hoffte auf ein baldiges Scheitern des Führers.

Im Grunde hätte wohl nur das bürgerliche Lager im weitesten Sinne, die liberalen und konservativen Parteien, die Beamtenschaft und die Gerichte, die Universitäten sowie die großen Kirchen die nationalsozialistische Machtergreifung stoppen können. Doch hier unterblieb – trotz einzelner weitsichtiger Mahner – ein Widerstand, der weithin nur in öffentlichem Protest oder Einklagen von Rechten hätte bestehen müssen. Moralische Verurteilungen sind freilich fehl am Platze. Es kommt vielmehr darauf an, einige strukturelle Gründe namhaft zu machen, die erklären können, warum es so schwierig war, damals aus dem Bürgertum heraus Widerstand zu leisten.

Auf die allgemeine wirtschaftliche Not ist schon hingewiesen worden. Solche Zeiten sind kaum geeignet, die Menschen viel Charakter beweisen zu lassen. Aber diese Beobachtung, die die Durchsetzungschancen jedweder totalitärer Regime in wirtschaftlichen Krisen erklären hilft, reicht nicht aus. Es mußten andere Faktoren hinzutreten. Gerade im bürgerlichen Lager, aber auch bei der protestantischen und bei der katholischen Kirche verbanden sich mit dem Machtantritt der Nationalsozialisten trotz aller Skepsis allzu viele und allzu unbegründete Hoffnungen, und diese Hoffnungen waren durchaus Produkt deutscher politischer Tradition. Da war erstens die Sehnsucht nach Wiederaufrichtung nationaler Größe, die in Versailles verloren war und deren Wiedererringung man sich in einem demokratischen Staat nicht vorzustellen vermochte; da war eine weitverbreitete Vorliebe für den autoritären, den starken Staat. Ich will das verdeutlichen an einer Rede, die der damalige Generalsuperintendent und spätere Ratsvorsitzende der EKD, Otto Dibelius, im April 1933 im amerikanischen Rundfunk hielt, und in der er den Boykott jüdischer Geschäfte und die Arisierung der deutschen Verwaltung verteidigte. Diese Rede steht für viele. Ich zitiere sie nicht in denunziatorischer Absicht, sondern gerade deshalb, weil Dibelius sehr bald danach ein entschiedener Gegner der Nazis wurde. Dibelius sagte: Wir Deutschen sind „ein Volk der Ordnung, des Rechts und der Disziplin . . . Die Bewegung, die jetzt durch Deutschland geht, (bedeutet) in vieler Beziehung eine Rückkehr zu den guten deutschen Traditionen . . . Aus der inneren Zersetzung, in die uns die letzten 15 Jahre geführt haben, wollen wir wieder zurück zu ei-

nem christlichen und wirklich deutschen Volksleben“.<sup>7</sup> Die Deutschen – so hatte Dibelius zwei Wochen zuvor, am Tag von Potsdam, gepredigt – sollten „den begeisterten Aufblick zum eigenen Staat“ nicht länger entbehren. Ein Neuanfang staatlicher Geschichte – so fuhr er fort – „steht immer irgendwie im Zeichen der Gewalt, denn der Staat ist Macht“.

Die Rettung vor der angeblich drohenden bolschewistisch-kommunistischen Revolution und die Zurückverdrängung des unterstellten zersetzenden jüdischen Einflusses in Presse und Staatsverwaltung erhoffte sich Dibelius weiterhin von der nationalsozialistischen Erhebung. „Wenn der Staat seines Amtes waltet gegen die, die die Grundlagen der staatlichen Ordnung untergraben, gegen die vor allem, die mit ätzendem und gemeinem Wort die Ehe zerstören, die Glauben verächtlich machen, den Tod für das Vaterland begeifern, dann waltet er seines Amtes in Gottes Namen!“<sup>8</sup> Zwar mahnte Dibelius, das staatliche Amt dürfe sich nicht mit persönlicher Willkür vermengen, durch Rachsucht und Dünkel nicht verfälscht werden, doch diese Mahnungen gingen unter in der allgemeinen Zustimmung.

Wo gehobelt wird, da fallen Späne, nach diesem Motto rechtfertigte man den nationalsozialistischen Terror gegen Kommunisten, Sozis und Juden und hielt sich selbst für nicht betroffen. Eine politische Einstellung, die sich angewöhnt hatte, zwischen dem vaterländisch gesonnenen Teil der Bevölkerung und den anderen, zwischen den guten und den schlechten Deutschen zu unterscheiden; gesellschaftliche Konflikte galten als Störung der nationalen Volksgemeinschaft und nicht als Normalität, die nach den parlamentarischen Regeln von Regierung und Opposition auszuhalten war. Einer solchen politischen Einstellung fehlten die Antriebskräfte, um von Anfang an Widerstand gegen eine sich national und legal drapierende terroristische Diktatur zu leisten, deren Brutalität und Konsequenz das damalige Vorstellungsvermögen allerdings weit überstieg.

Die Illusion, sich heraushalten zu können, ist ein drittes Moment, das den ausbleibenden Widerstand erklärt. Man war selbst nicht berührt, hielt auf Distanz, und eine Weile mochte es auch gelingen, den eigenen Bereich intakt zu halten. Man lehnte für sich den plebejischen Nationalsozialismus ab, ohne zu merken, daß solches letztlich unpolitisches Bereichsdenken, das die Vorgänge auf der Straße oder in Dachau nicht zur Kenntnis nahm oder nicht zur Kenntnis nehmen wollte, dem Nationalsozialismus freies Spiel ließ. Die rechtsfreien und keiner Verfahrenskontrolle unterliegenden Instrumente, die man den Nationalsozialisten überließ, um Kommunisten und Sozis, Juden und linke Intellektuelle auszuschalten, wandten sich rasch auch gegen das konservativ-nationale und kirchliche Lager, und dann lähmte die Angst, beim nationalen Aufbruch ausgeschlossen zu werden, den möglichen Widerstandswillen. Niemand wollte als vaterlandsloser Geselle gelten.

Schon vor der NS-Machtergreifung war schließlich viertens die instinktive Sicherheit in der Unterscheidung von Recht und Unrecht verlorengegangen. Was ich damit meine, sei an zwei Beispielen erläutert: Klaus von Bismarck, der frühere Intendant des WDR, erzählt in einem Band mit

---

7 Ebd., S. 207–211, das Zitat S. 210 f.

8 Ebd., S. 156 f.

9 Als Hitler kam . . . 50 Jahre nach dem 30. Januar 1933. Erinnerungen prominenter Augenzeugen. Mit einem Vorwort von Fides Krause-Brewer. Freiburg 1982, S. 22 f.

persönlichen Erinnerungen an die Zeit der Machtergreifung von einem Mitschüler, der, ausgesprochen national gesonnen, bei einer Straßenschlacht einen Kommunisten erschossen hatte und seither unter seinen Freunden als nationaler Held galt. Heute fragt sich Bismarck „Warum hat das damals mich und andere nicht nachdenklicher gemacht? Ich erinnere mich nicht, daß es in der Familie zu Gesprächen über den Fall kam. Woran lag das?“<sup>9</sup> Dieses Beispiel ist deshalb besonders bedenkenswert, weil Bismarck zugleich erläutert, daß seine Familie in kritischer Distanz dem Nationalsozialismus gegenüberstand und liberal geprägt war. Das Freund-Feind-Denken in der Politik – so wird man wohl kommentieren dürfen – hatte die Sensibilität des Rechtsbewußtseins zerstört, hatte vergessen lassen, daß Recht und Freiheit nur behauptet werden können, wenn sie auch Andersdenkenden zugebilligt werden.

Noch deutlicher wird dieser Zusammenhang in meinem zweiten Beispiel: Im August 1932 ermordeten SA-Männer im oberschlesischen Dorf Potempa einen kommunistischen Arbeiter, den sie nachts in seiner Wohnung überfielen und vor den Augen seiner Mutter bestialisch zu Tode trampelten. Als die Täter gefaßt und zum Tode verurteilt wurden, griff die Nazi-Presse Gericht und Regierung massiv an und stellte die Täter, die auf Befehl gehandelt hätten, als „ehrenhafte Kämpfer“ dar. Hitler versicherte den verurteilten „Kameraden“ in einem Solidaritätstelegramm „seine unbegrenzte Treue“ und rechtfertigte die Bluttat als Station im Kampf für die ewigen Rechte unseres Volkes, nicht ohne der „blutigen Objektivität“ der Regierung „Kampf und wieder Kampf“ anzukündigen.

Die Regierung wich zurück und verwandelte die Todesstrafe in lebenslanges Zuchthaus. Das Zentrum, das damals gerade mit der NSDAP über eine mögliche gemeinsame Regierungsbildung verhandelte, sah aufgrund dieses mörderischen Solidaritätstelegramms des Parteiführers keinen Anlaß, solche Koalitionsverhandlung abzubrechen. Wie tief das Rechtsbewußtsein damals schon gesunken war, belegt darüber hinaus ein Kommentar der konservativ-nationalliberalen „Hamburger Nachrichten“ zu der bestialischen Bluttat von Potempa. Man rechtfertigte dort den Mord, weil es sich um „gar keinen Gewaltakt gegen einen deutschen Volksgenossen gehandelt hat, sondern um die Beseitigung eines polnischen Halunken, der zudem noch Kommunist war. Also ein zwifacher Minusmensch, der das Recht, auf deutschem Boden zu leben, längst verwirkt hatte.“<sup>10</sup> Der Rechtsstaat war verraten, bevor die Nazis an die Macht kamen.

### III.

Die Schwierigkeiten, die Hemmungen und Illusionen, die davon abhielten, in der offenen Anfangssituation des Jahres 1933 Widerstand zu leisten, sind – so hoffe ich – wenigstens in einigen Aspekten deutlich geworden. Die Schwierigkeiten, die sich dem Widerstand 1943/44 entgegenstellten, waren anderer Art. Ich spreche dabei nicht davon, daß der Polizei- und Unterdrückungsapparat inzwischen so perfekt geworden war, daß er jede Opposition im Keim ersticken konnte. Wichtiger sind drei andere Aspekte.

---

<sup>10</sup> Vgl. dazu ausführlicher mit weiteren Nachweisen G. Jasper, *Gescheiterte Zähmung. Wege zur Machtergreifung Hitlers*, Frankfurt 1986, S. 111 ff.

1. Widerstand bedeutete im Jahre 1933 noch Verweigerung von Anpassung, Beharren auf Rechtspositionen und energische öffentliche Stellungnahme. Er bewegte sich durchaus im Rahmen geltenden Rechts. Jetzt aber, 1943/44, war Widerstand eindeutig auf Illegalität und Bruch geltender Gesetze bis hin zur Gewaltanwendung gegen die „Obrigkeit“ angewiesen. Man war gezwungen, den Gedanken des Tyrannenmordes aufzunehmen. Für die konservativen und christlichen Träger des Widerstandes, die erzogen waren, zum Staat und seiner Autorität aufzublicken und seine Ordnungsfunktionen hinzunehmen, stellte die Umsetzung eines solchen Gedankens in die Tat, eine beachtliche und schmerzhaft Lernleistung dar. Sie erforderte u. a. auch den Bruch des Eides, dessen religiös begründete Bindungskraft bis dahin als ungebrochen galt. Nur das ebenso hellsichtige wie genaue Erkennen der durch und durch verbrecherischen Struktur der nationalsozialistischen Herrschaft und der unbedingte Wille zur Wiederherstellung des Rechts machten es möglich, daß die Männer und Frauen des Widerstandes, die 1933 vielfach noch die nationale Erhebung begrüßt hatten – das gilt auch für Hans Scholl<sup>11</sup> –, entgegen mächtiger Traditionen eine sittliche Pflicht zum aktiven Widerstand als zwingend ansahen, sein Wagnis und Risiko auf sich nahmen, um deutlich zu machen, daß der Staat nicht um seiner selbst willen da ist, sondern um dem Recht und der Freiheit der Menschen zu dienen.

2. Die Situation des Krieges, die ansonsten die äußeren Loyalitäten eher festigte, verschärfte diesen Konflikt ganz erheblich. Während in den von Hitler besetzten Gebieten antifaschistischer Widerstand und nationale Befreiung identisch waren, stand der deutsche Oppositionelle vor dem Problem, den militärischen Sieg des eigenen Landes nicht wollen zu dürfen, die Niederlage notfalls beschleunigen zu müssen. Die Weiße Rose zog diese Konsequenz ganz eindeutig. In ihren Flugblättern heißt es: „Nicht der militärische Sieg über den Bolschewismus darf die erste Sorge für jeden Deutschen sein, sondern die Niederlage der Nationalsozialisten.“ Die Weiße Rose forderte deshalb passiven Widerstand, aber auch „Sabotage in rüstungs- und kriegswichtigen . . . Verhinderung des reibungslosen Ablaufs der Kriegsmaschine, der es allein um die Rettung und Erhaltung der Nationalsozialistischen Partei und ihrer Diktatur geht.“<sup>12</sup>

Hochverrat und Landesverrat lagen hier dicht beieinander, ließen sich nicht mehr trennen. Die Nation als Höchstwert war damit in Frage gestellt. Auch diese Erkenntnis mußte mühsam gelernt werden, gerade nach der nationalistischen Erregung der zwanziger und dreißiger Jahre. Sie stürzte die Opposition in schwerste Konflikte. Nur im radikalen, d. h. im zu den Wurzeln gehenden Willen zum Recht war ein Standpunkt zu gewinnen, der die Erfüllung nationaler Identität nicht im Machtstaat, sondern nur im Rechtsstaat im Kreis gleichberechtigter Völker sich vorstellen konnte. Ein militärischer Sieg Hitler-Deutschlands mußte darum abgelehnt werden. Daß solche Einsichten gerade im Krieg schwer zu gewinnen sind, dürfte offenkundig sein. Aus solcher Einstellung haben die einzelnen Widerstandsgruppen in ihrer nicht konfliktfrei zu lösenden Extremsituation durchaus unterschiedliche politische Strategien entwickelt. Sie alle handelten aber aus der Überzeugung, daß eine politische Gemeinschaft sich nur in der Bindung an übernational

---

11 Inge Scholl berichtet von anfänglicher Zustimmung und begeisterter Hitlerjugend-Aktivität der Geschwister. Sie fühlten sich, trotz väterlicher Mahnungen, beteiligt „an einer Bewegung, die aus der Masse Volk schuf“.

Inge Scholl, Die Weiße Rose, Frankfurt-Hamburg 1953, S. 13 ff.

12 Ebd., S. 136.

begründetes Recht und an eine nicht national zu definierende Moral entfalten kann. Der Aufstand des Gewissens ließ sie gegen Terror und Willkür protestieren, obwohl – oder wohl richtiger – gerade weil diese im Namen des eigenen Volkes geübt wurden.

3. Der Widerstand in den Kriegsjahren 1943 und 1944 wußte um seine äußerst geringen Erfolgchancen, aber er wurde trotzdem gewagt. Er fand seine letzte Rechtfertigung in den Augen der Täter nicht im unmittelbaren Erfolg, den man trotzdem – fast wider besseres Wissen – erhoffte, sondern er blieb gerechtfertigt in der Bereitschaft zum Opfer, zum Martyrium, um in der Bosheit der Welt das Licht der Wahrheit und der Freiheit aufleuchten zu lassen.

Die Bereitschaft zu solchem Opfergang kann nur selbstlos übernommen werden, sie ist politisch nicht zumutbar. Ich sage das gegen das Verlangen der Nachwelt, von der Generation, die das Dritte Reich aktiv erlebte, im nachhinein eine radikalere Haltung zu verlangen. Die Gnade der späten Geburt, die uns vor den Verführungen und Zwängen des nationalsozialistischen Herrschaftssystems bewahrte, zwingt hier zu äußerster Zurückhaltung. Wir werden in den alten Bundesländern wohl auch noch lernen müssen, von der Gnade der Geographie zu sprechen, die uns die Verstrickung in das unmenschliche System der Stasi-Herrschaft im Osten des geteilten Vaterlandes ersparte, in der fast jeder zum Opfer und Täter zugleich wurde. Diesen Zirkel, durch die Bereitschaft zur letzten Konsequenz, auch ohne Aussicht auf Erfolg, zu zerbrechen, richtet Zeichen auf, gibt Orientierung, aber bleibt Ausnahme, die von niemandem eingeklagt werden kann. Sie ist eher Zeichen als Vorbild, das auf aktuelle Nachahmung zielt.

#### IV.

Damit bin ich bei der Frage, wie wir heute mit der Einschätzung des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus umzugehen haben, was er uns in unserer Gegenwart zumutet. Ich beschränke mich hier auf vier Aspekte, werfe eher Fragen auf, ohne fertige Antworten zu bieten.

1. Die Forschung zum deutschen Widerstand konzentrierte sich lange Zeit auf das Attentat vom 20. Juli und seinen Umkreis. Der kommunistische und sozialdemokratische Widerstand der frühen Jahre und die erzwungene Emigration wurden damit ausgeblendet oder gar, wie bei Gerhard Ritter, ausgegrenzt. In seiner berühmten Goerdeler-Biographie hat Ritter die „Rote Kapelle“ wegen ihrer kommunistischen Ziele ausdrücklich aus dem Kreis des anzuerkennendeutschen Widerstandes ausgeschlossen.<sup>13</sup> Gewiß richtete sich die Grundintention des Widerstandes gegen jedes terroristisch-totalitäre Regime. Dennoch darf man das Vermächtnis des Widerstandes nicht auf Antikommunismus verengen. Eine solche Verengung unterstellt dem kommunistischen Widerstand nur den Willen zur Errichtung einer stalinistischen Diktatur, prüft dessen Motive und Ziele nicht im einzelnen und nimmt Selbstkorrekturen nicht zur Kenntnis. Auch die Kommunisten hatten zu lernen, und einige haben gelernt. Daß im Jahre 1978 die ge-

---

13 Gerhard Ritter, Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung. Taschenbuch-Ausgabe München 1964, S. 108 f.

14 Der Wortführer des Protestes war der Bundestagsabgeordnete Stauffenberg, der Sohn des Hitler-Attentäters. Vgl. dazu statt vieler Pressebelege: Der Spiegel Nr. 35 (1978), S. 38 f.

15 Vgl. u. a. Hans Mommsen, Gesellschaftsbild und Verfassungspläne des deutschen Widerstandes. In: Walter Schmitthenner u. Hans Buchmann, Der deutsche Widerstand gegen Hitler. Köln 1966, S. 73–168.

plante Rede von Herbert Wehner zum 20. Juli bei der Gedächtnisfeier in Berlin verhindert wurde, wird darum dem Vermächtnis des 20. Juli gewiß nicht gerecht.<sup>14</sup> Dieses Vermächtnis sollte parteipolitischen Vereinnahmungen entzogen bleiben.

Das gilt freilich in gleicher Weise für die Stilisierung des Widerstandes der KPD als des einzig echten Widerstandes, wie er lange Zeit in der ehemaligen DDR bei gleichzeitiger Diffamierung der Leute vom 20. Juli gepflegt wurde. Die Legitimität des Widerstandes und die moralische Relevanz des menschlichen Wagnisses kann nicht daran gemessen werden, ob heute die meist recht vagen verfassungspolitischen Vorstellungen in allen Einzelheiten als annehmbar oder realistisch erscheinen. Längst hat doch auch die Forschung bei uns ermittelt, daß die verfassungs- und gesellschaftspolitischen Vorstellungen der konservativen Träger des 20. Juli nicht widerspruchsfrei sind.<sup>15</sup>

2. Den Blick allzusehr auf das Attentat vom 20. Juli und seine Probleme zu lenken, leistet zugleich der Auffassung Vorschub, als ob mit der Beseitigung Hitlers das Problem des Nationalsozialismus hätte gelöst sein können. Die strukturellen Ermöglungen der NS-Herrschaft geraten damit außerhalb des Blickfeldes. Im Widerstand hat man so nicht gedacht. Die Flugblätter der Weißen Rose belegen das ebenso wie die Haltung des Kreisauer Kreises. Helmut James von Moltke lehnte gerade deswegen den Tyrannenmord ab. Gegen solche Fixierung auf das Attentat gilt es darum, den Widerstand zur Zeit der Machtergreifung und Machtdurchsetzung mit all seinen Schwierigkeiten und Hemmungen, wie ich sie zu umschreiben versuchte, im Blick zu behalten, auch wenn das für uns heute weniger Entlastung verspricht als die Reduktion der NS-Herrschaft auf ein unerklärbares Phänomen in der dämonisierten Person Hitlers.

3. Das verpflichtende Vermächtnis des Widerstandes ernstzunehmen bedeutet ferner, allen Neigung zu widerstehen, die Geschehnisse des Dritten Reiches zu verdrängen. Diese Neigungen jedoch sind ebenso groß wie verständlich; Hermann Lübke hat sie in einem berühmten Aufsatz 1983 verteidigt.<sup>16</sup> Weil die Mehrheit – so sein Argument – belastet war, sei es durch Mittun, Anpassung oder passive Hinnahme, habe man mit Recht Zurückhaltung in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus geübt. Solche Zurückhaltung findet man in der Tat vielerorts. Das mühsame Kapitel der juristischen Bewältigung der NS-Gewaltverbrechen und die Versäumnisse bei der Aufarbeitung der Rolle der Justiz etwa des Volksgerichtshofes als Instrument des nationalsozialistischen Terrors, sind dafür ebenso Indiz wie die immer wieder diskutierte Traditionspflege in der Bundeswehr. Daß die Erinnerung an den Widerstand so schwach ist, hängt gewiß damit zusammen. Mitläufer und solche, die mitmachten, um Schlimmeres zu verhüten, neigen zum Vergessen, um sich selbst zu entlasten. Die Erinnerung an den Widerstand ist für sie eine Zumutung. Auch dies sei ohne moralische Anklage gesagt. Wer nicht in den Zwängen eines solchen Systems hat leben müssen, dem ziemt Zurückhaltung. Doch die Verpflichtung des Widerstandes erfordert die strukturellen Zusammenhänge dieses Systems in seinen Zwängen und Mechanismen ins Bewußtsein zu heben und eben nicht zu vergessen.

---

16 Hermann Lübke, Der Nationalsozialismus im Bewußtsein der Gegenwart. Vortrag auf dem wissenschaftlichen Kongreß aus Anlaß der 50. Wiederkehr der Machtergreifung in Berlin, gekürzt abgedruckt in der FAZ vom 24. 1. 1983.

4. Zum Schluß noch ein letzter Gesichtspunkt: Die Erinnerung an den aktiven Widerstand gegen Hitler wird erschwert, wenn man ihn nur auf das Moralische reduziert, ihn gleichsam entpolitisiert und in den Himmel der Heiligen hebt, als ob Moral gegen Politik stünde. Eine so reine Gestalt wie Sophie Scholl mag solche Gegenüberstellungen nahelegen. Sie entspricht auch weitverbreiteten oppositionellen Stimmungen eines ethischen Rigorismus in unseren Tagen.

Doch die Botschaft des Widerstandes wendet sich gerade gegen solche Trennung von Ethik und Politik, wie denn auch die beliebte, wenn auch bloß polemische Unterscheidung von Gesinnungs- und Verantwortungsethik in die Irre führt. Der Widerstand der Weißen Rose, an den wir heute erinnern, war sehr politisch. Ihm ging es gerade um die Versöhnung von Moral und Politik. Die moralischen Positionen, die sich die jungen Studenten erarbeiteten, blieben nicht akademisch. Teil ihrer persönlich glaubwürdigen Aneignung war die politische Tat, welche sich dem Ganzen verantwortlich wußte.

Das politische Umfeld des terroristischen Unrechtsstaates, in dem die Geschwister Scholl mit ihren Mitstreitern lebten und ihre Gesamtverantwortung wahrzunehmen versuchten, zwang sie, im Rückgriff auf letzte Werte gegen die herrschende Ordnung zu deren Sturz aufzurufen. Legitimität und Legalität waren unversöhnbar auseinandergetreten. Ihr Protest blieb ohne politischen Erfolg, aber ihr Opfertod gewinnt dann Sinn, wenn wir ihn als Mahnung begreifen, unsere politische Verantwortung so wahrzunehmen, daß Moral und Politik nicht unversöhnbar auseinandergetreten, daß Legalität und Legitimität nicht gegeneinander ausgespielt werden. Gerade im Respekt vor den *freiheitlichen Ordnungsprinzipien eines demokratischen Rechtsstaates*, für die die Weiße Rose sich einsetzte, hat die Legitimität der Standpunkte sich auch in der Legalität von Verfahren zu bewähren. Die politische Verantwortung gilt nie nur den legitimen Zielen und Inhalten der Politik, sondern schließt stets die Verantwortung für die Verfahren politischer Entscheidungsbildung und die Formen politischer Auseinandersetzung mit ein. Solche Verfahren dürfen nie als bloß formale diffamiert werden. Daran ist schon die Weimarer Republik zugrundegegangen. Das Bekenntnis zu gewissen gebundenen Positionen darf nicht Politik, sachliche Argumentation und Kompromißbildung ersetzen.

Politische Verantwortung wahrzunehmen, war der Impuls der Weißen Rose. Solches mutet die Erinnerung an die Geschwister Scholl auch uns zu. Das Umfeld, in dem Hans und Sophie Scholl mit ihren Mitstreitern zu agieren hatten, zwang sie in den aktiven Widerstand. Die politische Umgebung, in der wir leben, gibt uns viele Möglichkeiten zu politischer Mitgestaltung. Diese nüchtern und mit Augenmaß und ohne falsches Pathos wahrzunehmen zur Sicherung freiheitlicher, menschenwürdiger politischer Ordnungsformen, aus dieser oft mühsamen und unbequemen Verantwortung ist niemand entlassen, der die Botschaft der Weißen Rose hört. Das 4. Flugblatt der Geschwister Scholl gilt auch uns, wenn es mit den Worten schließt: „Die Weiße Rose läßt euch keine Ruhe.“<sup>17</sup>

---

17 Inge Scholl, a. a. O., S. 146

# Die Juden in der europäischen Geschichte

*Der Verlag C. H. Beck in München hat eine Serie von sieben Vorlesungen gestiftet, in denen prominente auswärtige Wissenschaftler zum Rahmenthema „Die Juden in der europäischen Geschichte“ sprechen. Die Vorlesungsreihe begann am 25. Februar 1991 mit einem Vortrag von Prof. Dr. Eberhard Jäckel zum Thema: „Der Mord an den europäischen Juden und die Geschichte.“ Bei dieser Gelegenheit sprachen der Rektor der Universität und der Verleger Wolfgang Beck Grußworte:*

## *Begrüßung durch den Rektor Prof. Dr. Wulf Steinmann*

Zur ersten Vorlesung in der Reihe „Die Juden in der europäischen Geschichte“ begrüße ich Sie im Namen der Ludwig-Maximilians-Universität herzlich in unserer Aula. Ich danke Ihnen, daß Sie dieser Einladung in so großer Zahl Folge geleistet haben. Mein besonderer Gruß gilt den Herren Wolfgang und Dr. Hans-Dieter Beck, denen wir diese Vorlesungsreihe verdanken. Für diese großzügige und hochherzige Stiftung, meine Herren, gebührt Ihnen unser besonderer Dank. Sie knüpfen damit an die Tradition der Thyssen-Vorlesungen an, die vor einigen Jahren an dieser Stelle veranstaltet wurden, und Sie unterstützen die Universität in außerordentlich dankenswerter Weise in dem Bemühen, sich mit der Geschichte der europäischen Juden auseinanderzusetzen. Dieses Bemühen findet seinen öffentlichen Ausdruck in der Gastprofessur für Jüdische Geschichte, die wir seit einigen Jahren in unregelmäßigen Abständen an unserer Universität besetzen können. Der erste Inhaber dieser Gastprofessur, Professor George Mosse, hielt die Eröffnungsvorlesung vor 8 Jahren, im Februar 1983, zum Thema „Der deutsch-jüdische Dialog. Ein historischer Rückblick“. Nach ihm waren Werner Mosse, Jacob Goldberg und Frau Shulamit Volkov Inhaber dieser Gastprofessur, und wir werden die Freude haben, Frau Volkov auch im Rahmen dieser Vorlesungsreihe im nächsten Jahr bei uns begrüßen zu können. Im kommenden Wintersemester wird Professor Zvi Yavetz aus Tel Aviv Inhaber der Gastprofessur für Jüdische Geschichte sein. Ihm vor allem verdanken wir die Kooperation mit der Universität Tel Aviv, die wir vor 8 Jahren vereinbart haben und die seither schöne Früchte getragen hat.

Die erste Vorlesung im Rahmen dieser Reihe wird uns Professor Dr. Eberhard Jäckel halten zum Thema „Der Mord an den europäischen Juden und die Geschichte“. Ich begrüße Herrn Professor Jäckel herzlich und danke, daß er es übernommen hat, heute diese Vorlesungsreihe zu eröffnen. Im November vergangenen Jahres wurde ihm an dieser Stelle zusammen mit Frau Lea Rosh der Geschwister-Scholl-Preis verliehen für das Buch „Der Tod ist ein Meister aus Deutschland“. Die Stifter und der wissenschaftliche Beirat haben eine vorzügliche Wahl getroffen. Seien Sie noch einmal herzlich dafür bedankt. Möge die Vorlesungsreihe uns zu Einsichten verhelfen, die uns weiterbringen in der schwierigen Auseinandersetzung mit diesem dunklen Teil unserer Geschichte.

## *Ansprache von Wolfgang Beck*

Erlauben Sie mir als dem Vertreter des Verlags C. H. Beck – mein Name ist Wolfgang Beck – einige wenige Bemerkungen zur Planung und zum Zustandekommen der sieben Vorlesungen, deren erste wir heute Abend hören werden. Es begann schon vor zweieinhalb Jahren, als unser Verlag sein 225jähriges Jubiläum feierte. Man kann über den Sinn und Unsinn von Jubiläen streiten, immerhin fördern sie – darin liegt ihr Gutes – die Bereitschaft zu Spenden und Stiftungen. Wir überlegten, was wir in dieser Hinsicht tun könnten und mit welchem Bezug zu unserer Ver-

lagsarbeit. Unsere wichtigsten Tätigkeitsfelder sind die Rechtswissenschaft sowie die Geistes- und Kulturwissenschaften, darunter die Geschichte. Zu den im Rahmen des großen Verlags kleineren, aber trotzdem ansehnlichen und intensiv gepflegten Programmgebieten zählen Judaica, Veröffentlichungen zur jüdischen Geschichte und Religion. Hieran knüpft nun unsere Vorlesungsreihe an, deren Inhalt sich in Zusammenarbeit zwischen wissenschaftlichem Beirat und Verlag nach und nach konkretisierte: In sieben Vorträgen, verteilt über einen Zeitraum von anderthalb Jahren, sollen wesentliche Etappen und Themen der jüdischen Geschichte in Europa und insbesondere Mitteleuropa dargestellt werden.

Bis 1933 war Deutschland ein Mittelpunkt jüdaistischer Forschungen, heute liegen die Zentren außerhalb. Mit der Vorlesungsreihe verbindet sich daher auch die Absicht, namhafte jüdische Gelehrte in die Bundesrepublik einzuladen, die hier noch nie oder selten zu hören waren. Das zweite Anliegen ist gerade in diesen bedrückenden Tagen des Nahostkrieges wieder besonders aktuell geworden, ist aber eigentlich eine Selbstverständlichkeit: Die Deutschen sind aufgrund dessen, was unter Hitler geschehen ist, zu kritischer Solidarität, zu besonderer Achtsamkeit, Sensibilität, Urteilsfähigkeit und Verantwortung den Juden und dem jüdischen Staat Israel gegenüber aufgerufen, ja verpflichtet. Zu den Voraussetzungen hierfür zählt sicherlich historisches Wissen – über die jüngere Vergangenheit ebenso wie über die weiter zurückliegende jüdische Geschichte.

Die Vorlesungsreihe folgt der zeitlichen Entwicklung, mit Ausnahme der heutigen ersten Vorlesung, in der sich Professor Eberhard Jäckel, der einzige Deutsche unter den Vortragenden, mit dem letzten, grauenvollen und sozusagen „deutschesten“ Kapitel der jüdischen Geschichte in Europa auseinandersetzt.

*Mir bleibt nun noch mehrfacher, auch im Namen meines Bruders ausgesprochener Dank:* an die Universität und an dessen Rektor, Herrn Professor Wulf Steinmann, für das so komplikationslose und erfreuliche organisatorische Zusammenwirken. Wir sind dankbar dafür, daß wir hier in der schönen Aula sein dürfen und daß uns anschließend auch die Senatsräume offenstehen, für Gespräche und Gedankenaustausch über Themen, die mit dem Vortrag in Verbindung stehen oder nicht, bei – ich darf es ankündigen – durchaus bescheidener Bewirtung. Ganz herzlich danken möchte ich natürlich auch den Professoren Christian Meier und Thomas Nipperdey, die an der Planung der Vorlesungsreihe intensiv mitgewirkt und es auch übernommen haben, die Vortragenden jeweils einzuführen. Bei uns im Verlag haben sich vor allem Herr Dr. Peter Wieckenberg und Frau Eva von Freedten um die Vorlesungsreihe bemüht. Ihnen danke ich für ihr Engagement ebenso herzlich, wie ich für den heutigen ersten Vortrag Herrn Professor Eberhard Jäckel danke, den nun Herr Professor Nipperdey einführen wird.

*Die Themen und Referenten der sieben Vorlesungen sind:* „Der Mord an den europäischen Juden und die Geschichte“ von Eberhard Jäckel (25. 2. 1991), „Juden, Christen und Muslime – Religiöse Polemik im Mittelalter“ von Amos Funkenstein (27. 5. 1991), „Juden und Aufklärung“ von David Sorkin (15. 7. 1991), „Soll und kann eine ‚antiquierte‘ Religion modern werden? – Die jüdische Reformbewegung in Deutschland in jüdischer und christlicher Sicht“ von Michael A. Meyer (4. 11. 1991), „Juden im Zeitalter der Emanzipation – Einheit und Vielfalt“ von Shulamit Volkov (10. 2. 1992), „Jüdische Identität in Mitteleuropa vor dem Zweiten Weltkrieg“ von Jehuda Reinharz (18. 5. 1992) und „Geschichte und Erinnerung bei Deutschen und Juden“ von Saul Friedländer (6. 7. 1992).

## „Große Promotionsfeier“ in den Philosophischen Fakultäten



Prof. Bayerdörfer beim Festvortrag

(Foto Klaus Fischhold)

Ersamals in neuem, festlicheren Rahmen fand am 2. August 1991 die Aushändigung der Promotionsurkunden an die Doktoren der Philosophischen Fakultäten statt. Sieben Fakultäten verleihen den Grad eines Dr. phil.; 93 frischgebackene Doktoren, 9 von ihnen hatten mit »summa cum laude« promoviert, konnten aus der Hand des Vorsitzenden des Promotionsausschusses, Prof. Dr. Hatto Schmitt, ihre Urkunden in Empfang nehmen. Den Festvortrag hielt Prof. Dr. Hans-Peter Bayerdörfer zum Thema „Streiflichter aus der Theaterwissenschaft“. Mit der »Rhapsody in Blue« von Gershwin und Improvisationen über »Gaudeamus igitur« sorgte Alexander Weimann am Klavier für die passende musikalische Umrahmung der Feier.

---

### Klinikkirche wiedereröffnet

Die Klinikkirche St. Elisabeth in der Mathildenstraße in der Münchner Innenstadt wurde am 9. Mai 1991 (dem Himmelfahrtstag) mit einem Festgottesdienst nach umfangreichen Renovierungs- und Restaurierungsarbeiten wiedereröffnet. St. Elisabeth ist die Klinikkirche für die Universitätspoliklinik und für die Universitätsaugenklinik. Sie wird aber auch von vielen Gläubigen aus der Umgebung aufgesucht, da sie einen unmittelbaren Zugang von der Straße hat.

Die Rokokokirche wurde 1758–60 für den Orden der Elisabethinerinnen nach Plänen Johann Michael Fischers, von dessen Schüler Franz Anton Kirchgrabner erbaut. Kanzel und Hochaltar stammen von Ignaz Günther bzw. aus dessen Werkstatt. Der Schöpfer der Deckengemälde war Matthäus Günther. Im Oktober 1943 wurde die Kirche durch Bombenangriffe bis auf die Außenmauern zerstört, es gelang aber, wertvolle Kunstschätze aus dem Schutt zu bergen. 1968 war der Wiederaufbau abgeschlossen. Nach der jetzigen Renovierung und Restaurierung erstrahlt ein Münchner Rokoko-Kleinod wieder in altem Glanz.

## Neue Historiker-Adresse

Die Lehrstühle für Neuere Geschichte von Prof. Dr. Thomas Nipperdey und Prof. Dr. Eberhard Weis haben für die nächsten Jahre eine Bleibe gefunden. Der Umzug wurde aus verschiedenen Provisorien in das Mietanwesen Herzogstraße 60 in Schwabing vorgenommen. In der Herzogstraße 60 befindet sich auch das Prüfungsamt für Medizin, dessen Räume in der Franz-Joseph-Straße gekündigt worden waren. Der Umzug der Historiker war notwendig geworden, weil der Universität das Mietanwesen in der Ainmüllerstraße 8 gekündigt worden war. Der Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte (Prof. Dr. Eduard Hlawitschka) ist in die Leopoldstraße 7 gezogen, der Lehrstuhl für Bildungs- und Universitätsgeschichte (Prof. Dr. Laetitia Boehm) in die Schellingstraße 10, Prof. Prinz mit dem Lehrstuhl für Mittelalterliche und vergleichende Landesgeschichte in die Schellingstr. 5 und das Institut für Geschichte Osteuropas und Südosteuropas in die Kaiserstraße 9. In der Feldmochinger Straße 7 in Moosach entstand ein neues frühgeschichtliches Zentrum mit dem Institut für Vor- und Frühgeschichte und provincialrömische Archäologie und mit dem Institut für Vorderasiatische Archäologie. Die Bibliothek des Historischen Seminars ist größtenteils in der Leopoldstraße 13 untergebracht. Nach dem Umbau der im Frühjahr 1992 freiwerdenden Gebäude der Forstwissenschaftlichen Fakultät im Bereich Schelling-/Amalienstraße sollen die Historiker dort eine endgültige Heimat finden.

---

## Neue Amtsperiode für die Prorektoren

Prof. Dr. Andreas Heldrich, Prof. Dr. Werner Leidl und Prof. Dr. Wolfgang Frühwald traten am 1. April 1991 ihre neue zweijährige Amtsperiode als Prorektoren an. Prof. Heldrich und Prof. Leidl waren bereits vier Jahre, Prof. Frühwald zwei Jahre Vizepräsidenten bzw. Prorektoren.

---

## Rektorenkonferenz Alpen-Adria

Die Rektorenkonferenz der Arbeitsgemeinschaft Alpen-Adria tagte vom 25.–27. April 1991 in der Universität. Es war dies die erste Tagung dieser Vereinigung in Bayern. Der Rektorenkonferenz der Arbeitsgemeinschaft Alpen-Adria gehören Hochschulen aus Bayern, Österreich, Italien, Slowenien, Kroatien und Ungarn an. Vorsitzender war Rektor Prof. Dr. Wulf Steinmann. Das Generalthema der Tagung lautete: „Die Universitäten der Gemeinschaft Alpen-Adria als Mitgestalter eines neuen Europa“.

Die Arbeitsgemeinschaft Alpen-Adria geht auf einen Beschluß der Regierungschefs der beteiligten Länder bzw. Regionen vom 20. November 1978 zurück. Ziel dieser Arbeitsgemeinschaft ist die Beratung und Koordinierung von Fragen, die im gemeinsamen Interesse der Mitglieder liegen, u. a. auch im kulturellen und wissenschaftlichen Bereich. Zu diesem Zweck konstituierte sich die Rektorenkonferenz der Arbeitsgemeinschaft Alpen-Adria. Sie besteht aus den Rektoren bzw. Präsidenten von Universitäten und Hochschulen des territorialen Einzugsgebietes der Arbeitsgemeinschaft, also des Bundeslandes Steiermark, des Bundeslandes Kärnten, des Bundeslandes Oberösterreich, der Republik Slowenien, der Republik Kroatien, der Region Venetien, der Region Friaul-Julisch-Venetien, der Region Trient-Südtirol, der Region Lombardei, des Freistaates Bayern, des Komitates Vas und des Komitates Győr-Sopron. Die Universitäten des Bundeslandes Salzburg nahmen als aktive Beobachter an der Rektorenkonferenz teil.

# Stiftungsfest 1991

*Das Universitätsstiftungsfest 1991 fand am Samstag, dem 29. Juni in der Großen Aula statt. Nach der Begrüßung durch den Rektor Prof. Dr. Wulf Steinmann und der Verleihung der Förderpreise der Münchner Universitätsgesellschaft sprach Prof. Dr. Johannes Gründel, Professor für Moralthologie in der Katholisch-Theologischen Fakultät zum Thema: „Umgang mit Schuld. Theologisch-ethische Aspekte“. Die musikalische Gestaltung lag wieder in den Händen des Universitätschors München unter Leitung von Universitätsmusikdirektor Dr. Hans-Rudolf Zöbele. Dargeboten wurden mehrere Stücke aus „Davidde Penitente“ von Wolfgang Amadeus Mozart, KV 469.*

## *Begrüßungsansprache von Rektor Prof. Dr. Wulf Steinmann*

Vor 519 Jahren, am 27. Juni 1472, wurde unsere Universität, die von Herzog Ludwig dem Reichen gestiftet worden war, in Ingolstadt feierlich eröffnet. Wie in jedem Jahr, so begehen wir auch heuer die Erinnerung an dieses Ereignis mit unserem Stiftungsfest. Ich freue mich, daß Sie der Einladung zu diesem Anlaß so zahlreich nachgekommen sind und damit Ihre Verbundenheit mit unserer Universität bekunden, und ich heiße Sie alle, seien Sie nun unsere Gäste oder Mitglieder der Universität, herzlich willkommen.

Mein erster Willkommensgruß gilt Ihnen, sehr geehrter Herr Staatssekretär Dr. Wiesheu. Sie nehmen heuer zum erstenmal am Stiftungsfest teil. Seien Sie herzlich bedankt dafür, daß Sie sich bei der Fülle Ihrer Verpflichtungen die Zeit genommen haben, zum Stiftungsfest der Universität zu uns zu kommen. Ich möchte diese Gelegenheit nutzen, Ihnen noch einmal herzlich zu danken für die Erklärung, die Sie gestern vor dem Medizin-Ausschuß des Wissenschaftsrats abgegeben haben.

Meine Damen und Herren, der Wissenschaftsrat hat in den vergangenen beiden Tagen unsere Medizinische Fakultät besucht und mit uns die Pläne für die künftige Entwicklung diskutiert. Dabei hat er die Frage gestellt, ob der Freistaat Bayern sich auch in Zukunft 3 medizinische Universitätskliniken in München leisten wolle. Zur Debatte stand u. a., einen Teil der Innenstadtkliniken nach Großhadern zu verlegen und den größeren Rest aufzugeben. Herr Staatssekretär Dr. Wiesheu hat dazu erklärt, der Freistaat Bayern wolle die 3 Universitätskliniken weiterführen und sei bereit, die für die Sanierung erforderlichen Kosten aufzubringen. Die Zahl der medizinischen Studienplätze solle nicht verringert werden und der Freistaat werde auch die Forschung in den Medizinischen Fakultäten nach Kräften fördern, um den gegenwärtig hohen Stand zu halten und nach Möglichkeit noch zu erhöhen. Für diese Erklärung sind wir Ihnen, sehr geehrter Herr Staatssekretär, außerordentlich dankbar.

Sie stellt die Zukunftspläne für unsere Medizinische Fakultät auf ein sicheres Fundament und ermutigt uns, deren Realisierung tatkräftig anzugehen.

Als Vertreterin der Landeshauptstadt München habe ich die Freude, Frau Bürgermeisterin Csampai begrüßen zu können. Haben Sie herzlichen Dank dafür, daß Sie mit Ihrer Anwesenheit die Verbundenheit der Landeshauptstadt mit der Universität München bezeugen.

Ich freue mich, die Mitglieder des Bayerischen Landtags, Frau Jungfer, Frau Narnhammer und Herrn Dr. Schlosser begrüßen zu können.

Aus dem Bayerischen Senat können wir zu unserer Freude bei uns begrüßen Herrn Vizepräsident Prof. Schumann und die Herren Senatoren Prof. Engerth und Prof. Schmitt-Glaeser. Lassen Sie mich Ihnen bei dieser Gelegenheit herzlich danken dafür, daß Sie die Anliegen der bayerischen Universitäten im Bayerischen Senat mit so viel Umsicht und Engagement vertreten.

Mein Gruß gilt den Vertretern des Konsularischen Corps, die uns heute zu unserer Freude in großer Zahl die Ehre ihrer Anwesenheit erweisen.

Als Vertreter der Dritten Gewalt begrüße ich den Präsidenten des Bayerischen Verfassungsgerichtshofs, Herrn Dr. Parsch, den Vizepräsidenten des Bayerischen Verwaltungsgerichtshofs, Herrn Schütz, sowie den Präsidenten des Bayerischen Verwaltungsgerichts München, Herrn Dr. Wittmann.

Mein Gruß gilt dem Präsidenten des Deutschen Patentamtes, Herrn Professor Häußler, dem Regierungsvizepräsidenten von Oberbayern, Herrn Dr. Weidinger, und den anwesenden Beamten aus den bayerischen Staatsministerien.

Auch aus dem Bereich der Wissenschaft sind heuer wieder zahlreiche Ehrengäste zu unserem Stiftungsfest gekommen. Ich begrüße den Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Herrn Professor Schlüter, den Generalsekretär der Max-Planck-Gesellschaft, Herrn Dr. Hasenclever, und mit ihm alle anwesenden Mitglieder der Max-Planck-Gesellschaft und der anderen Forschungsinstitutionen sowie den Direktor der Katholischen Akademie in Bayern, Herrn Prälat Dr. Henrich. Mein Gruß gilt den Rektoren, Präsidenten, Prorektoren und Vizepräsidenten der bayerischen Universitäten und Fachhochschulen, die heute zu uns gekommen sind. Ein besonders herzliches Willkommen möchte ich unseren ausländischen Gästen aus dem Bereich der Universitäten sagen. Hier kann ich zu meiner Freude als Vertreter der Wayne State University Herrn Professor Schindler, den Direktor des Junior Year in Deutschland, Professor Stern, Träger der Goethe-Medaille, und Frau Dr. Riegler, die Leiterin des Junior Year in München, begrüßen. Über die Einrichtung des Junior Year verbindet uns eine jahrzehntelange Kooperation mit der Wayne State University. Jedes Jahr kommen 80-90 amerikanische Studenten an die Universität München, worüber wir sehr glücklich sind.

Ich habe die große Freude, den Rektor der Universität Breslau, Professor Wrzesinski, zu begrüßen und mit ihm den Prorektor, Professor Ziolkowski, den Dekan der Philosophischen Fakultät, Professor Tomiczek, und den Altrektor, Herrn Professor Mozrzymas, der vor 6 Jahren mit mir zusammen unser Kooperationsabkommen unterzeichnet hat.

Vor kurzem haben wir ein Partnerschaftsabkommen mit der Karls-Universität Prag abgeschlossen. Zu meiner großen Freude kann ich heute den Prorektor der Karls-Universität, Professor Maly, bei uns begrüßen. Außerdem sind zur Zeit 13 Studenten der Karls-Universität aus den verschiedensten Fachrichtungen für 2 Wochen zu Gast an der Universität München. Ich begrüße sie herzlich bei unserem Stiftungsfest. Dies ist ein verheißungsvoller Beginn unserer Kooperation mit der Karls-Universität. Ich möchte Ihnen, Herr Staatssekretär, sehr herzlich danken für die finanzielle Unterstützung, die Sie uns für diese Kooperation gewährt haben. Mit dieser Hilfe war es möglich, die Studenten aus Prag nach München einzuladen. Zum erstenmal seit Bestehen der Bundesrepublik ist es ja jetzt nach dem Umsturz möglich, daß Studenten im Rahmen eines Austauschs aus der Tschechoslowakei zu uns kommen. Dieser Studentenaustausch ist für das gegenseitige Verständnis der Völker und für ein friedliches Zusammenleben von kaum zu überschätzender Bedeutung. Ausländische Studenten, die bei uns studiert haben und sich gern an diese Zeit zurückerinnern, sind unsere besten Botschafter in ihren Heimatländern. Deshalb wollen wir im Rahmen unserer Kooperation mit Prag und auch mit Breslau den Studentenaustausch ganz besonders fördern. Wir bitten Sie daher, sehr geehrter Herr Staatssekretär, uns auch in Zukunft Mittel zur Verfügung zu stellen, damit wir Studenten aus Prag und Breslau an die Universität München zum Studium einladen können. Im Namen der Bayerischen Rektorenkonferenz füge ich die Bitte hinzu, daß allen bayerischen Universitäten die Mittel zur Verfügung gestellt werden, die wir brauchen, um die großen Chancen, die sich aus der Öffnung der Grenzen zu unseren östlichen Nachbarn ergeben, nutzen zu können, und auch hier denke ich vor allem an die Einladung von Studen-

ten aus diesen Ländern, die ja bisher, wie gesagt, nicht möglich war.

Ich halte diesen Studentenaustausch für so wichtig, daß ich etwas tun werde, was ich noch nie im Rahmen eines Stiftungsfestes getan habe: Ich wende mich an Sie alle, meine Damen und Herren, und bitte Sie, soweit es Ihnen möglich ist, unserer Universitätsgesellschaft eine Spende zukommen zu lassen, zweckgebunden für Stipendien für Studenten aus Prag und Breslau zum Studium an der Universität München. Für ein Jahresstipendium benötigen wir etwa DM 9 000,-. Es wäre schön, und wir wären außerordentlich dankbar, wenn wir durch Spenden das eine oder andere Stipendium realisieren könnten.

Der Vorsitzende unserer Universitätsgesellschaft, Herr Dr. Jannott, ist unter uns. Ich begrüße ihn herzlich, zusammen mit den anwesenden Vorstandsmitgliedern der Universitätsgesellschaft, und möchte ihnen bei dieser Gelegenheit den Dank für ihre großzügige und hochwillkommene Förderung aussprechen, die sich bei diesem Stiftungsfest wieder in schönster Weise in den von der Universitätsgesellschaft gestifteten Promotions- und Habilitationspreisen zeigt.

Ich begrüße die anwesenden Mitglieder unseres Kuratoriums. Mein Gruß gilt allen Mitgliedern unserer Universität, die am heutigen Stiftungsfest teilnehmen: an ihrer Spitze die Ehrensenatoren, unserem Altrektor, Professor Kotter, und allen Mitgliedern und ehemaligen Mitgliedern des Rektorats- bzw. Präsidialkollegiums, den Dekanen, den Mitgliedern des Senats und der Zentralen Kommissionen, den Professoren und den Wissenschaftlichen Mitarbeitern, den Mitarbeitern aus dem Bereich der Verwaltung und der technischen Dienste sowie – last but not least – den Studenten. Liebe Kommilitoninnen und Kommilitonen, es ist Ihre Universität, deren Stiftungsfest wir heute begehen. Wir freuen uns besonders darüber, daß Sie heute an diesem Stiftungsfest teilnehmen. Natürlich können wir nicht alle 61 000 eingeschriebenen Studenten einladen. Wir haben, wie in den Vorjahren, unter den Studienanfängern des vergangenen Wintersemesters eine gewisse Zahl ausgelost und eingeladen. Wären alle eingeladenen gekommen, wir hätten einen Raum gebraucht, der dreimal so groß ist wie unsere Aula.

Ich begrüße die Vertreter der Medien und danke ihnen, daß sie durch ihre Berichterstattung der Öffentlichkeit ein Bild von der Universität vermitteln. Auf Ihre Arbeit, meine Damen und Herren, sind wir angewiesen.

Die musikalische Umrahmung des heutigen Stiftungsfestes hat der Universitätschor unter der Leitung von Universitäts-Musikdirektor Dr. Zöbeley übernommen. Herr Dr. Zöbeley, ich danke Ihnen, den Mitgliedern des Universitätschors, den Solisten und dem Orchester, daß Sie uns heute mit Stücken aus Mozarts „Davidde penitente“ erfreuen.

Auch in diesem Jahr können wir wieder 4 Promotionsförderpreise und 2 Habilitationsförderpreise der Universitätsgesellschaft verleihen.

Die Fakultäten haben, wie in den Vorjahren, 4 hervorragende Dissertationen und 2 hervorragende Habilitationsschriften ausgewählt und zur Auszeichnung vorgeschlagen. Wie schwierig diese Auswahl ist, ahnt man angesichts von 1241 Dissertationen, die an der Universität München im Studienjahr 1989/90 abgeschlossen worden sind. Davon wurden 102 Promotionen mit dem höchsten Prädikat „summa cum laude“ ausgezeichnet. Aus diesen 102 Doktorarbeiten wurden also 4 ausgewählt, und daß dies nur mit einer gewissen Willkür möglich ist, leuchtet wohl jedem ein. Eine Dissertation, die nicht ausgezeichnet worden ist, ist deshalb nicht etwa weniger preiswürdig als die ausgezeichnete.

Das möchte ich Ihnen an einem Beispiel zeigen: Durch Zufall wurde ich aufmerksam auf eine ganz seltene Leistung. Ein Doktorand hat gleichzeitig Physik und Medizin studiert, beide Studien mit sehr guten Noten abgeschlossen und dann sowohl in der Theoretischen Physik als auch in der Medizin promoviert. Beide Promotionen wurden mit „summa cum laude“ bewertet; die mündlichen Prüfungen fanden am 1. Februar und am 16. März 1990 statt.

Es handelt sich um Herrn Dr. Dr. Franz Christoph Simm. Das Thema seiner Dissertation in der Theoretischen Physik lautet: „Substrukturtests durch polarisierte reelle und quasi-reelle Compton-Streuung“, das der medizinischen Dissertation: „Affinitätschromatographische Isolierung und partielle Charakterisierung von Ribonuclease aus Rinderseminaleplasma und ihre Wechselwirkung mit Aktin“. Die Medizinische Fakultät hat im Studienjahr 1989/90 555 Doktorgrade verliehen, dabei aber nur 15mal das Prädikat „summa cum laude“ erteilt. Die Leistung, die Herr Dr. Dr. Simm damit erbracht hat, zeichnet sich insbesondere durch die außerordentliche Breite des Wissens aus. Innerhalb von weniger als 2 Monaten 2 Doktorprüfungen in so verschiedenen Gebieten mit dem höchsten Prädikat zu bestehen, zeugt in der Tat von einer geistigen Beweglichkeit und Vielseitigkeit, die nur sehr selten anzutreffen ist. Lieber Herr Dr. Simm: Ich kann Ihnen für diese Leistung keinen Förderpreis der Universitätsgesellschaft verleihen, denn Sie sind weder von der Medizinischen Fakultät noch von den naturwissenschaftlichen Fakultäten dafür vorgeschlagen worden. Ich möchte Ihnen aber im Namen der Universität zu diesem ausgezeichneten Erfolg gratulieren, und ich wünsche Ihnen für Ihre neue Tätigkeit Glück und Erfolg. Die hervorragenden Fähigkeiten, die Sie mit den beiden Promotionen bewiesen haben, werden Sie auch bei der Firma Siemens in Erlangen im Bereich Medizinische Technik sicher gut gebrauchen können.

Nach diesem Vorspiel kommen wir nunmehr zu den *Promotionsförderpreisen* der Universitätsgesellschaft. Damit werden in diesem Jahr folgende Damen und Herren ausgezeichnet!

1. Frau Dr. theol. Marianne S c h l o s s e r für ihre Dissertation in der Katholisch-Theologischen Fakultät mit dem Thema:

„Cognito et amor. Zum kognitiven und voluntativen Grund der Gotteserfahrung nach Bonaventura“.

Frau Dr. Marianne Schlosser wurde 1959 in Donauwörth geboren. Nach dem Besuch der Grundschule und des Gymnasiums immatrikulierte sie sich im WS 1979/80 für das Studium der Katholischen Theologie an der Universität München. 1985 erwarb sie den Grad eines Lizentiaten der Theologie. Im Sommersemester 1989 wurde sie von der Katholisch-Theologischen Fakultät zum Doktor der Theologie promoviert. Frau Dr. Schlosser ist seit 1985 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Grabmann-Institut zur Erforschung der mittelalterlichen Theologie und Philosophie, seit 1989 wissenschaftliche Assistentin an diesem Institut.

Um einem Traditionsverlust zu wehren, möchte die katholische Theologie ihre eigene Geschichte erschließen. Die Dissertation von Frau Marianne Schlosser entspricht diesem Wunsch in hervorragender Weise. Dabei geht es um ein zentrales Thema bei Bonaventura, einem der großen Theologen des 13. Jahrhunderts. Untersucht wird das Verhältnis zwischen Erkenntnis, Liebe und Erfahrung Gottes. Welche Möglichkeiten hat ein Mensch, Gott zu erfahren, ihm zu begegnen? Welche Grenzen sind ihm gesetzt? Rationale Erkenntnis und Liebe, Theologie als Wissenschaft und der Versuch, sie einem geistig-geistlichen Leben zu integrieren, sind für Bonaventura keine Gegensätze.

Ziel der Dissertation war es, diese Synthese so darzustellen, daß die wissenschaftliche und persönliche Eigenart eines großen scholastischen Theologen sichtbar wird. Nach Methode und Inhalt vorbildlich, hat die Arbeit von Frau Schlosser unsere Kenntnis des 13. Jahrhunderts wesentlich bereichert.

2. Frau Dr. med. Nicole Charlotte Veronika E n d r e s für ihre Dissertation mit dem Titel: „Phänotypische und funktionelle Charakterisierung der CD6-positiven Subpopulation humaner B-Lymphozyten“.

Frau Dr. Endres wurde 1961 in München geboren. 1980 legte sie das Abitur am Luisen-Gymna-

sium in München ab und studierte anschließend Humanmedizin an der Universität München. Sie wurde durch ein Stipendium für besonders Begabte gefördert. Die ärztliche Prüfung absolvierte sie im Jahre 1987 mit der Note „sehr gut“. Von 1987 bis 1991 war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Immunologie. 1990 wurde sie von der Medizinischen Fakultät der Universität München zum Doktor der Medizin promoviert. Seit Mai 1991 ist Frau Dr. Endres Assistenzärztin an der II. Medizinischen Klinik des Klinikums Rechts der Isar der Technischen Universität.

Leukämien, d. h. krebsartige Erkrankungen von Leukozyten, bieten trotz großer Fortschritte der Medizin noch viele Probleme. Unter den Leukozyten befinden sich diejenigen Zellen, die im Rahmen der Immunabwehr für die Bildung von Antikörpern zuständig sind. Nur 5 % der im Blut zirkulierenden Leukozyten gehören zu dieser Zellklasse, die Vorläuferzellen und reife, antikörperbildende Zellen enthält. Da sich diese Zellen in ihrer Gestalt nicht unterscheiden, kann man bestimmte Merkmale ihrer Zellmembran nur mit monoklonalen Antikörpern erkennen. Diese strukturellen Merkmale haben besondere Bedeutung, da sie auch auf Leukämiezellen vorkommen.

Die Arbeit von Frau Endres widmet sich einem bestimmten Membranmerkmal auf Vorläufern von antikörperbildenden Zellen. Dieses Merkmal, mit dem Code „CD6“ bezeichnet, findet sich bei über 90 % der Patienten mit einer besonderen Leukämieform. Diese Oberflächenstruktur bietet nicht nur die Möglichkeit einer neuen Einteilung der Leukämien, sondern stellt auch einen neuen möglichen Angriffspunkt für ihre Immuntherapie dar.



Die Universitätspreisträger 1991  
v.l.n.r.: Dr. Pfanner, Dr. Steiger, Dr. Nicole Endres rechts neben dem Rektor, Dr. Stauber und Dr. Marianne Schlosser, daneben der Festredner Prof. Gründel  
(Foto Hans Süß)

3. Herr Dr. phil. Reinhard S t a u b e r für seine Dissertation in der Philosophischen Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften mit dem Titel:

„Herzog Georg von Bayern-Landshut und seine Reichspolitik. Möglichkeiten und Grenzen reichsfürstlicher Politik im wittelsbachisch-habsburgischen Spannungsfeld zwischen 1470 und 1505“.

Herr Dr. Reinhard Stauber, geb. 1960 in Regensburg, studierte ab dem WS 1980/81 an der Universität München Neuere Geschichte mit den Nebenfächern Bayerische Geschichte, Politikwissenschaften und Geschichtliche Hilfswissenschaften. Im SS 1985 legte er mit „ausgezeichnetem Erfolg“ die Magisterprüfung ab, im Sommersemester 1990 wurde er von der Philosophischen Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften zum Dr. phil. promoviert. Von 1987–1991 war er als „Vollbeschäftigte wissenschaftliche Hilfskraft“ am Institut für neuere und neueste Geschichte, zum 1.3. 1991 wurde er zum „Wissenschaftlichen Assistenten“ ernannt.

Die Zeit des Übergangs von Mittelalter zur Neuzeit in Bayern und im Reich, das Aufspüren all jener Triebfedern, die dem Weg Bayerns zum neuzeitlichen Territorialstaat zugrundeliegen, steht im Zentrum der Interessen von Herrn Dr. Stauber, der bereits auf Veröffentlichungen hierzu verweisen kann. Die umfassende Dissertation beruht auf intensiven Studien in zahlreichen in- und ausländischen Archiven, wobei es Herrn Dr. Stauber gelang, das verstreute und großteils verlorengegangene Archiv der Herzöge von Bayern-Landshut weitestgehend zu rekonstruieren. Die Auswertung des Materials nach vielfältigen Gesichtspunkten und mit neuen Erkenntnissen über weite Strecken verdeutlicht das politische System des Alten Reiches, in dem weder Kaiser und Reich noch das Territorialfürstentum für sich allein verstanden werden können. Minuziöse Forschungsarbeit am Detail verbindet sich mustergültig mit der Fähigkeit, in großen Zusammenhängen zu denken und diese auf hohem Reflexionsniveau zu gestalten.

Herzog Georg, dem die preisgekrönte Dissertation gewidmet ist, steht im Zusammenhang mit unserem heutigen Stiftungsfest. Er war der Sohn Ludwig des Reichen, des Stifters der Universität in Ingolstadt. Einer breiten Öffentlichkeit ist Georg durch die „Landshuter Fürstenhochzeit“ bekannt, bei der alle 4 Jahre seiner Vermählung mit der polnischen Prinzessin Jadwiga gedacht wird. Außerdem hat er das Georgianum gestiftet, eine Burse – das ist ein Studentenhaus – für Theologiestudenten. Das Georgianum besteht bekanntlich heute noch und feiert in 3 Jahren sein 500. Jubiläum.

4. Herr Dr. rer. nat. Thomas B a s c h é für seine Dissertation in der Fakultät für Chemie und Pharmazie mit dem Titel:

„Untersuchung der Struktur und Dynamik adsorbierter Farbstoffmoleküle mit Hilfe der optisch hochauflösenden Methoden der Fluoreszenzlinienverschmälerung und des permanenten spektralen Lochbrennens“.

Herr Dr. Basché wurde 1959 in Bingen am Rhein geboren. 1978 legte er sein Abitur am Gymnasium in Murnau ab und begann an der Universität München Chemie zu studieren. 1984 schloß er dieses Studium mit der Diplomprüfung ab. 1986 bis 1991 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Physikalische Chemie. Im Wintersemester 1990 wurde er von der Fakultät für Chemie und Pharmazie zum Doktor der Naturwissenschaften promoviert. Seit Februar 1991 ist er post-doctoral fellow an den IBM-Almaden Research Laboratories, San José, Kalifornien, USA. Deshalb kann er zu seinem Bedauern heute nicht am Stiftungsfest teilnehmen.

Herr Dr. Basché beschäftigte sich im Rahmen seiner Dissertation mit der Adsorption von Molekülen auf heterogenen Oberflächen. Es gelang ihm, eine hochauflösende optische Spektroskopie aufzubauen, mit der bisher verborgene Prozesse von Molekülen, die an Oberflächen adsorbiert sind, beobachtet werden konnten.

Ferner konnte er zeigen, daß Farbstoffmoleküle, adsorbiert an heterogenen Oberflächen, geeignete Systeme zur optischen Datenspeicherung mit extrem hoher Speicherdichte darstellen. Er hat damit die Tür zu einer ganz neuen Klasse von Materialien mit überlegenen Eigenschaften für die optische Informationsspeicherung aufgestoßen. Dieser wichtige Erfolg muß vor dem Hintergrund der großen Konkurrenz aus Japan und USA gesehen werden.

Die beiden Habilitationspreise, mit je DM 10000,- dotiert, verleiht die Universität auf Vorschlag der Dekane in diesem Jahr an folgende Preisträger:

1. Herr Dr. med. habil. Nikolaus P f a n n e r für seine Habilitationsschrift mit dem Titel:  
„Import kernkodierter Proteine in die Mitochondrien: Mechanismen der spezifischen Erkennung und Membrantranslokation von Vorstufenproteinen“.

Herr Dr. Pfanner wurde 1956 in Simmerberg im Allgäu geboren. Das Abitur legte er 1976 am Bodensee-Gymnasium in Lindau ab. Als Gymnasiast war er einmal 1. Landessieger und zweimal 2. Landessieger im Bundeswettbewerb Mathematik. 1978 immatrikulierte er sich an der Universität München für das Studium der Humanmedizin. Die ärztliche Prüfung legte er 1984 mit der Note „sehr gut“ ab. Im Sommersemester 1985 wurde er von der Medizinischen Fakultät der Universität München zum Doktor der Medizin mit „summa cum laude“ promoviert. Herr Dr. Pfanner war von 1984 bis 1988 wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Physiologische Chemie, Physikalische Biochemie und Zellbiologie der Universität München. Nach einem Forschungsaufenthalt als DFG-Stipendiat am Institut für Molekularbiologie der Universität Princeton/USA wurde er am 1. April 1989 Akademischer Rat a. Z. an seinem Heimatinstitut in München. Seit Januar 1987 leitet er das Teilprojekt „Molekulare Grundlagen der Biogenese von Zellorganellen“ im Sonderforschungsbereich 184. 1990 wurde Herr Dr. Pfanner von der Medizinischen Fakultät habilitiert.

Lebende Zellen enthalten zahlreiche Bestandteile mit unterschiedlichen Funktionen. Wichtig sind vor allem die Mitochondrien, „Kraftwerke“ der Zellen von Mensch und Tier. Die Membranen eines Mitochondrions enthalten über 500 unterschiedliche Proteine.

Herrn Dr. Pfanner interessierte, wie die Mitochondrien unter der Vielzahl der synthetisierten Proteinen die „richtigen“ erkennen und auswählen und wie diese sehr großen Moleküle durch die Membran geschleust werden, ohne daß deren Funktion als Barriere beeinträchtigt wird. Durch neuartige experimentelle Ansätze konnte er den höchst komplexen Proteintransport in Einzelschritte zerlegen und die beteiligten Komponenten molekular charakterisieren. Weiterhin hat er Mechanismen der Proteindurchschleusung aufgezeigt und schließlich in der äußeren Membran der Mitochondrien einen Komplex für die Erkennung neugebildeter Proteine entdeckt.

Die Bedeutung dieser Erkenntnisse auch für Erkrankungen des Menschen darf nicht unterschätzt werden. Zahlreiche Krankheiten beruhen auf Veränderungen in Struktur und Funktion von zellulären Membranen. Solche Veränderungen von Mitochondrien finden sich z. B. bei bestimmten Muskelerkrankungen. Die von Herrn Pfanner gewonnenen Erkenntnisse eröffnen die Möglichkeit, entsprechende Mechanismen beim Menschen zu identifizieren und ihre Rolle bei mitochondrialen Erkrankungen aufzuklären.

2. Dr. rer. nat. habil. Thorsten S t e i g e r für seine Habilitationsschrift in der Fakultät für Geowissenschaften mit dem Titel:

„Systematik, Stratigraphie und Palökologie der Radiolarien des Oberjura-Unterkreide-Grenzbereiches im Osterhorn-Tirolikum (Nördliche Kalkalpen, Salzburg und Bayern)“.

Herr Dr. Steiger wurde 1952 in Dresden geboren. 1972 legte er am Johannes-Scharrer-Gymna-

sium in Nürnberg das Abitur ab. Im Wintersemester 1972 begann er das Studium der Geologie/Paläontologie an der Friedrich-Alexander-Universität in Erlangen-Nürnberg. Dort bestand er 1977 die Diplomprüfung. Nach der Promotion an der Universität Erlangen-Nürnberg wurde er im Januar 1981 Assistent am Institut für Paläontologie und Historische Geologie der Universität München. Im Oktober 1985 erhielt er den Maucher-Preis für Historische Geologie und Paläontologie. 1989 wurde er von der Fakultät für Geowissenschaften habilitiert. Seit Mai 1989 ist er Oberassistent am Institut für Paläontologie und Historische Geologie.

Herr Dr. Steiger beschäftigte sich in seiner Habilitationsarbeit mit versteinerten Radiolarien, auch Strahlentierchen genannt. Sie lebten vor 100 bis 200 Millionen Jahren in den globusumspannenden Ozeanen, als Mikroplankton freischwebend. Ihre nur Zehntel-Millimeter großen, besser gesagt kleinen Gehäuse, aus glasartiger Kieselsubstanz aufgebaut, sanken auf den Meeresboden, dessen Sedimente zum größten Teil unsere Kalk-Alpen aufbauen. Die oft bizarren, sehr kompliziert gebauten, kleinen Gehäuse, zu Tausenden in einem Gramm Gestein, werden mit Säuren herausgelöst. Die Bewältigung der enormen Formenfülle und Vielfalt gelang ihm durch neue Wege bei der Elektronen-Mikroskopie unter Einsatz der elektronischen Datenverarbeitung. In der Ausbildung der Skelette, der Verbreitung und der Formenfülle spiegeln sich, wie wir aus der heutigen Biologie der Meere wissen, sehr fein ehemalige Verhältnisse der Ozeane wider. So können wir aus einer solchen genauen Faunenanalyse auf Meerestiefen, Wasserströmungen, Temperaturverhältnisse, auf Verteilung von Land-Meer in längst vergangenen Zeiten schließen.

Dem Geologen und Erdgeschichtler werden durch solche Methoden weitere Hilfsmittel an die Hand gegeben, die ruhelose Geschichte unserer sich ständig verändernden Erde zu rekonstruieren.



Dr. Wilhelm Arendts (links) und Dr. Ludwig Huber (rechts), frühere Vorsitzende des Kuratoriums der Universität, erhielten die neu geschaffene Ehrenbürgerwürde der Universität. (Foto Hans Süß)

Die Versammlung hat bei der Beratung über die Änderung der Grundordnung der Universität München nach der Novellierung des Bayerischen Hochschulgesetzes am 2. Februar 1989 beschlossen, wieder die Würde eines Ehrenbürgers einzuführen. „Persönlichkeiten, die sich den Anliegen der Universität in besonderer Weise verbunden gezeigt haben, kann durch Beschluß des Senats die Würde eines Ehrenbürgers verliehen werden“, so lautet § 3 Satz 2 der Grundordnung der Universität München. Ich habe die große Ehre und Freude, an diesem Stiftungsfest zwei Persönlichkeiten die Urkunde und die Insignien eines Ehrenbürgers der Universität München zu überreichen. Der Senat hat in der Sitzung am 21. Februar 1991 beschlossen, die Würde eines Ehrenbürgers Herrn Dr. Wilhelm Arendts und Herrn Staatsminister a.D. Dr. Dr. h.c. Ludwig Huber zu verleihen. Beiden Persönlichkeiten ist gemeinsam, daß sie dem Kuratorium der Universität München während zweier Amtsperioden angehört haben und für jeweils eine Amtsperiode den Vorsitz des Kuratoriums inne hatten. Darüber hinaus hat der Senat die Tätigkeit von Herrn Dr. Arendts als Landesvorsitzender des Stifterverbandes für die deutsche Wissenschaft gewürdigt. Herr Staatsminister a. D. Dr. Huber gehört seit vielen Jahren dem Vorstand unserer Universitätsgesellschaft an. Beide Herren haben an unserer Universität Rechtswissenschaften studiert und sind von der Juristischen Fakultät promoviert worden, Herr Dr. Arendts im Jahr 1949, Herr Dr. Huber 10 Jahre später. Ich möchte ihnen jetzt die Zeichen der Ehrenbürgerwürde überreichen.

Herr Professor Johannes Gründel, Inhaber des Lehrstuhls für Moraltheologie in der Katholisch-Theologischen Fakultät unserer Universität, hält heute den Festvortrag zum Thema „Umgang mit Schuld. Theologisch-ethische Aspekte“. Herr Professor Gründel wurde 1929 in Ullersdorf, Kreis Glatz, in Niederschlesien geboren. Nach dem Abitur in Königstein im Taunus studierte er Philosophie und Theologie an den Hochschulen St. Georgen/Frankfurt und Königstein sowie an der Universität München und in Rom. 1967 übernahm er eine außerordentliche Professur für Moraltheologie an der Philosophisch-theologischen Hochschule Freising. Im Dezember 1968 folgte Professor Gründel in der Nachfolge von Richard Egenter dem Ruf auf den Lehrstuhl für Moraltheologie an der Universität München.

Herr Professor Gründel ist Mitglied verschiedener Ethikkommissionen und Seelsorger einer kleinen Dorfgemeinde. Er ist vielen von uns bekannt durch seine engagierten Äußerungen in der Öffentlichkeit zu ethischen und moralischen Problemen der Wissenschaft und der Medizin, aber auch zu Fragen des täglichen Lebens. Dabei hat er stets die persönliche Verantwortung des Menschen in ethischen und moralischen Fragen betont.

Lieber Herr Kollege Gründel, wir sind Ihnen sehr dankbar, daß Sie sich bereit erklärt haben, den Festvortrag auf dem heutigen Stiftungsfest zu halten. Ich bitte Sie, das Wort zu ergreifen, nachdem der Universitätschor ein weiteres Stück aus Mozarts „Davidde penitente“ vorgetragen hat.

## Umgang mit Schuld

*Prof. Dr. Johannes Gründel*

Die Frage nach dem Bösen in der Welt und nach der Schuld ist so alt wie der Mensch. Von der Beantwortung dieser Frage hängt es wesentlich ab, wie wir mit Schuld – mit eigener und mit fremder Schuld, aber auch mit Schuldiggewordenen – umgehen. Wer über Schuld reflektiert, greift auf alltägliche menschliche Erfahrungen zurück und sucht nach grundlegenden Strukturen menschlichen Handelns. Wer im Zusammenhang mit Schuld auch das Problem der Wiedergutmachung, der Sühne und Vergeltung, aber auch der Vergebung von Schuld aufgreift, weist auf die Erfahrung hin, daß ein Leben in und mit Schuld – ohne Aussicht auf Vergebung – auf Dauer nur schwer mög-

lich erscheint, es sei denn, vorhandene Schuld wird einfach nicht mehr wahrgenommen, verdrängt oder auf andere abgeschoben.

Die folgenden Überlegungen wollen der vielschichtigen Problematik der Schuld nachspüren. Diese Thematik kann auf verschiedenen Ebenen angegangen werden. Im bürgerlich-rechtlichen Bereich wird in einem doppelten Sinne von Schuld gesprochen: einmal das, was aus irgendeinem Rechtsgrund jemandem geschuldet ist (lateinisch: *debitum*), zum anderen das vorwerfbare schädigende Verhalten, welches dem Täter ursächlich zugerechnet werden kann (lat. *culpa*). In meinen Ausführungen geht es – entsprechend meinem Lehr- und Forschungsgebiet – vornehmlich um anthropologische, moralpsychologische und theologisch-ethische Aspekte sittlicher Schuld und um den rechten Umgang mit Schuld. Dabei soll – im Blick auf die neuen Bundesländer und die uns gestellte Aufgabe der Wiederverreinigung – zumindest in einigen kurzen Anmerkungen auch auf den Umgang mit Schuld im politischen Bereich eingegangen werden.

Eine theologische Ethik oder Moraltheologie, die den Bezug zur Wirklichkeit nicht verlieren will, muß von der Erfahrung ausgehen. Somit liegt es nahe, zunächst eine Analyse der vielschichtigen Problematik des Phänomens menschlicher Schuld vorzunehmen, vor allem die Voraussetzungen unserer Rede von Schuld sowie das zeitgenössische Schuldbewußtsein kritisch zu prüfen. Dies geschieht in einem I. Teil. Im II. Teil meiner Ausführungen sollen die verschiedenen Möglichkeiten eines rechten Umgangs mit Schuld aus theologisch-ethischer Perspektive angedeutet werden.

## *1. Die vielschichtige Problematik des Phänomens menschlicher Schuld*

### *1. Voraussetzungen unserer Rede von Schuld*

Wer über sittliche Schuld spricht, nimmt bereits vorgängig an, daß dem Menschen sein Handeln zugerechnet werden kann. Persönliche Schuld setzt Verantwortung, d. h. ein Mindestmaß von Einsicht in eine sittliche Verpflichtung, aber auch die Freiheit, anders handeln zu können, voraus. Inwieweit dies bei einer Unrechtstat konkret gegeben war, läßt sich im Einzelfall nur schwer feststellen. Verantwortliches Verhalten gehört zur Solidarität des mündigen Bürgers. Konsequenterweise hat darum auch jeder für seine Unrechtstaten – entsprechend der zurechenbaren Schuld oder Mitschuld – einzustehen und – soweit möglich – zur Beseitigung des von ihm angerichteten Schadens beizutragen. Die Bereitschaft des Schuldigen, begangenen Schaden gutzumachen, bildet die Voraussetzung dafür, die durch die Unrechtstat beeinträchtigte oder abgebrochene Beziehung zur Solidargemeinschaft wieder aufzunehmen.

Dieses sittliche Schuldverständnis wurde in der traditionellen Moraltheologie aufgegriffen. Schuldig wird der Mensch bereits durch seine böse Gesinnung, aber auch dadurch daß er gegen sein Gewissen handelt. Selbst wenn sein Gewissensspruch hinsichtlich des sittlich Geforderten einem Irrtum unterliegt, so behält er seine Gültigkeit – vorausgesetzt, daß der Betreffende zuvor entsprechend der ihm gegebenen Möglichkeiten nach dem Richtigen und Guten gesucht, also sein Gewissen gebildet hat. Dies ist die traditionelle, biblisch begründete Lehre vom Gewissen. Innerhalb der katholischen Kirche wurde sie auf dem II. Vatikanischen Konzil (1962–1965) in der Pastoralkonstitution (art. 16) und im Dekret über die Religionsfreiheit deutlich herausgestellt.

Für die Theologie, die es mit dem personalen Gott und seinem Wort an die Menschen zu tun hat (Karl Rahner), gründet Schuld letztlich nicht in der Übertretung von Gesetzen, Vorschriften und Konventionen – „an“ einem Gesetz kann man strenggenommen nicht schuldig werden –, sondern in der verweigerten Hingabe des Menschen an seinen Nächsten und an Gott. Dies wird mit dem Begriff „Sünde“ ausgedrückt.

Wenn hier von Schuld gesprochen wird, so geschieht dies nicht auf juridischer Ebene, wo bei

gesetzwidrigem Verhalten nach der Schuld des Unrechtstäters gesucht wird, sondern auf der Ebene sittlich-personaler Schuld. Es zeigt sich allerdings, daß dieser individualistisch-personale Schuldbegriff heute nicht mehr ausreicht, um alle sittlich relevanten Nuancen von Schuld und Mitschuld, wie sie uns in der Wirklichkeit begegnen, hinreichend zu erfassen.

Es erscheint reizvoll, verschiedenen Impulsen nachzugehen, die uns von seiten der Literatur – besonders nach dem 2. Weltkrieg – für das Schuldverständnis geben werden. Schriftsteller besitzen oft ein gutes Gespür für atmosphärische Gegebenheiten und zeitgenössische gesellschaftliche Trends. Mit nahezu prophetischer Sicht vermögen sie blinde Flecke aufzuhellen und drohende Gefahren zu benennen. Auch dem Theologen tut es gut, solche Anregungen aufzugreifen.

## 2. Zur Ausweitung und Dialektik des Schuldbegriffes<sup>1</sup>

Der vor kurzem verstorbene Schweizer Schriftsteller Max Frisch (1911–1991) hat in seinem 1961 veröffentlichten Stück „Andorra“ dargestellt, wie Menschen dieses selbstgerechten Kleinstaates – er ist ja nur Modell für jeden Selbstgerechten unter uns – mitschuldig werden am Tod des vermeintlichen Judenjungen Andri, dem außerehelichen Sohn des Lehrers<sup>2</sup>. Alle Andorraner – ausgenommen Pater Benedikt – weisen jedoch irgendeine Mitschuld von sich; sie hätten eben nicht gewußt, daß Andri kein Jude war. In seinen Tagebuchaufzeichnungen<sup>3</sup> zum 2. Gebot und in den Skizzen zu Andorra bemerkt Max Frisch, daß wir fast täglich gegen das 2. Gebot, uns von Gott kein Bild zu machen, verstoßen, weil wir uns oftmals vom Menschen als dem Abbild Gottes ein eigenwilliges Bild machen, unsere Mitmenschen in dieses Bild hineinpressen und ihnen damit ihre eigenen Lebensmöglichkeiten versperren. – In dem Stück „Andorra“ geht es um jenes „gute Gewissen aus Mangel an Gewissen“, um die „schuldhafte Schuldlosigkeit“, die für so manche Menschen unserer Zeit charakteristisch ist. Max Frisch macht uns aufmerksam auf eine Art von Schuld, die aufgrund selbstgefälliger Blindheit nicht wahrgenommen wird. Auf sie ist auch die traditionelle Moraltheologie bislang kaum eingegangen.

Einen anderen Akzent menschlicher Verschuldung auf dem Hintergrund gesellschaftlicher Mechanismen setzt der aus Ostpreußen stammende Schriftsteller Siegfried Lenz. In seinem Stück „Zeit der Schuldlosen“ (1961) zeigt er, wie sich Menschen unter der Zwangsherrschaft einer Diktatur verhalten und so auf ihre Weise schuldig werden<sup>4</sup>. Einer von neun unbescholtenen Bürgern, die mit dem Attentäter Sason zusammengesperrt werden, um diesem die Namen der Mittäter zu entlocken, wird an ihm zum Mörder; aber letztlich sind alle mitschuldig. In diesem Stück geht es nicht mehr um Schuldige und Unschuldige; alle werden irgendwie in Schuld verstrickt. Schuld erweist sich als Realität des Menschen in einer Gesellschaft, in der es nur noch zwei Gruppen von Schuldigen gibt: solche, die ihre Schuld annehmen, und solche, die sie verdrängen. Die freiwillige Übernahme der Schuld und Sühne für den Mord an Sason erweist sich schließlich als einzige Möglichkeit, frei zu bleiben von Schuld. – Siegfried Lenz zieht damit eine Parallele zum christlichen Erlösungsgeschehen, zu jenem „Lamm Gottes“, das die Sünde der Welt hinwegnimmt. In diesem Schuldverständnis schlägt sich jene Erfahrung nieder, die christlicher Glaube in der Aussage von der Erbsünde artikuliert hat und die weder mit unmittelbar persönlicher Schuld an einem Vergehen, noch mit „Kollektivschuld“ gleichgesetzt werden kann.

1 Vgl. hierzu Johannes Gründel, *Schuld und Versöhnung*, Mainz 1985 (und weitere Auflagen); *derselbe*, *Schuld, Vergebung und Versöhnung. Moralpsychologische und theologische Aspekte zum Umgang mit der Schuld*, in: Wilhelm Ernst (Hrsg.), *Grundlagen und Probleme der heutigen Moraltheologie*, Leipzig 1989, 209–226.

2 Max Frisch, *Studie*, Leipzig 1973, 201–298.

3 Max Frisch, *Tagebuch 1946–1949*, Berlin 1987, 30 f.

4 Siegfried Lenz, *Drei Stücke: Zeit der Schuldlosen. Das Gesicht. Die Augenbinde*, Hamburg 1980.

Das so heftig umstrittene literarische Drama von Rolf Hochhuth „Der Stellvertreter“ (1959) greift die Frage nach der Mitschuld kirchlicher diplomatischer Kreise an der Judenverfolgung durch ihr Schweigen auf<sup>5</sup>. Höhepunkt dieses „Christlichen Trauerspiels“ ist jene Szene im 4. Akt, wo der Papst eine Protestnote gegen die Judendeportationen diktieren soll, doch es kommt nur eine allgemeine Stellungnahme gegen menschliche Ungerechtigkeit zustande. Der Papst aber wäscht sich schließlich die Hände mit den Worten: „Wir sind – weiß Gott – unschuldig am Blut, das da vergossen wird.“ Mit dieser geradezu gespenstischen Parallele zur Gestalt des Pilatus und seiner Freigabe Jesu zur Kreuzigung deutet Hochhuth an: Wer angesichts des Holocausts an den Juden aus diplomatischen Erwägungen heraus das Pilatus-Zitat in den Mund nimmt, ist ein Feigling und wird mitschuldig. Hochhuths Vorwurf will eigentlich nicht den Papst und die katholische Kirche treffen, sondern letztlich die Selbstzufriedenheit einer Gesellschaft, die sich zwar ihre Sündenböcke sucht, selbst aber von Schuld freispricht. Christen, die beim Abtransport der Juden in die Gaskammern ihren Mitbürgern den entschlossenen eigenen Einsatz schuldig blieben, sind durch Nichthandeln oder durch das Nichtwahrhabenwollen des Schrecklichen mitschuldig geworden.

Diese und weitere literarische Beispiele fordern eine Ergänzung unseres Schuldverständnisses. Schuld ist offensichtlich mehr als nur das, was dem einzelnen bewußt wird. Man kann durchaus von einer Dialektik der Schuld sprechen. Böses und Ungerechtigkeit zeichnen sich bald als Tat eines einzelnen ab, der persönlich schuldig wird und entsprechend zur Verantwortung gezogen werden kann, bald aber auch als ein Geschehen, das den Menschen in Verstrickungen bringt und schicksalhaft in eine Mittäterschaft einbezieht. In letzterem Fall wird man nur in analoger Weise den sittlichen Schuldbegriff heranziehen und von „*transpersonaler Schuld*“ oder mit dem brasilianischen Befreiungstheologen Leonardo Boff von „struktureller Sünde“ sprechen. (Leonardo Boff hat 1972 an unserer Universität und Fakultät seine theologische Promotion abgeschlossen.) Auch die katholische Kirche hat in ihren offiziellen Texten inzwischen eine Ausweitung des Schuldbegriffes aufgegriffen, wenn sie von „sozialer Sünde“ spricht und betont, „daß die Sünde eines jeden einzelnen kraft einer menschlichen Solidarität, die so geheimnisvoll und verborgen und doch real und konkret ist, sich in irgendeiner Weise auf die anderen auswirkt“<sup>6</sup>.

Eine theologische Analyse sieht die von solchen negativen Mechanismen geprägte Welt „Strukturen der Sünde“ unterworfen, die „in persönlicher Sünde ihre Wurzeln haben und daher mit konkreten Taten und Personen zusammenhängen, die solche Strukturen herbeiführen, sie verfestigen und es erschweren, sie abzubauen“<sup>7</sup>. Dies gilt vor allem auch für das Verhältnis der Reichen zu den armen Völkern. Papst Johannes Paul II. spricht in seiner 1987 herausgegebenen Sozialenzyklika von ungesteuerten Mechanismen, die „fast automatisch wirken, wobei sie die Situation des Reichtums der einen und der Armut der anderen verfestigen. Solche Mechanismen, von den stärker entwickelten Ländern in direkter oder indirekter Weise gesteuert, begünstigen durch die ihnen eigene Wirkweise die Interessen derer, die über sie verfügen“<sup>8</sup>. Nach Meinung des Papstes sind es besonders menschliche Gier nach Profit und das Streben nach Macht um jeden Preis, welche solche Strukturen der Sünde hervorbringen<sup>9</sup>.

---

5 Rolf Hochhuth, *Der Stellvertreter*, Berlin <sup>2</sup>1966

6 So Papst Johannes Paul II., Apostolisches Schreiben „*Reconciliatio et paenitentia*“ (vom 2. Dezember 1984) n. 16.

7 So Papst Johannes Paul II. in seiner Enzyklika „*Sollicitudo rei socialis*“ (vom 30. 12. 1987) n. 36.

8 Ebenda n. 16.

9 Ebenda n. 37.

So wenig sich eine undifferenzierte Rede von einem „Schuldig-werden-Müssen“ moraltheologisch halten läßt, setzt man für Schuld Werteinsicht und Freiwilligkeit voraus, so erhält eine solche besonders auch in der evangelischen Theologie verwendete Redeweise dann ihre Berechtigung, wenn man den Sünden- und Schuldbegriff auch auf jene notvollen Verstrickungen bösen und ungerechten Geschehens ausweitet, in das der einzelne hineingerissen wird. Es gibt durchaus Konfliktsituationen, aus denen man nicht immer mit dem Gefühl, eine glatte und für alle befriedigende Lösung gefunden zu haben, herauskommt. Ob nicht gerade diese Erfahrung auch in der Bibel ihren Ausdruck gefunden hat in der Verleiblichung des Bösen im Satan, der wir ja auch in anderen Religionen begegnen?

### 3. Analyse unseres Schuldbewußtseins

Versuchen wir nun auf dem Hintergrund dieser Ausweitung des Schuldverständnisses eine Analyse unseres Schuldbewußtseins. Die vielfältigen Erfahrungen unserer Gesellschaft im Umgang mit Menschen, denen ein Unrecht vorgeworfen wird, lassen heute – häufiger als zu früheren Zeiten – die Frage einer Schuldzuweisung zum Problem werden. Bei einem Prozeß begegnen wir oft zwei entgegengesetzten Einstellungen: die einen mahnen zur Vorsicht, wenn es darum geht, den Täter allein schuldig zu sprechen; sie erblicken in der Erziehung und in den Umwelteinflüssen die Hauptursachen von Verbrechen. Andere werfen unserer gesamten Rechtsprechung falsche Nachsicht, ja geradezu Laxheit vor: man brauche nur den rechten psychologischen Gutachter zu finden, um den Täter für unzurechnungsfähig zu erklären und von jeder Schuldzuweisung zu befreien.

Ist nun der Unrechtstäter – mag es sich um eine Unterschlagung, um ein kriminelles Wirtschaftsvergehen oder gar um einen Mord handeln – wirklich für seine Tat voll verantwortlich? Kann er und nur er allein schuldig gesprochen werden? Oder wurde er nur ein Opfer seiner Umwelt, jener Verhältnisse, die eine solche Unrechtstat gefördert oder gar heraufbeschworen haben? Ist es die Schuld eines einzelnen oder ist es die Schuld der Gesellschaft, so fragen wir, wobei oft vorschnell ein „Entweder–Oder“ an die Stelle eines „Sowohl–als–auch“ tritt.

Unsere gegenwärtige Situation erscheint dadurch gekennzeichnet, daß einerseits zahlreichen Menschen ein unmittelbares Schuldbewußtsein abgeht oder daß dieses zumindest verdrängt wird, daß man aber andererseits schnell bereit ist, Schuldige zu suchen und Schuldsprüche zu fällen. Tiefenpsychologen weisen darauf hin, daß nicht angenommene oder verdrängte Schuld des Menschen falsch lokalisiert, aus dem Unbewußten auf „Sündenböcke“ in der Gesellschaft projiziert wird. Liegt vielleicht auch so manchen gesellschaftlichen Schuldsprüchen eine verdrängte persönliche Schuld zugrunde?

Der 1965 in Jerusalem verstorbene jüdische Religionsphilosoph Martin Buber (1878–1965) bezeichnete es als ein Charakteristikum der Menschen des 20. Jahrhunderts, daß sie sich keiner Schuld mehr bewußt seien; es gebe nur noch vage Schuldgefühle und Schuldkonventionen, Manche Menschen kommen bei der Suche nach Schuld überhaupt nicht auf die Idee, an sich selbst die Frage nach eigener Schuld oder nach einer Mitschuld zu stellen. Sie suchen die Schuld für eine Unrechtstat grundsätzlich nur außerhalb ihrer selbst. Sie sehen sehr wohl den Splitter im Auge des Nächsten, für den Balken im eigenen Auge aber bleiben sie blind (vgl. Mt 7,3). Bereits Jesus geißelte eine solche Haltung bei den Pharisäern als Herzenshärte (Mk 12,40; sklerokardia).

Nun ist es etwas anderes, ob man Schuldgefühle hat – solche können auch krankhaft-neurotische Züge tragen – oder ob ein Schuldbewußtsein total ausfällt. Einerseits begegnen wir heute einer starken Sensibilisierung für zwischenmenschliche Beziehungen und für soziale Verpflichtungen, für eine Aufdeckung von Umweltsünden und verhängnisvollen gesellschaftlichen und politischen Machenschaften, die den Frieden gefährden; gleichzeitig aber treffen wir auch auf ein

grobmaschiges Denken dort, wo es darum geht, die Frage nach persönlicher Schuld und Mitschuld, nach Lieblosigkeit und Egoismus zu beantworten. Das Schuldbewußtsein hat sich oftmals nur verschoben: von der individuellen persönlichen Schuld zur transpersonalen oder strukturellen Verschuldung.

Wenn heute so mancher seine persönliche Schuld oder Mitschuld nicht wahrzunehmen vermag, sollte dies jedoch nicht nur negativ interpretiert werden. Kommt etwa darin auch zum Ausdruck, daß wir alle oft betroffen und ohnmächtig sind vor der Realität menschlichen Versagens und vor der Macht des Bösen in der Welt, das zum menschlichen Leben wie der Schatten zum Licht zu gehören scheint? Die jüngsten Ereignisse im Nahen Osten, vor allem der Golfkrieg, haben uns dies unmittelbar wieder vor Augen geführt.

Dante wußte entsprechend dem hierarchischen Ordnungsgefüge des ausgehenden Mittelalters noch, in welchen Kreis der Hölle er die jeweiligen Sünder stecken mußte. Heute ist uns eine solche klare Einstufung von Schuldigen nicht mehr möglich. Wir selbst stehen oft ratlos unserem eigenen Verhalten gegenüber, das wir – so es uns in eine ausweglose Situation hineinmanövriert hat – nicht zu verstehen vermögen. Ebenso erschrecken wir über Verhaltensweisen von Mitmenschen, die vorhandenes Vertrauen und Liebe zerstören, ohne daß es ihnen überhaupt bewußt wird. Solche blinden Flecke werden um so größer sein, je weniger Bereitschaft zur Annahme eines feedbacks, einer Kritik, vorhanden ist.

Der Ausfall eines persönlichen Schuldbewußtseins könnte allerdings auch eine verschleierte Form der uralten Menschheitsfrage nach dem Ursprung des Bösen in dieser unserer Welt sein. Sie stellt sich heute in der abgeänderten Form: Ist der Mensch als gesellschaftliches Wesen *Verursacher dessen, was er als Unheilsstruktur erfährt*? Ist also er allein der *Hauptschuldige* – oder sind die Strukturen dieser unserer Gesellschaft Ursache menschlichen Fehlverhaltens, Ursache von Ungerechtigkeit, Krieg, Not und Tod in der Welt? Und ist der Mensch nur ein Spielball anonymer Mächte und fragwürdig gewordener verfestigter gesellschaftlicher Strukturen? Mit dem christlichen Verständnis des Schöpfergottes und seiner ursprünglich guten Schöpfung verträgt sich keine dualistische Erklärung durch ein gutes und ein böses Prinzip, wie wir ihr in der alten persischen Religion begegnen. Nicht Gott, sondern der Mensch ist Verursacher des Bösen in der Welt und läßt somit immer wieder neu Schuld auf sich.

## *II. Zum Umgang mit Schuld – Sühne als Versöhnung*

### *1. Stehen zu persönlicher Schuld*

Wo von Schuld die Rede ist, geht man davon aus, daß der Mensch in einer Spannung steht zwischen dem, was er tun sollte, und dem, was er nicht getan hat – entsprechend der Redewendung: „Der ich bin, grüßt traurig den, der ich sein sollte.“ Etwas am Menschen muß sich ändern. Ein solches Spannungsverhältnis kann einem Menschen bisweilen auch erst im Nachhinein bewußt werden. Schuld ruft nach Sühne: im innerweltlichen Bereich nach Vergeltung, aber auch nach Wieder-  
versöhnung mit der Gemeinschaft.

Bildet Schuld auch einen Teil unserer menschlichen Wirklichkeit, dann lebt jeder, der seine Schuld oder Mitschuld nicht wahrhaben will, an dieser Wirklichkeit vorbei. Dies muß sich auf die Dauer verhängnisvoll auswirken.

Aus moralpsychologischer Sicht heraus stellt sich zunächst die Aufgabe, vorhandene persönliche Schuld und Mitschuld bewußt zu machen, sich ihr zu stellen und Wege der Umkehr, der Wiedergutmachung und Versöhnung zu überlegen. Bereits das Sprechen über vorhandene persönliche Schuld und die Annahme derselben sind für die Umkehr und den Heilungsprozeß bedeutsam. Was die Befreiung von Schuldgefühlen und von Schuld betrifft, so sind sich die meisten tiefenpsy-

chologischen Schulen darin einig, daß hierfür eine Art „Opfer“ erforderlich erscheint, ein persönlicher Einsatz, der eine heilende und verwandelnde Wirkung mit sich bringt. Das eigentliche „Opfer“ des Schuldigen besteht darin, daß er sein Versagen einsieht und in einer inneren Umkehr und Reue einen neuen Weg einschlägt. Neben der Korrektur des eigenen Verhaltens ist die Bereitschaft zur Wiedergutmachung des angerichteten Schadens gefordert. Dies setzt allerdings ein entsprechendes Maß an Ich-Stärke voraus. Ich-schwache Menschen und Neurotiker weichen ihrer eigenen Schuld aus. Unter dem Druck eines autoritären Über-Ichs verlieren sie den Mut, sich vorhandener Schuld zu stellen. Zur Schuldentlastung wenden sie eine Vielzahl neurotischer Mechanismen an; es sind Abwehrmechanismen, die als Versuche zur Schuldentlastung dienen, Schuld verdrängen, aber keine Lösung und Heilung bewirken.

Vorhandene persönliche Schuld bewußt zu machen und zu ihr zu stehen, erweist sich heute besonders aktuell angesichts der deutschen Wiedervereinigung, die zwar äußerlich rechtlich, aber noch keineswegs menschlich vollzogen worden ist. Hilfe für eine Vergangenheitsbewältigung bleibt Aufgabe aller Deutschen.

## 2. *Zum Umgang mit Schuld im politischen Leben*

Seit der gewaltlosen Revolution im Herbst 1989 in der ehemaligen DDR und der 1990 politisch vollzogenen Wiedervereinigung stellt sich heute die Frage nach der Verantwortung führender Persönlichkeiten der ehemaligen DDR für die ökonomisch, politisch und moralisch ruinöse Entwicklung dieses Landes, vor allem aber für die persönliche Schuld an kultureller und religiöser Unterdrückung sowie für die staatlich verordneten Menschenrechtsverletzungen. Angesichts der anstehenden ökonomischen und sozialen Probleme, die am 1. Juli 1990 mit der Währungs- und Wirtschaftsunion in den Vordergrund drängten, traten diese Fragen zunächst in den Hintergrund.

Eine Vergangenheitsbewältigung geschieht jedoch nicht durch eine Verdrängung, sondern nur durch eine Klärung der Schuldfrage, soweit dies möglich ist. Dies mag zunächst eine sehr persönliche Angelegenheit sein, die der einzelne mit sich selbst auszumachen hat. Dennoch muß sie öffentlich diskutiert werden, da auch das öffentliche Leben und die institutionell vermittelten Beziehungen davon berührt werden. Ohne eine Klärung dieser Fragen könnte die Chance eines moralischen Neuanfangs verspielt werden. Hierbei geht es nicht um eine pharisäische oder selbstgerechte Beurteilung unsererseits.

Zunächst zeichnete sich auch hier ein Ausfall oder eine Verlagerung des Schuldbewußtseins ab. Der ehemalige SED-Parteichef Erich Honecker erklärte öffentlich, er fühle sich frei von jeder Schuld – und er fügte hinzu „im strafrechtlichen Sinne“. Darf daraus vielleicht geschlossen werden, daß bei ihm durchaus noch ein sittlich-moralisches Schuldbewußtsein vorhanden ist? Andere namhafte politische Gestalten wie der ehemalige General der Staatssicherheit Heinz Engelhardt beriefen sich darauf, daß sie in blindem Gehorsam nur Befehle ausgeführt und sich über die Legitimität und Moralität ihres Tuns keine Gedanken gemacht haben<sup>10</sup>. Von breiten Schichten des Volkes der ehemaligen DDR wurden bereits früher politisch motivierte Unrechtsurteile wie etwa die Ausführung des Schießbefehls oder andere autoritäre Maßnahmen als Verstoß gegen die Menschenrechte und als moralisches Unrecht bewertet. Die Schwierigkeit für eine juristische Verfolgung solchen Tuns besteht jedoch offensichtlich darin, daß sich angesichts der damals bestehenden Gesetze und Rechtsordnung solches Verhalten nicht ohne weiteres als Straftat verfolgen läßt.

---

10 Vgl. hierzu den Beitrag von Michael Sievernich SJ, Die neue Schuldfrage. Reflexionen anläßlich des Umbruchs in der DDR, in: Stimmen der Zeit (1990) 676 ff.

Doch kann bei schwerwiegenden Verstößen wirklich der Grundsatz „Nulla poena sine lege“ angewandt werden? Oder gerät in einem solchen Falle dieser Rechtsgrundsatz nicht doch in Konflikt mit der sittlichen Forderung, für derartiges Fehlverhalten auch juristisch einstehen zu müssen?

Nach dem 2. Weltkrieg vermochte ein Nürnberger Tribunal der Siegermächte – gestützt auf naturrechtliche Überlegungen und auf ein postuliertes, aber noch nicht bestehendes internationales Völkerrecht – die furchtbarsten Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu ahnden. Das ist heute nicht möglich und wohl auch so nicht notwendig.

Wer trägt die Verantwortung und Schuld für die zahlreichen Toten an der Mauer der DDR? Sind es allein der damalige Staat und seine gesetzgebenden Organe, die Regierenden, oder sind es auch die Todesschützen, die auf Befehl geschossen haben, aber auch bewußt hätten vorbeischießen können? Hier mag bei der Suche nach den Schuldigen ähnlich wie bei der biblischen Erzählung vom Sündenfall ein großes Verschiebespiel stattfinden, hierbei sind doch alle mehr oder minder mitschuldig geworden. Eine Berufung auf Gesetzestreue und blinden Gehorsam gegenüber den bestehenden Gesetzen reicht als Entschuldigung nicht aus. Es gibt keinen sittlich zu verantwortenden blinden Kadavergehorsam – erst recht nicht für den Christen. Jeder Mensch trägt auch die Verantwortung dafür, wem er gehorcht. In der gegenwärtigen öffentlichen Debatte um die Rechtssicherheit wird das Problem der Unmenschlichkeit bestimmter Gesetze und Anordnungen der ehemaligen DDR m. E. zu wenig diskutiert. Immerhin waren doch zumindest in den ersten beiden Jahrzehnten des Bestehens der DDR den führenden Persönlichkeiten dieses Regimes die Erfahrungen einer Pervertierung des Gedankens der Rechtsicherheit noch aus den Zeiten des NS-Regimes bekannt. Die moralische Schuld der für diese Taten und Gesetze Verantwortlichen wie der Ausführenden bleibt bestehen; sie ruft nach Sühne – zumindest zunächst nach Anerkennung dieser Schuld von seiten der Betroffenen und nach einer innerern Umkehr. Fällt diese aus, so bleibt Mißtrauen zurück und erschwert auch einen solidarischen Neuanfang. Bleiben schwere Vergehen ungesühnt, so hinterläßt dies bei breiten Schichten des Volkes das empörende Gefühl, die Großen schont man, die Kleinen rupft man. Für die im Rahmen der Wiedervereinigung uns aufgetragene Vergangenheitsbewältigung stellen sich also bei der Aufarbeitung juridischer wie moralischer Schuld noch immense Probleme.

Sicherlich gab es Leute, die dem Staat gegenüber Wohlverhalten praktizierten und bereit waren, um des persönlichen Vorteils willen daraus Kapital zu schlagen. Wo eine unzureichende oder mangelhafte Qualifikation angesichts der zu erwartenden Vorteile durch einen entsprechenden Untertanengeist kompensiert wurde und wo dies zudem auf Kosten anderer bzw. mit schwerwiegenden Nachteilen für Mitbürger geschah, kann solche Schuld nicht ungesühnt bleiben. Jene, die mit der Evaluierung betraut sind, stehen hier vor schwierigen, aber wichtigen Aufgaben. Dabei stellte sich auch die Frage: Kann Einblick in die Stasi-Akten gewährt werden, solange man noch nicht weiß, wie mit solchem Wissen umgegangen wird? Wichtige Akten wurden verschoben oder zurückgehalten, um sie rechtzeitig als „Beweismaterial“ gegen Menschen ins Spiel zu bringen, die unbequem sind. Der Schrei nach Sühne kann leicht instrumentalisiert und für andere Zwecke eingesetzt werden.

Anders mag die Situation bei jenen jüngeren Menschen sein, die während drei oder vier Jahrzehnten ihres Lebens eine solche Erziehung und Gewissensbildung erfuhren, daß ihnen reine Gesetzestreue oder Legalität als Inbegriff von Verantwortung erschien und deren Horizont so verstellt war, daß sie die Frage nach der Gerechtigkeit der Gesetze überhaupt nicht stellten? Kann ein so verbildetes irriges Gewissen überhaupt persönlich zurechenbare Schuld nach sich ziehen? Ich lasse diese Frage offen.

So manchem mag eklatantes Unrecht geschehen sein; ein moralisches Rechtsempfinden wehrt

sich dagegen, wenn dies ungestraft bleibt. Dennoch läßt sich nicht alles juristisch erfassen. Einmal muß auch hier ein Schlußstrich gezogen werden. Dies dürfte um so eher möglich sein, als auch eine echte innere Einsicht und Umkehr sowie eine Bereitschaft zur Wiedergutmachung gegeben sind. Dann aber muß auch die Gemeinschaft ihrerseits eine Resozialisierung dieser Menschen fördern und die Brücke zur Versöhnung schlagen.

### 3. *Sühne als Bereitschaft zur Wiedergutmachung*

Schuld wird weder durch Verdrängung, noch durch Ablenkung, noch durch Projektion aufgehoben. Schuld verlangt nach Sühne. Sühne aber ist nicht bloß Vergeltung, sondern auf seiten des Täters Bereitschaft zur Wiedergutmachung und zur Versöhnung.

Im innerweltlichen Bereich, vor allem in der Rechtsgemeinschaft, erfordert das Ausgleichsdenken Sühne als Vergeltung: Vergeltung fügt dem Unrechtstäter für seine Tat ein Übel zu; sie ist eine Reaktion auf die Straftat und die damit zusammenhängende Schuld. Sie ist aber nicht Wiedergutmachung des Vergehens, erst recht nicht Beseitigung jenes Tatbestandes, daß ein Mensch seine Verantwortung nicht wahrgenommen hat und persönlich schuldig wurde. Der korrespondierende Begriff zu Schuld ist nicht Vergeltung, sondern Sühne. Schuld erfordert Sühne, damit der Schuldige durch sie zur Befreiung vom Schuldvorwurf und zur Wiederherstellung des Friedens mit seinen Mitmenschen und mit sich selbst gelangt. Das ist auch der beste Weg zur Resozialisierung. Insofern läßt sich Schuld nicht vergelten oder zurückzahlen. Wo ein Mensch echte Schuld erlebt, bedarf er geradezu der Versöhnung oder Sühne; er will wieder „gesunden“.

Die Schuld als solche wird jedoch nicht durch die Wiedergutmachung getilgt; letztlich kann sie nur vergeben werden. Voraussetzung hierfür bleibt, daß der Schuldige zu seiner Schuld steht, sie verantwortlich übernimmt und zu Umkehr und Wiedergutmachung bereit ist. Erst dann wird er auch vom Vorwurf, versagt zu haben, befreit.

Sühne ist aber auch Versöhnung: eine solche kann nicht erzwungen werden; sie ist zunächst aktive sittliche Leistung, die der Schuldige insoweit selbst mit vollzieht, als er sich der Schuld und ihren Konsequenzen stellt. Wer sühnt, will die mit der Umwelt abgebrochene Beziehung wieder aufgreifen. Er darf seinerseits aber auch erwarten, von der Gemeinschaft wieder angenommen zu werden. Wenn es eine soziale oder strukturelle Sünde, wenn es transpersonale Schuld gibt und ein Straftäter auch irgendwie mit ein „Opfer“ seiner Umwelt ist, dann besteht für diese „Mitschuldigen“ die Verpflichtung, ihrerseits entsprechende Hilfen für eine Resozialisierung anzubieten und zur Versöhnung beizutragen. Sühne ist also Aufgabe des Schuldigen wie für die Gemeinschaft, soweit sie mitschuldig wurde.

### 4. *Verfehlte Wege der Sühne*

Schuld wird bisweilen erst im Nachhinein bewußt; sie ruft dann verstärkt nach Sühne. Hierbei kann es zu verfehlten Wegen einer Wiedergutmachung kommen. Friedrich Dürrenmatt hat in seiner Erzählung „Die Panne“ einen solchen mißglückten Sühneversuch eindrucksvoll geschildert<sup>11</sup>:

Alfredo Traps, Generalvertreter der Textilbranche, hat in einem Dorf eine Autopanne und muß die Fahrt unterbrechen. Alle Gasthöfe sind ausgebucht. In der Villa eines ehemaligen Richters er-

---

11 Friedrich Dürrenmatt, Der Richter und sein Henker. Die Panne. Das Versprechen, Berlin 1979.

hält er Herberge und wird zum bevorstehenden Herrenabend eingeladen. An diesem Abend spielen vier pensionierte Greise ihre früheren Berufe – ein Staatsanwalt, ein Advokat, der Ochsenwirt als ehemaliger Henker und der Gastgeber als Richter. Der übernachtende Gast Alfredo Traps wird gebeten, die Rolle des Angeklagten zu übernehmen. Während eines das ganze Spiel hindurch andauernden lukullischen Mahles beginnt das Verhör. Das Gericht befragt Traps, wie er denn zu seinem lukrativen Posten eines Generalvertreters gekommen sei. Unter dem Einfluß des Weines, dem alle Teilnehmer des Spiels kräftig zusprechen, erzählt er unbekümmert, wie er als noch schlecht verdienender abhängiger Textilreisender unter seinem Vorgesetzten, dem Generalvertreter Gygax, zu leiden hatte. Um sich an diesem zu rächen, knüpfte er mit dessen Frau ein Verhältnis an und ließ Gygax die Untreue seiner Frau durch einen Dritten wissen. Während eines Föhnsturms erlitt Gygax einen tödlichen Herzinfarkt. Schließlich erhielt Traps die Stelle des Generalvertreters.

Das Gericht der pensionierten Freunde kommt zu dem Urteil, daß Alfredo Traps mit böswilligem Vorsatz gehandelt habe. Darauf weist schon die Tatsache hin, daß er nach dem Tod dieses Obergangsters dessen „leckeren Frauchen“ nicht mehr besucht habe, woraus zwangsläufig folge, daß die Gattin nur Werkzeug für seine blutrünstigen Pläne gewesen sei, die galante Mordwaffe. Der Mord sei auf psychologische Weise vollzogen. Der Staatsanwalt beantragt die Todesstrafe. Der inzwischen vollkommen betrunkene Richter verurteilt Traps zum Tode durch den Strang. Traps nimmt in diesem Spiel das Urteil beglückt und zugleich gerührt an und zieht sich schließlich in sein Zimmer zurück, währenddessen die Greise das Todesurteil auf ein Pergament kritzeln „zur angenehmen Erinnerung an diesen Riesentrunk“. Als der nächste Morgen bereits dämmt und die Spieler dem Textilreisenden das Papier ins Zimmer bringen wollen, erblicken sie Traps am Fensterkreuz erhängt. Das Spiel ist unversehens in Wirklichkeit umgeschlagen: „Die Panne“.

Dürrenmatt hat den gleichen Erzählungsstoff in drei gattungsmäßig verschiedenen Ausführungen dargestellt: in einem Hörspiel, in einer Erzählung und als Komödie. Im Unterschied zur Erzählung ist in der späteren Fassung das Ende weniger grotesk: Alfredo Traps erhängt sich nicht, sondern der Ochsenwirt als Henker geht mit ihm ins Schlafzimmer, knöpft ihm den Hemdkragen auf, legt ihm den Strick um den Hals und beendet damit das Spiel. Traps aber legt sich zu Bett, um am anderen Tag mit seinem inzwischen reparierten Wagen weiterzufahren zu neuen geschäftlichen Erfolgen – und zu neuen Morden!

In diesem Stück geht es nicht so sehr um tatsächlich vorliegende und judiziable Schuld oder darum, ob wirklich vorsätzlich ein psychischer Mord vorliege. Ausschlaggebend für Dürrenmatt bleibt, daß in unserer Welt der Pannen Traps keine Einzelfigur, sondern Typ für den Kleinbürger und Geschäftsmann der Hochkonjunktur einer Leistungsgesellschaft ist. Die Hauptgestalt des Stückes Traps wird dadurch zum Helden, daß ihm seine persönliche Schuld bewußt wird und er Bereitschaft zur Sühne zeigt. Erst die Schuldeinsicht von Alfredo Traps hebt diesen Handlungsreisenden aus der Anonymität der modernen Gesellschaft heraus.

Traps erfährt durch diese Selbsterkenntnis sein Menschsein in neuer Weise, wenn er sagt: „Ich fühle mich verstanden und beginne auch, mich zu verstehen, als mache ich mit einem Menschen Bekanntschaft, der ich selber bin, den ich vorher nur von ungefähr kannte.“ Traps will nun seine Schuld sühnen. Doch im Spiel ist dies nicht möglich. So erhängt er sich in einer Art Selbstjustiz am Fenster. Die eigentliche „Panne“ dieses Stückes liegt aber offensichtlich darin: Schuld erfordert zwar Sühne. Aber Selbstjustiz ist eine mißglückte Rechtfertigung. Darum bleibt dieser Tod von

Traps für die vier Greise ebenso unbegreiflich und unerwartet wie für den Leser des Stücks. Traps als Schuldiger wird sein eigener Henker. Erst in der freundlichen Geborgenheit des Mahles mit diesen vier Greisen vermochte er seine verdrängte Schuld wahrnehmen. Nicht in der Isolation, sondern erst in der Geborgenheit einer Gemeinschaft vermochte er auch seine bisher nicht wahrgenommene Schuld zu bekennen.

### 5. Umgang mit Schuld aus christlicher Perspektive: Sühne als Versöhnung

Theologisch gesehen bedeutet Sühne wesentlich Versöhnung – zunächst Versöhnung des Schuldiggewordenen mit der Gemeinschaft und der Gemeinschaft mit dem Straftäter, dann und vor allem aber auch Versöhnung mit dem, vor dem im letzten alle Schuld als Sünde erscheint: mit Gott. Solche Versöhnung kann weder verdient, noch erzwungen werden. Sie bleibt Geschenk. Gerade dies ist die zentrale Aussage des christlichen Erlösungsglaubens, daß Gott in Jesus Christus die Menschheit mit sich versöhnt hat.

Wenn zum sittlichen und theologischen Begriff der Schuld gehört, daß sie wissend vor Gott begangen wurde, dann allerdings kann es für personale sittliche Verschuldung im engeren Sinne objektiv keine tragischen Situationen geben, in denen der Mensch nur zwischen dem einen und dem anderen Schuldigwerden wählen müßte – wo er also immer schuldig wird. Es gibt keinen Situationszwang zu personaler sittlicher Schuld; theologisch wäre es ein Widersinn, wollte Gott zu dem einen wie zu dem anderen gleichzeitig verpflichten und beides zugleich auch verwerfen. In diesem Sinne erschiene es auch unsinnig, von einem „Mut zur Schuld“ zu sprechen. Es gehört aber Mut dazu, lieber die Möglichkeit einer falschen Entscheidung in Kauf zu nehmen, als durch *Nichthandeln schuldig zu werden*.

So manche Menschen sind noch nicht erwachsen, sondern befinden sich eher auf einem kindlichen Verstehenshorizont, kennen Schuld nur als äußere Gehorsamsverletzung oder als Übertretung von Gesetzen oder rechtlichen Vorschriften. Sie weisen entschuldigend auf psychologische und soziologische Faktoren hin, die ihr Handeln unausweichlich gesteuert haben. Dies mag bisweilen durchaus berechtigt sein. Doch wer Schuld gänzlich aus dem Leben wegpsychologisieren oder wegsoziologisieren möchte, nimmt den Menschen in seiner Verantwortung nicht ernst.

Der Philosoph Nicolai Hartmann († 1950) geht davon aus, daß der Mensch Schuld nicht abwälzen darf, kommt doch in der Schuld zum Ausdruck, daß sich der Mensch als Urheber seiner Handlung versteht: „Schuld bedeutet Urheberschaft, und zwar nicht die einer leitenden Macht über oder hinter der Person, sondern ausschließlich Urheberschaft der Person selbst. Darum ist Schuldbewußtsein eindeutig auf Selbstbestimmung der Person bezogen . . . Widerwillig nimmt der Schuldige die Last auf sich.“<sup>12</sup>

Schuld begehen zu können, aber auch die Bereitschaft, Schuld auf sich zu nehmen, sind Ausdruck menschlicher Freiheit und gehören zum Menschen als Person, insofern er sich verantwortlich weiß. Allerdings wertet Hartmann die Erlösung von Schuld als Preisgabe der Person und ihrer Freiheit, wenn er betont: „Wer Schuld auf sich geladen hat, kann sie nur um den Preis der eigenen autonomen Person von sich abwälzen. Diesen Preis wiegt die Entbindung von Schuld nicht auf. Träger der Schuld ist ja eben die Person und alle Entlastung von ihr hat nur den Sinn als Entlastung der Person.“<sup>13</sup>

---

12 Nicolai Hartmann, *Ethik*, Berlin †1962, 741.

13 Vgl. ebenda 742.

Hartmann sieht es als eine Aufgabe des Menschen, daß er Schuld trägt, ja daß es ein Hochgefühl im Tragen der Schuld gibt. Wer sich Vergebung zusprechen läßt und damit von der Schuld entbindet, ist nicht mehr vollwertige Person. Hartmann geht so weit, daß er sagt: „Schuldabnahme ist auch ethisch falsch, verkehrt . . . - Der sittlich Freie kann sie nicht wollen. Der sittlich Freie muß ihr den Willen zur Schuld, den berechtigten sittlichen Stolz der Selbstbestimmung entgegensetzen . . . Sei schuldig, so viel du willst, und trage die Schuld in Ehren, nur Sorge, daß das Gute geschehe.“<sup>14</sup>

Richtig an der Position Hartmanns ist, daß es einen oberflächlichen Ruf nach Vergebung gibt, um sich vor der Übernahme persönlicher Schuld mit allen ihren Konsequenzen zu drücken. Doch erscheint eine Haltung stolzen Tragens und Ertragens von Schuld nicht ausreichend. Es gibt durchaus einen natürlichen Stolz, sich Vergebung nicht schenken zu lassen. Wer Vergebung erbitet und anzunehmen bereit ist, stabilisiert ebenso die Kontakte zwischen Menschen wie jener, der bereit ist, Vergebung zu gewähren. Er schlägt Brücken der Liebe, ohne die das Zusammenleben der Menschen ärmer und kälter würde. Dies gilt auch für das Verhältnis der Völker untereinander.

Fassen wir zusammen: der rechte Umgang mit Schuld verlangt zunächst eine differenzierte Wahrnehmung von Schuld und Mitschuld, dann aber auch eine Bereitschaft, diese Schuld zu bekennen. Dies gilt für den einzelnen wie für die Gemeinschaft – aber nicht so, daß von der Autorität einer Gemeinschaft zur Entlastung Sündenböcke gesucht und zu einem öffentlichen Schuldbekennnis veranlaßt werden. Es ist eine sozialpsychologische Erfahrung, daß Autorität, die ihre begangenen Fehler eingesteht und ihre Schuld oder Mitschuld an Unrechtstaten bekennt, nicht an Ansehen verliert, wohl aber, wenn sie diese ihre Schuld kaschiert oder verdrängt.

Nach dem Zusammenbruch des NS-Regimes legten evangelische Christen in Stuttgart am 19. Oktober 1945 ein öffentliches Bekenntnis ab zur Mitschuld der Christen an den Grausamkeiten des Krieges. Diese Stellungnahme erhielt jedoch nicht jenen offiziellen Stellenwert wie spätere Erklärungen der EKD. Sie führte aber unter Christen zu einer kontroversen innerkirchlichen Diskussion.

In der katholischen Kirche hat es lange gedauert, bis nach Papst Hadrian VI († 1523) der unvergeßliche Papst Johannes XXIII. vor Beginn des II. Vatikanischen Konzils 1962 erstmals ein öffentliches Bekenntnis zur Mitschuld der katholischen Christen und Kirche an der Glaubensspaltung des christlichen Abendlandes im 16. Jahrhundert ablegte. Dies war ein wichtiger Schritt auf dem Weg zu einer Ökumene. Heute bleibt uns allen persönlich wie auch als Gemeinschaft aufgetragen, vorhandene Schuld und Mitschuld wahrzunehmen, gleichzeitig aber auch Wege der Wiedergutmachung und Resozialisierung zu fördern. Aus christlicher Sicht bedeutet dies, daß uns dann auch Versöhnung geschenkt wird. Jedenfalls könnte so der rechte Umgang mit Schuld auch ein wesentlicher Beitrag für den Frieden unter den Völkern sein.

---

<sup>14</sup> Ebenda 746.

## Wissenschaftsrat begutachtete Uni-Kliniken

Am 27. und 28. Juni 1991 besuchte der Ausschuß Medizin des Wissenschaftsrates die Medizinische Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München. Die Kommission wollte sich über die Planungen zur Weiterentwicklung der Medizin, insbesondere über die künftigen Schwerpunkte in Forschung, Lehre und Krankenversorgung und über die Bauvorhaben der medizinischen Fakultät informieren. In einem umfangreichen „Dossier“ hatte die Fakultät aus diesem Anlaß ihre Zukunftsplanung dargestellt.

---

## Sommerfest in Großhadern



Rund 1500 Mitarbeiter/innen, Gäste, Freunde und Nachbarn des Klinikums Großhadern feierten im Biergarten bei der Personal-Cafeteria am 11. Juli 1991 bei herrlichem Wetter das Sommerfest.

(Foto: Fotostelle Klinikum Großhadern)

# 100 Jahre Chirurgische Klinik an der Nußbaumstraße

*Am 19. und 20. September 1991 feierte die Chirurgische Klinik an der Nußbaumstraße das 100jährige Bestehen dieses Klinikgebäudes. Am 19. September fand eine akademische Feierstunde in der Großen Aula der Universität statt, am 20. September in der Klinik ein Symposium „Akademische Chirurgie. Die Sonderstellung der Universitätsklinik diskutiert am Beispiel der Aus-, Weiter- und Fortbildung im Fach Chirurgie“. Wir dokumentieren hier aus der akademischen Feierstunde die Begrüßungsansprache von Prof. Dr. Leonhard Schweiberer, dem Direktor der Chirurgischen Klinik Innenstadt, und das Grußwort des Rektors sowie aus dem Symposium den Vortrag von Prof. Schweiberer „Akademische Chirurgie“:*

## *Begrüßung durch Prof. Dr. Leonhard Schweiberer*

Wir sind heute zusammengekommen, um ein bemerkenswertes Jubiläum zu feiern: 100 Jahre Chirurgische Klinik an der Nußbaumstraße.

Ich danke Ihnen, zugleich im Namen aller Angehörigen der Chirurgischen Klinik im Klinikum Innenstadt der Ludwig-Maximilians-Universität München herzlich dafür, daß Sie unserer Einladung so überaus zahlreich gefolgt sind und damit Ihr Interesse für und Ihre Verbundenheit mit der altherwürdigen Klinik bekunden.

Zu unseren Gästen darf ich heute mit besonderer Freude Herrn Staatsminister Zehetmair zählen. Ihm und seinem Ministerium möchte ich an dieser Stelle für immer gewährte Unterstützung danken. Ich danke Ihnen auch, Herr Staatsminister, daß Sie unserer „Geburtstagsfeier“ nicht nur durch Ihre Anwesenheit, sondern auch durch Ihre Bereitschaft, die Festansprache zu halten, besonderen Glanz verleihen.

Als 1891 die „Königlich Chirurgische Klinik“ eröffnet wurde, zählte das bayerische Königshaus zu den höchst ehrenvollen Gästen der Eröffnungsfeier. Heute habe ich die Freude und Ehre, Seine Königliche Hoheit Prinz Ludwig von Bayern als Vertreter des Hauses Wittelsbach begrüßen zu dürfen.

Ein sehr herzlicher Gruß gilt dem Rektor unserer Universität, seiner Magnifizenz, Professor Wulf Steinmann für seine Anwesenheit und für seine Gastfreundschaft, hier in der schönen Aula der Universität diese akademische Feier begehen zu können. Schon jetzt danke ich Ihnen für Ihre Grußworte, die Sie an uns richten werden. Ich begrüße seine Spektabilität, Professor Klaus Peter, sehr herzlich. Die in den Jahren gewachsene Freundschaft mag auch Zeichen der uneingeschränkten Anerkennung Ihres Wirkens für die Medizinische Fakultät sein, ein Wirken, das hohen Respekt abverlangt. Ein herzlicher Gruß gilt Herrn Kollegen Stelzner. Er hat meinen akademischen Weg aus der Ferne stets unterstützend begleitet. Daß er heute zur „Bleibenden und ephemeren Chirurgie“ sprechen wird, weckt gespannte Erwartung und veranlaßt zu großem Dank für die Mühe der Vorbereitung. Sehr herzlich begrüße ich Herrn Dr. Schosser als Vertreter des Bayerischen Landtages. Ich begrüße den amtierenden Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie, Herrn Professor Franz Gall, den Generalsekretär der wissenschaftlichen Fachgesellschaft, Herrn Professor Edgar Ungeheuer und mit ihm eine Reihe von Mitgliedern des Präsidiums des Vorstandes und des Beirates der Gesellschaft. Wir freuen uns über die Anwesenheit des Regierungspräsidenten von Oberbayern, Herrn Raimund Eberle, dem ich nicht nur als Klinikdirektor, sondern auch in meiner Eigenschaft als Ärztlicher Direktor des Klinikums Innenstadt neben einem Willkommensgruß auch den Dank abstatte für seinen jahrelangen persönlichen Einsatz, das Klinikum an die Luftrettung anzuschließen. Da das Projekt nun vor der Verwirklichung steht, sei dies auch aus dem heutigen Anlaß erlaubt, dankend erwähnt zu werden.

Ich begrüße die Dekane mehrerer Fakultäten und zahlreiche Angehörige nichtmedizinischer Fakultäten unserer Universität sowie sehr herzlich die Kolleginnen und Kollegen der Medizinischen Fakultät. Ein sehr herzlicher Gruß gilt den leitenden Angehörigen des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst, des Ministeriums für Finanzen, des Ministeriums des Innern und hier miteingeschlossen die Damen und Herren der Obersten Baubehörde. Ich begrüße den Past-Präsidenten der Bayerischen Ärztekammer, Herrn Professor Sewering, mit ihm mehrere Angehörige der Ärztekammer Bayerns. Ich begrüße die Generaloberin der Schwesternschaft des Bayerischen Roten Kreuzes, Frau Lieselotte Krammer, und die Schwestern des Ordens der Barmherzigen Schwestern, die in frühen Jahren die Pflege der Kranken besorgten. Den Ehrensenatoren der Universität, den Herren Rösner und Veigt, und allen Vertretern der Verwaltung der Universität, allen voran Herrn Kanzler Dr. Hendrik Rüst, sei ein herzlicher Willkommensgruß entboten, ebenso wie ich den Direktor des Bayerischen Senats, Herrn Dr. Steininger, herzlich begrüße. Es ist mir ein besonderes Anliegen, die ehemaligen und jetzigen leitenden Damen und Herren des Universitätsbauamtes zu begrüßen, die in sechsjähriger Bauzeit eine enge vertrauensvolle Verbindung zu der Klinikleitung pflegten und den Umbau der Klinik vorzüglich planten.

Nicht zuletzt gilt mein besonderer Gruß den Angehörigen der ehemaligen Direktoren der Klinik, und zwar den Angehörigen von: Otmar von Angerer, Ferdinand Sauerbruch, Erich Lexer, Emil Karl Frey und Rudolf Zenker.

Mein herzlicher Dank und Gruß gilt der Musik, die der ersten Satz des Quintetts S-Dur Opus 16 für Klavier, Oboe, Klarinette, Horn und Fagott von Ludwig van Beethoven uns bereits so hinreißend dargeboten hat. Wir freuen uns auf den zweiten und dritten Satz des Werkes im Laufe der Veranstaltung – ich persönlich besonders auf das Ronco des 3. Satzes.

Ich begrüße Sie alle, meine Damen und Herren. Aus zahlreichen schriftlichen Grüßen zur heutigen Feier wissen wir, daß viele weitere Freunde und Kenner der Historie der Münchener Chirurgie in dieser Stunde in Gedanken mit den hier Versammelten sich verbinden.

Eine Klinik, die in 100 Jahren so erfolgreich gewirkt und sich entwickelt hat, die im Zentrum einer Großstadt stets Versorgungsaufgaben für die Bevölkerung dieser Stadt übernommen hat, die viele Forschungsgebiete der Chirurgie erschlossen und die Chirurgie mitgeprägt hat, die Tausenden von Studenten und Ärzten den Weg in die berufliche Zukunft mitgewiesen hat, darf man wohl ohne Bedenken durch eine Jubelfeier ehren.

Ich danke allen, die mitgewirkt haben, diese Feier vorzubereiten, allen, die sich der traditionsreichen Klinik verbunden fühlen. Wir, die wir uns heute in dieser Feierstunde zusammengefunden haben, wollen gemeinsam das Andenken an die Persönlichkeiten ehren, welche die Klinik im Laufe der 100 Jahre geleitet und alle ihre Mitgefährten, die zum Ansehen der Klinik, zur Fortentwicklung der Wissenschaft und zum Wohle der ihnen anvertrauten Patienten mitgewirkt haben.

### *Grußwort des Rektors Prof. Dr. Wulf Steinmann*

Als Hausherr möchte ich Sie zunächst sehr herzlich zu diesem Festakt in der Aula begrüßen und willkommen heißen. Ich bin sehr froh und dankbar dafür, daß diese Feierstunde aus Anlaß des 100jährigen Bestehens der Chirurgischen Klinik an der Nußbaumstraße hier in der Aula stattfindet, denn es ist ein schönes Zeichen der Verbundenheit der Universitätsklinik und der Medizinischen Fakultät mit der Universität.

Herr Staatsminister hat in seiner Festansprache dargelegt, daß wir das 100jährige Jubiläum des Hauses in der Nußbaumstraße feiern, daß es aber bereits vorher chirurgische Forschung und Lehre an der Universität München gegeben hat. Sie scheint jedoch mit ungewöhnlich großen

Widerständen zu kämpfen gehabt zu haben, denn einer meiner Vorgänger, der Chirurg Philipp Franz von Walther – er war im Jahre 1811 Rektor der Universität in Landshut – soll nach seiner Berufung nach München im Jahre 1826 gesagt haben: „An der Isar gedeiht die Chirurgie nicht!“ Damit hat er vermutlich die Situation in seiner Zeit zutreffend beschrieben. So ist überliefert, daß v. Walther sich sechs Jahre lang mit seinem Kollegen Philipp Wilhelm um die Benutzung des chirurgischen Bestecks gestritten hat. Seither sind mehr als anderthalb Jahrhunderte vergangen, und heute können wir gottlob feststellen, daß die prophetischen Gaben v. Walthers und der Vorhersagewert seiner Aussage gering waren. Wo, wenn nicht an der Isar, wäre denn die Chirurgie seither gediehen? Diese Entwicklung, in der der Bau eines eigenen Klinikgebäudes an der Nußbaumstraße sicher einer der entscheidenden Schritte war, hat Herr Staatsminister in seiner Festrede geschildert.

Lassen Sie mich hier nur noch einmal einen Namen besonders hervorheben, dem wir sowohl in quantitativer wie in qualitativer Hinsicht besonders viel zu verdanken haben: Rudolf Zenker. Er hat durch ebenso hartnäckige wie geschickte Verhandlungen erreicht, daß trotz der Pläne für das Klinikum in Großhadern der Ausbau der Chirurgischen Klinik an der Nußbaumstraße nicht gestoppt wurde. Während seiner Zeit als Direktor gingen aus der Chirurgischen Klinik mehrere Lehrstühle hervor: Die Klinische Chemie, 1966 besetzt mit Eugen Werle, die Experimentelle Forschung, deren Lehrstuhl ab 1969 Walter Brendel innehatte, 1970 die Anaesthesiologie mit Rüdiger Beer und schließlich 1971 die Herzchirurgie mit Werner Klinner. Dem Wirken und dem Einfluß von Rudolf Zenker ist es wohl auch zu danken, daß nach dem Umzug des traditionsreichen Sauerbruch-Lehrstuhls nach Großhadern ein weiterer chirurgischer Lehrstuhl geschaffen wurde, und die Innenstadtambulanz als eigenständige chirurgische Anstalt weitergeführt werden konnte.

Professor Schweiberer, der vor 10 Jahren auf diesen Lehrstuhl berufen wurde, hat in diesem Jahrzehnt die Klinik saniert und modernisiert, ein Prozeß, der freilich noch nicht abgeschlossen ist, aber einen überzeugenden Stand erreicht hat. Wer heute die Klinik an der Nußbaumstraße besucht und sich über die Verhältnisse informiert, wird es als Anachronismus empfinden, wenn Überlegungen darüber angestellt werden, ob dieses Haus als Universitätsklinik weitergeführt oder aufgegeben werden soll.

Herr Staatsminister, die Medizinische Fakultät und die Universität werden sich gewiß der Aufgabe unterziehen, die vom Wissenschaftsrat noch einmal schriftlich gestellten Fragen sorgfältig zu prüfen und zu beantworten. Im Grundsatz steht diese Antwort jedoch bereits fest. Die Medizinische Fakultät und die Universität sehen keinen Grund, Abstriche von dem zu machen, was wir dem Wissenschaftsrat bei der Begehung Ende Juni dieses Jahres erklärt haben, in vollkommener Übereinstimmung mit dem, was Herr Staatssekretär Wiesheu bei dieser Gelegenheit ausgeführt hat: Wir sind nach wie vor überzeugt davon, daß das Innenstadtambulanz der Universität München erhalten bleiben muß. Es sollte weiter saniert werden. Was die Chirurgische Klinik betrifft, so ist diese Sanierung ja schon weit fortgeschritten. Was diese Klinik heute in Forschung, Lehre und Krankenversorgung leistet, ist ein unwiderlegbares Argument dafür, sie auch in absehbarer Zukunft weiterzuführen.

Unsere Bitte an Sie, Herr Staatsminister, zum 100. Geburtstag des Klinikgebäudes ist, daß die bayerische Staatsregierung an ihren Plänen zur Sanierung der Innenstadtambulanzen festhält und deren Fortbestand dem Wissenschaftsrat gegenüber mit Entschiedenheit vertritt. Ich bin ganz sicher, daß dies nicht nur im Interesse der Universität München liegt, sondern dem Wohle der Bevölkerung dient und dem Freistaat Bayern nutzt.

Daß die Chirurgische Klinik an der Nußbaumstraße heute so Außerordentliches in Forschung, Lehre und Krankenversorgung leistet, ist das Verdienst von Professor Schweiberer und seiner Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Ich möchte Ihnen, lieber Herr Kollege Schweiberer, und

allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Chirurgischen Klinik an der Nußbaumstraße beim heutigen Jubiläum dafür den Dank und die Anerkennung der Universität aussprechen. Wir gratulieren Ihnen dazu und wünschen Ihnen allen, daß Sie so fortfahren mögen und mit dem gleichen Engagement die Sanierung der Klinik zu Ende führen und zum Wohle der Patienten, zum Nutzen der Studenten und zum Ruhme der Wissenschaft weiterarbeiten können.

## Akademische Chirurgie

*– Die Sonderstellung der Universitätsklinik –  
Ausbildungsziel „akademischer Chirurg“*

*Prof. Dr. Leonhard Schweiberer*

Das hundertjährige Bestehen der Chirurgischen Universitätsklinik an der Nußbaumstraße in München, bei ihrer Gründung die „Königlich Chirurgische Klinik“, von den Münchnern ganz einfach „die Chirurgische“ genannt, veranlaßt uns, die akademische Chirurgie ganz allgemein, die Ausbildung zum akademischen Chirurgen im Besonderen unter die Lupe zu nehmen. Das scheint uns gerechtfertigt, gingen doch Generationen von Chirurgen aus diesem Hause hervor.

Aus-, Weiter- und Fortbildung an einer Universitätsklinik haben zum Ziel, Menschen zu Chirurgen zu erziehen, welche eine klare Indikation zur Operation stellen, sich auf eine exakte prä- und intraoperative Planung verstehen, eine immens sorgfältige Operationstechnik beherrschen und – das scheint mir ein ganz besonders spezifisches und notwendiges Merkmal eines akademischen Chirurgen zu sein – dem Fach, wenn auch nur sektoral, zum Fortschritt zu verhelfen.

Krankenbehandlung war unser Ziel, als wir den Beruf des Arztes wählten – niemand von uns dachte wohl ursprünglich darüber hinaus. Krankenbehandlung ohne die universitätsspezifische Lehre und Forschung ist die Regel, für den Patienten auch erfolgreich. Über 80 % aller Patienten, die einer chirurgischen Behandlung bedürfen, werden in nicht universitären Institutionen der Grund- und Regelversorgung behandelt – und das mit gutem Erfolg, wie die Statistiken zeigen. Vom akademischen Chirurgen muß mehr verlangt werden! Zum Beispiel liegen die Investitionen der öffentlichen Hand in jede universitäre Planstelle weit über dem Durchschnitt – von den Kosten für das technische Equipment einer Universitätsklinik als Institution der Maximalversorgung einmal ganz abgesehen.

Deshalb sollten, müssen wir die Diskussion führen über unsere Aufgaben, Ziele, vielleicht auch Defizite, nötige Korrekturen auf dem Ausbildungsweg zum „akademischen Chirurgen“.

Die akademische Chirurgie gründet auf drei Säulen: der Lehre, der Forschung, der Krankenbehandlung.

### *Lehre*

M. Trede sprach 1990 vom Stiefkind in der Trias, zumal die Lehre doch wenig Prestige, noch weniger Lohn bringe und eine richtige Vorbereitung auf pädagogische Aufgaben bisher im Rahmen unserer Ausbildung nicht gegeben sei.

Die Studienreform 1970 war nötig, der politisch diktierte Weg war falsch, die Kapazitätsverordnung, aus dem Grundgesetz abgeleitet, führte zu einem Desaster. Trotzdem bleibt die Frage an uns, ob die bestehenden Vorgaben und Ressourcen immer voll ausgeschöpft wurden. Der Student von heute ist der Assistent von morgen, der lehrende Assistent und Dozent der Verantwortungs-

träger von morgen! Lehren schafft Wissen. Wissen ist Grundlage und Innovation zur Forschung!

Wer Verantwortung fühlt und die Lehre nicht als lästiges Beiwerk versteht, wird die Lehre nicht zur Vermittlung von Lernzielkatalogen verkommen lassen. Er wird dem Studenten Problembewußtsein und analytisches Denken vermitteln, ja in ihm Interesse und Anreiz zur Forschung wecken. Anstrengungen der letzten Zeit sind vielversprechend. Sie zielen darauf ab, schon dem Studenten eine profunde wissenschaftliche Ausbildung zu geben, ihn nicht zum „Multiple-Choice-Manipulator“ verkümmern zu lassen. Forschungsgeist und Suche nach Neuem werden geweckt, der Praxisbezug darf nicht zu kurz kommen. Mehr und mehr hat sich eine Definition von Lernzielen als Grundlage der Curriculum-Gestaltung und schließlich die Vermittlung problemorientierter Inhalte des Fachgebietes Chirurgie herauskristallisiert.

Medical Schools in den USA, in Kanada, in Großbritannien, Universitäten der Niederlande betreiben seit langem eine intensive Forschung über die Methoden der Vermittlung medizinischen Wissens. Nicht unerwähnt lasse ich die Anstrengungen an den deutschen Universitäten, z. B. von Hannover, Münster, Bonn, Ulm, wengleich diese Anstrengungen bislang nicht generell auf alle deutschen Universitäten übergreifend haben. Wir freuen uns, heute den „New Pathway“ im studentischen Unterricht an der Harvard Universität vorgestellt zu bekommen, ergänzt durch zwei Vorträge aus der Schweiz und aus unserem Land.

Mit Unterstützung der Robert-Bosch-Stiftung konnten wir hier an unserem Hause seit 1989 die Lehrveranstaltungen in allen drei Studienabschnitten reorganisieren. Es wurde in Zusammenarbeit mit dem Institut für Empirische Pädagogik und Pädagogische Psychologie der Universität München ein Konzept entwickelt, das didaktische, motivationspsychologische und evaluatorische Aspekte der Lehre berücksichtigt. Durch Umorganisation konnten die Studentengruppen zahlenmäßig halbiert werden. Eine Mediothek über bislang 400 Bänder ist Teil des Unterrichts. Herr Eitel wird heute darüber noch berichten.

Ein Nebeneffekt ist besonders bemerkenswert: Die Umgestaltung des Unterrichts hat einen großen Teil junger Mitarbeiter beflügelt, am Unterricht mitzuwirken. Mit vielen Ideen wurden Lehrmodelle entwickelt, die wiederum unmittelbar Innovation in der Forschung brachten. Lernen, Lehren, Forschen, Behandeln werden so zur fruchtbaren und einander befruchtenden Symbiose!

## *Forschung*

Forschung ist wie die Lehre unabdingbares Ziel in der Ausbildung zum „akademischen Chirurgen“. Zugang zu den knappen Assistentenstellen einer Universitätsklinik finden vorwiegend junge Kollegen, die sich bereits als Doktoranden einer wissenschaftlichen Fragestellung des Hauses zugewandt haben oder als Forschungsstipendiaten sich ausweisen können – doch ist dies nicht institutionalisierte Voraussetzung. In den USA sind 1–3 Jahre Tätigkeit in einer der Grundlagenforschung zugewandten Institution Voraussetzung auf dem Weg zum akademischen Chirurgen. Das relativ hohe Alter bei Abschluß des Medizinstudiums in Deutschland und eine auf Operationskatalogen basierende und somit Erfüllungsdruck erzeugende Weiterbildungsordnung sind Hemmschwellen. Trede nennt noch das Tierschutzgesetz und die 38,5-Stunden-Woche als Hemmnisse. Zum Tierschutzgesetz werde ich noch etwas sagen, die 38,5-Stunden-Woche unterstreiche ich für einige wenige der jungen Generation. Die meisten mißachten sie im Interesse ihres persönlichen akademischen Weiterkommens.

Die chirurgische Forschung schöpfte ihre Fragestellungen immer aus der Humanbiologie, aus den Beobachtungen des kranken, des operierten, des verletzten Patienten, aus dem perioperativen Verhalten von Wunde, Kreislauf, Atmung, Blutgerinnung. Die chirurgische Forschung ist im all-

gemeinen Bindeglied zwischen Grundlagenforschung und angewandter Chirurgie, z. B. Umsetzung molekularbiologischer Kenntnisse intra- und extrazellulärer Aktionen und Reaktionen in therapierelevante Forschung. Nichts wäre daher fataler, als wenn die Schere des Verstehens und damit der Kooperation zwischen theoretischer und angewandter Medizin immer größer würde – die Gefahr besteht! Ich erhoffe mir von der geplanten engeren Verzahnung des Medizinstudiums zwischen vorklinischer Physiologie und klinischer Pathophysiologie, vorklinischer Biochemie und klinischer Pathobiochemie, zwischen biomedizinischen Entwicklungen, Informationssystem-Entwicklungen und Klinik einen Innovationsschub für die klinische und klinisch-experimentelle Forschung.

Die Institutionalisierung der experimentellen Chirurgie hat hohen innovativen Wert, wenn die klare Absicht besteht, neue Ergebnisse der biologischen und medizinischen Grundlagenforschung aufzunehmen und sie in Zusammenarbeit mit der Klinik an experimentellen Modellen zu prüfen. Die Gefahr besteht in der Eigendynamik solcher Institutionen und ihrer Ausrichtung auf ganz bestimmte eigene Forschung. Dadurch werden der Klinik sozusagen personelle und räumliche Ressourcen entzogen oder es werden ihr sozusagen Fragestellungen, z. B. zum Zwecke einer Habilitation aufgezwungen oder die Fragestellung aus der Klinik bleibt auf der Strecke.

Ich wünsche für die Zukunft Forschungsgebäude, die auf Drittmittelbasis im Mietverfahren an klinische Forscher für Problemlösungen vergeben werden und die nach Abschluß des Forschungsprojektes für andere Projekte wieder verfügbar sind. Ich habe den Eindruck, daß die Deutsche Forschungsgemeinschaft diese Entwicklung favorisiert.

Lassen Sie mich ein Wort zum Tierschutzgesetz sagen, das 1987 in Kraft trat. Wir waren alle ob der Restriktionen entsetzt; Sorge kam auf, die Forschung würde erhebliche Einbußen erleiden. Das trat nicht ein, zumindest nicht in qualitativer Hinsicht, allenfalls kam es zu einer vorübergehenden quantitativen Einbuße. Als zeitweiliges Mitglied der Regierungskommission für die Zulassung von Tierversuchen konnte ich beobachten, wie die Anträge von Mal zu Mal fundierter, durchdachter, schlüssiger wurden. Durch Einsatz von Computermodellen bzw. Computersimulationen konnte die Zahl der erforderlichen Tiere reduziert werden.

Werfen wir kurz einen Blick auf die Entwicklung der Tierversuche an unserer Klinik. Hier ist festzustellen, daß die Tierversuche um das Mehrfache in der Frequenz zurückgingen, die wissenschaftlichen Publikationen und Dissertationen jedoch anstiegen. Eine Gruppe von eigenen Mitarbeitern entwickelte für die Notfall-Aus- und -Weiterbildung Modelle, die das Tierexperiment zur Erlernung von manueller Geschicklichkeit und Therapiemethodik überflüssig macht. Dafür wurde die Gruppe mit dem Felix-Wankel-Tierschutzpreis ausgezeichnet.

Mich erinnert die Auswirkung des Tierschutzgesetzes an die Energiekrise des Jahres 1973, als plötzlich ein riesiger Innovationsschub zur Entwicklung von energiesparenden Hochleistungsmotoren zu beobachten war, wovon die Industrie, der Verbraucher und unsere Umwelt nachhaltig profitierten.

Verstehen Sie mich nicht falsch: Wir benötigen weiterhin das Tierversuchsmodell. Unter dem Aspekt seiner klinischen Zweckmäßigkeit kann es auf verschiedene Weise den kranken Menschen dienen. Das Tierexperiment erlaubt die Austestung neuer und eventuell gefährlicher Diagnose- und Therapieverfahren. Es hilft pathophysiologische Vorgänge in der Chirurgie aufzuklären und so zu einer besseren Therapie beizutragen.

Neben dem Tiermodell sollte jedoch der wissenschaftlichen Selbstkontrolle im Sinne dauernder Ergebniskontrollen, der kontrollierten klinischen Studie und der ethisch vertretbaren angewandten Forschung am Patienten ein ebenso hoher Stellenwert in der heutigen Forschung eingeräumt werden. Durch den Einsatz der Computer-Technik hat bereits und wird diese klinische Forschung noch einen erheblichen Zuwachs erfahren.

Unter Krankenbehandlung möchte ich die chirurgische Weiterbildung als Teil der Ausbildung zum akademischen Chirurgen subsumieren. Wir stehen vor einer neuen Weiterbildungsordnung, von der wir hoffen, sie möge nicht zum Auseinanderbrechen des Faches Chirurgie führen. In den USA liegt die Regelung der Weiterbildung in der Kompetenz der wissenschaftlichen Fachgesellschaften, wo sie auch hingehört.

Eine Universitätsklinik muß Schrittmacher sein für die Vermittlung von Wissen und Können im Gesamtfach, muß jedoch über eine sinnvolle Untergliederung jede Möglichkeit der Spezialisierung öffnen. Die Gliederung einer Universitätsklinik kann im Department-System mit mehreren selbständigen Abteilungen oder im Chairman-System mit spezialisierten Funktionseinheiten erfolgen. Ich habe beide Systeme in Leiterfunktion erlebt und kann nur feststellen, daß die Aus- und Weiterbildung im Chairman-System wesentlich leichter handhabbar ist. Beide Systeme müssen garantieren – das Department-System hat es da besonders schwer –, daß der Patient nicht in den Grauzonen zwischen Spezialisierung, Prestige-Denken und Indikationsausweitung Nachteile erleidet.

Die Zusammenarbeit mit der Anaesthesie hier in München ist als vorzüglich zu bezeichnen. Uns ist bewußt, daß sowohl die Chirurgie wie auch die Anaesthesie die Intensivmedizin zur ärztlichen Weiterbildung dringend benötigt. es gilt nicht, in berufspolitischen Kategorien zu denken. Es gilt, dem Chirurgen und Anaesthesisten gleichermaßen die Pathophysiologie des chirurgischen Eingriffs durch Eigenverantwortung für den Intensivpatienten nahezubringen.

Eine ganz wesentliche Aufgabe der akademischen Chirurgie bildet die *interdisziplinäre Arbeit*. Sie wird bestimmt durch das Klima der Morgenbesprechung, der Stations- und Chefvisite, der Operations-Indikationskonferenz, der Röntgenbesprechung, den Erfahrungsaustausch im Operationssaal, die Fortbildungsveranstaltungen sowie die interdisziplinären Spezialkonferenzen über den Einzelfall, wie gastroenterologische Konferenz, Polytrauma-Konferenz, Gefäß-Konferenz, angiologische Konferenz usw. Eine Sonderstellung haben dabei die Morbiditäts- und Letalitätskonferenzen, die letztendlich nichts anderem dienen, als der internen Qualitätskontrolle.

Lassen Sie mich zuletzt noch ein Wort zur praktisch-manuellen Ausbildung des akademischen Chirurgen sagen. Der akademische Chirurg gilt gerne – bei Stellenbesetzungen in Krankenhäusern der Grund- und Regelversorgung kommt das Argument oft an die Oberfläche – als weniger manuell erfahren, da sich operative Eingriffe auf eine Vielzahl von Assistenten verteilen und die Universitätsklinik mehr mit schwierigen Operationen, sogenannten Oberarzt- oder Chefeingriffen konfrontiert wird. Ein Stück Wahrheit mag zugegeben sein. Andererseits zitiere ich nochmals M. Trede, der ein Bonmot wiedergibt: „Viel Operieren macht dumm!“ „Gemeint ist damit“, so fährt er fort, „wer nur operiert, ohne zu messen, zu kontrollieren und die Ergebnisse zu analysieren, der arbeitet letztendlich unwissenschaftlich.“ Ich möchte weitergehen: Wer einen Eingriff intellektuell bis ins letzte pathophysiologische Detail erfaßt, wird manuell nicht Schiffbruch erleiden.

Voraussetzung ist allerdings auch eine entsprechende Persönlichkeitsstruktur – das gilt für jeden Chirurgen. Eine harmonische Operation bedarf eines Chirurgen, der in der Lage ist, aus seinen angeborenen und erworbenen manuellen Fähigkeiten, aus seinem dreidimensionalen Gefühl für die anatomische Situation und aus seinem Instinkt für drohende Gefahr einen Nutzen zu ziehen. Die akademische Chirurgie hat auch zu lernen, daß sie nicht länger – so schreibt Allgöwer – herabsehen darf auf die manuelle Tätigkeit. Manuelle Tätigkeit muß zunächst am Modell, nicht am Menschen trainiert werden, z. B. am präparierten Schweinedarm aus dem Schlachthof, am Kunststoffknochen und am Notfall-Management-Trainer – Sie werden darüber hören. Das Trai-

ning darf sich wie im Hochleistungssport nicht nur auf einen gelegentlich absolvierten Kurs, es muß sich über eine lange Periode erstrecken.

Natürlich kann nicht jeder es erlernen, Chirurg zu sein: Ein Grund ist das Fehlen natürlicher manueller Fähigkeiten und der andere Grund ist psychologischer Natur – die Schwierigkeit, eine gewisse Nervosität, Unsicherheit, Mangel an Mut und Risikobereitschaft zu überwinden. Angst im Nacken verdirbt den chirurgischen Erfolg! Hier ist das Korrektiv des zur Weiterbildung Ermächtigten gefragt. Er hat frühzeitig die Empfehlung zum Wechsel in eine andere, eher konservative Fachrichtung zu geben.

Der Weg zum akademischen Chirurgen ist lang und beschwerlich. Das lohnende Ziel führt über ein lebenslanges Engagement in Lehre, Forschung, Krankenbehandlung, in einem großen Maß an innerer Ausgeglichenheit und manueller Geschicklichkeit, in der Bereitschaft, ein Leben lang in Fortbildung zu stehen.

# KURZBIOGRAPHIEN

der von auswärts an die Ludwig-Maximilians-Universität  
berufenen Professoren (1. Oktober 1988 bis 30. September 1991)\*



## KATHOLISCH-THEOLOGISCHE FAKULTÄT

*Prof. Dr. Reinhard Hübner*

C4-Professur für Kirchengeschichte des Altertums und Patrologie, zum 1. 5. 1990

Nachfolger von Prof. Dr. P. Stockmeier

Geboren 1937 in Oppeln/Oberschlesien, Diplom Katholische Theologie Bonn 1963, Promotion Bonn 1970, Habilitation Bonn 1976, seit 1977 Lehrstuhl für Alte Kirchengeschichte und Patrologie an der Katholischen Universität Eichstätt.

Arbeitsgebiete: Zweites und viertes Jahrhundert, Gotteslehre und Christologie.



## EVANGELISCH-THEOLOGISCHE FAKULTÄT

*Prof. Dr. Michael von Brück*

C4-Professur für Missions- und Religionswissenschaft, zum 3. 6. 1991

Nachfolger von Prof. Dr. H. Bürkle

Geboren 1949 in Dresden, Studium in Rostock, 1975 Promotion, 1982 Habilitation in Rostock, 1981-1985 Dozentur am Gurukul Lutheran Theological College in Madras, 1985 Gastprofessur an der Universität Hamburg, 1988/89 Gastprofessuren in Houston und Davis (USA), 1988 Universität Regensburg.

Arbeitsgebiete: Hinduismus, Buddhismus und gegenseitige Durchdringung von Ideen- und Sozialgeschichte sowie Analyse des buddhistisch-christlichen Dialogs und der Grundlagen für multikulturelle Gesellschaften.



## JURISTISCHE FAKULTÄT

*Prof. Dr. Bernd Schönemann*

C4-Professur für Strafrecht, Strafprozeßrecht und Rechtsphilosophie, zum 1. 10. 1990

Nachfolger von Prof. Dr. A. Kaufmann

Geboren 1944 in Broistedt, Studium an den Universitäten Göttingen, FU Berlin und Hamburg, Promotion 1971 in Göttingen, 1975 Habilitation in München, Lehrstühle an den Universitäten Bonn, Mannheim und seit 1987 Freiburg.

Arbeitsgebiete: Analyse aktueller rechtspolitischer Themen wie der Parteipendenproblematik und der Rechtsprobleme von AIDS. Rechts- und systemvergleichende Fragestellungen, die im zusammenwachsenden Europa in den Vordergrund treten.

---

\* Professoren und Professorinnen, die kein Foto zur Verfügung gestellt haben, sind hier nicht aufgeführt. Die komplette Liste aller Neuberufenen befindet sich auf Seite 34 f.



## FAKULTÄT FÜR BETRIEBSWIRTSCHAFT

*Prof. Dr. Hans-Ulrich Küpper*

C4-Professur für Betriebswirtschaftslehre mit Schwerpunkt Produktionswirtschaft und Controlling, zum 15. 4. 1990  
Neubesetzung

Geboren 1945 in Ebingen/Baden-Württ., Lehre als Industriekaufmann, Studium der Betriebswirtschaftslehre in München, 1970-1978 Assistent in Tübingen, 1974 Promotion, 1977 Habilitation in Tübingen, Professuren in Stuttgart, Essen, Darmstadt und seit 1988 Frankfurt, Gastprofessur in Wien.

Arbeitsgebiete: Betriebliche Mitbestimmung, Produktions- und Kostentheorie, Kostenrechnung, Organisationstheorie und Produktionsplanung, Interdependenzen in der Unternehmung.



## VOLKSWIRTSCHAFTLICHE FAKULTÄT

*Prof. Dr. Klaus F. Zimmermann*

C4-Professur für Volkswirtschaftslehre, insbes. Wirtschaftstheorie, zum 15. 6. 1989

Nachfolger von Prof. Dr. F. Münnich

Geboren 1952, Studium in Mannheim, 1985 Promotion und 1987 Habilitation, Privatdozent in Mannheim 1987-1989, Gastprofessur in Philadelphia (USA), Forschungsaufenthalte in Löwen (Belgien), Bergen (Norwegen) und am Wissenschaftszentrum Berlin. Herausgeber der Zeitschrift »Journal of Population Economics«.

Arbeitsgebiete: Angewandte Mikroökonomie, d. h. Industrie-, Arbeits- und Bevölkerungsökonomie, angewandte empirisch orientierte Ökonometrie und Analyse von Umfragedaten.



*Prof. Dr. Karlhans Sauernheimer*

C4-Professur für Volkswirtschaftslehre mit bes. Berücksichtigung der Internationalen Wirtschaftsbeziehungen, zum 1. 4. 1991

Nachfolger von Prof. Dr. F. Gehrels

Geboren 1944 in Heppenheim/Bergstraße. Nach dem Abitur Banklehre. Studium in Mainz, 1974 Promotion, 1980 Habilitation, Lehrstuhlvertretungen in Mannheim 1981 und Osnabrück 1982, seit 1983 Professor an der Universität Essen.

Arbeitsgebiete: Währungs- und Wechselkurspolitik, Beschäftigungsprobleme in offenen Volkswirtschaften, Ökonomische Integration.



## FORSTWISSENSCHAFTLICHE FAKULTÄT

*Prof. Dr. Peter Fabian*

C4-Professur für Bioklimatologie und angewandte Meteorologie, zum 28. 4. 1989

Nachfolger von Prof. Dr. A. Baumgartner

Geboren 1937 in Dresden, Studium der Physik, Geophysik, Mathematik, Chemie und Meteorologie in Göttingen und Innsbruck, 1966 Promotion, 1982 Habilitation, seit 1978 Professor an der Universität Göttingen.

Arbeitsgebiete: Untersuchungen zum Erhalt der Ozonschicht und den Einfluß von Luftschadstoffen auf Pflanzen.



*Prof. Dr. Karl-Reinhard Volz*

C4-Professur für Forstpolitik und Forstgeschichte, zum 1. 9. 1990

Nachfolger von Prof. Dr. R. Plochmann

Geboren 1947 in Freiburg i. Brsg., dort Studium der Forstwissenschaft, Promotion an der TU Braunschweig, 1981–1984 leitete er das Staatliche Forstamt in Schwäbisch Hall, dann übernahm er in der Forstdirektion Stuttgart die Leitung der Abteilung für Personal und Organisation. Habilitation zum Thema staatliche Waldankäufe als Bestandteil der Forstpolitik.

Arbeitsgebiete: Gesellschaft, Wald- und Forstwirtschaft, insbesondere die mit dem Beitritt der DDR hochaktuellen Fragen des Waldeigentums.



## MEDIZINISCHE FAKULTÄT

*Prof. Dr. Manfred Stauber*

C3-Professur für Gynäkologie und Geburtshilfe, zum 1. 11. 1988

Nachfolger von Prof. Dr. K. Holzmann

Geboren 1940, Promotion 1968 in Würzburg, Habilitation 1977 an der FU Berlin, Professor auf Zeit an der FU Berlin.

Arbeitsgebiete: Psychosomatische Geburtshilfe und Gynäkologie, Reproduktionsmedizin.



*Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Schildberg*

C4-Professur für Chirurgie, zum 1. 3. 1989

Nachfolger von Prof. Dr. G. Heberer

Geboren 1934 in Essen, Studium der Humanmedizin in Freiburg, Grenoble, Innsbruck, Hamburg, Promotion 1961 in Freiburg, 1970 Habilitation, 1973–1978 Oberarzt an der Chirurgischen Universitäts-Klinik München. Seit 1978 Lehrstuhl für Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik der Medizinischen Universität Lübeck.

Arbeitsgebiete: Tumorchirurgie und die Ergänzung operativer Maßnahmen durch additive Therapien. Verkürzung und Verkleinerung operativer Eingriffe durch Einsatz instrumenteller und endoskopischer Operationstechniken.



*Prof. Dr. Dietrich Seidel*

C4-Professur für Klinische Chemie, zum 1.4.1989

Nachfolger von Prof. Dr. M. Knedel

Geboren 1938 in Burgholzhausen/Hessen, Medizinstudium in Frankfurt a.M., Heidelberg, Anthropologiestudium in Mainz, 1964 Promotion, 1971 Habilitation, zweijähriger Forschungsaufenthalt in den USA, seit 1978 Lehrstuhl für Klinische Chemie in Göttingen.

Arbeitsgebiete: Klinische Biochemie und Pathobiochemie, insbesondere Stoffwechsel, Atheroskleroseforschung.



*Prof. Dr. Alfons Hofstetter*

C4-Professur für Urologie, zum 1.4.1989

Nachfolger von Prof. Dr. E. Schmiedt

Geboren 1938 in Burghausen a. d. Salzach, Medizinstudium in München, Wien, 1965 in München Promotion, 1972 Habilitation, 1978 apl. Professor, 1983 Lehrstuhl für Urologie in Lübeck, seit 1986 dort auch Direktor des Medizinischen Laserzentrums.

Arbeitsgebiete: Laseranwendung in der Medizin, Tumorzerstörung und intracorporale Lithotripsie im Urogenitalbereich.



*Prof. Dr. Reinhard Pitz*

C4-Professur für Anatomie I. zum 1.4.1989

Nachfolger von Prof. Dr. H. E. Frick

Geboren 1942 in Innsbruck, Medizinstudium in Innsbruck, dort Habilitation 1979 für das Fach Anatomie. Lehrstuhl für Anatomie in Freiburg seit 1982.

Arbeitsgebiete: Form-/Funktionsproblematik des passiven Bewegungsapparates (Biomechanik), Morphomechanik der Binde- und Stützgewebe, Entwicklung und funktionelle Anatomie der Wirbelsäule; Angewandte Anatomie, im besonderen Schnittanatomie.



*Prof. Dr. Bruno Reichart*

C4-Professur für Herzchirurgie, zum 2.1.1990

Nachfolger von Prof. Dr. W. Kliner

Geboren 1943 in Wien, Medizinstudium in München und USA. 1968 Promotion, Stanford Universität in Palo Alto (Kalifornien), 1978 Habilitation in München, 1980 Professur (C3), seit 1985 Groote-Schuur-Hospital in Kapstadt, Südafrika.

Arbeitsgebiete: Herztransplantation, Herz-Lungentransplantation, Verlängerung der Konservierungszeit von Lunge und Herz, Entwicklung von Kunststoffen für den Gefäßersatz bei Bypass-Operationen und die Auskleidung der Gefäße mit Endothelzellen.



*Prof. Dr. Peter C. Scriba*

C4-Professur für Innere Medizin, zum 1.3.1990

Nachfolger von Prof. Dr. E. Buchborn

Geboren 1935 in Hamburg, Studium in Freiburg, Promotion dort 1959, Habilitation 1967 für Innere Medizin in München, 1972 apl. Professor, seit 1980 Lehrstuhl für Innere Medizin an der Medizinischen Universität und Direktor der Klinik für Innere Medizin Lübeck, 1984 dort Vizepräsident, 1987 Rektor.

Arbeitsgebiete: Endokrinologie, vor allem der Schilddrüsen, molekulare Grundlagen organspezifischer Autoimmunerkrankungen, z.B. die Basedow'sche Krankheit oder Epidemiologie der Jodmangelkrankheiten.



*Prof. Dr. Reinhard Hoblfeld*

C3-Professur für Neurologie, zum 25. 4. 1990

Geboren 1953 in Berlin, Medizinstudium in Köln, London, Homburg/Saar. Von 1987–1989 zunächst Assistenzarzt, dann Oberarzt an der Neurologischen Universitäts-Klinik in Düsseldorf. Danach als Heisenberg-Stipendiat an der Mayo-Klinik in Rochester, Minnesota.

Arbeitsgebiete: Die immunologisch bedingten Erkrankungen auf dem Gebiet der Neurologie, wie Multiple Sklerose, Myasthenia gravis, Polyneuritis und Myositis.



*Prof. Dr. Dietrich Reinhardt*

C4-Professur für Pädiatrie, zum 1.5.1990

Nachfolger von Prof. Dr. H. Spiess

Geboren 1942 in Magdeburg, Studium in Kiel und Heidelberg, Promotion 1967, Habilitation 1976 an der Universität Essen für Pharmakologie und Toxikologie, 1977 Kinderklinik Universität Düsseldorf, 1979 apl. Professor, 1983 Habilitation auch für das Fach Kinderheilkunde, seit 1983 C3-Professor in Düsseldorf.

Arbeitsgebiete: Lungenerkrankungen, allergische Erkrankungen und Probleme der Arzneimitteltherapie im Kindesalter.



*Prof. Dr. Ingolf Joppich*

C4-Professur für Kinderchirurgie, zum 1.5.1990

Nachfolger von Prof. Dr. W. Hecker

Geboren 1936 in Köln, Medizinstudium in Göttingen, Berlin, Wien, Göttingen. Promotion 1961. 1969 Oberarzt an der Hauer'schen Kinderklinik München. Habilitation in München 1971. Seit 1973 Professor und Chefarzt für Kinderchirurgie am Klinikum Mannheim der Universität Heidelberg.

Arbeitsgebiete: Die gesamte Kinderchirurgie, insbesondere für schwerbrandverletzte Kinder.



*Prof. Dr. Hans-Peter Schwarz*

C3-Professur für Kinderheilkunde, zum 1. 7. 1990

Nachfolger von Prof. Dr. D. Knorr

Geboren 1945 in Bern, dort Studium der Medizin, anschließend Assistent und Oberarzt in der Kinderklinik Universität Bern. Promotion in Biochemie an der Washington University, St. Louis, Missouri. Habilitation in Bern. Seit 1987 Medical College of Wisconsin, Milwaukee.

Arbeitsgebiete: Kinder und Jugendliche mit Drüsen-Störungen und Wachstumsproblemen. Stabile, nicht-radioaktive Isotopen zum Studium metabolischer Vorgänge und die Beeinflussung des Eiweiß-Stoffwechsels durch Hormone und Ernährung.



*Prof. Dr. Aut.v Walli*

C3-Professur für Klinische Chemie und Pathochemie, zum 1. 8. 1990

Nachfolger von Prof. Dr. K. Remberger

Geboren 1942 in Srinagar/Kashmir/Indien, naturwiss. Studium an der Jammu and Kashmir University (Abschluß Bachelor of Science, 1962), Studium der Biochemie an der Universität Baroda/Indien (Abschluß Master of Science, 1965). 1966 – 1969 an der Royal Postgraduate Medical School/London als ein University of London Research Assistant, 1969 Doctor of Philosophie (Ph. D.), von 1970–1978 als DFG-Stipendiat und später als wiss. Mitarbeiter am Institut für Physiologische Chemie der Universität Marburg (1970) und am Institut für Biochemie der Universität Heidelberg, seit 1979 Georg-August-Universität Göttingen, 1987 dort Professur.

Arbeitsgebiete: Stoffwechsel bei Lebererkrankung.



*Prof. Dr. Konrad Messmer*

C4-Professur für Experimentelle Chirurgie, zum 1. 9. 1990

Nachfolger von Prof. Dr. A. Brendel

Geboren 1937 in Breisach/Rhein, Studium der Medizin an den Universitäten München, Würzburg, Kiel, Tübingen, Berlin. 1964 Promotion in München, 1969 Habilitation. Seit 1978 Adjunct Professor in San Diego (Kalifornien), 1979 Professur in München, 1981 Lehrstuhl in Heidelberg, 1985 Ehrenprofessur in Beijing (China).

Arbeitsgebiete: Pathophysiologie und Therapie des Schocks, Septikämie und multiples Organversagen, Quantitative Mikrozirkulationsforschung, Ischämie und Reperfusion, Hämodilution, Rechtsventrikuläre Funktion bei Beatmung und pulmonaler Hypertension, Biosignalerfassung und -verarbeitung, Bildanalyse.



*Prof. Dr. Albrecht Kellerer*

C4-Professur für Strahlenbiologie, zum 10. 9. 1990

Nachfolger von Prof. Dr. O. Hug

Geboren 1935, Studium der Physik und Diplom in München, Habilitation in München 1966, ab 1968 Professor an der Columbia University in New York, seit 1975 Leiter des Instituts für Medizinische Strahlenkunde an der Universität Würzburg.

Arbeitsgebiete: In München, wo er gleichzeitig das Institut für Strahlenbiologie der GSF leitet, sollen in enger Verbindung zur Klinischen Radiologie Probleme in der Tumorthherapie vermindert, neue Therapiemethoden eingesetzt und internationale Erfahrungen auf diesem Gebiet gesammelt und ergänzt werden.



*Prof. Dr. Hubertus von Voß*

C4-Professur für Sozialpädiatrie, zum 1. 10. 1990

Nachfolger von Prof. Dr. Dr. h. c. Th. Hellbrügge

Geboren 1943 in Berlin, Studium in München und Freiburg, Habilitation 1978 in Düsseldorf, seit 1980 Chefarzt der Kinderklinik des Diakoniewerkes Kaiserswerth, Universität Düsseldorf, dort 1983 apl. Professor. Arbeitsgebiete: Früherkennung von Behinderungen, deren Therapie und Frührehabilitation.



*Prof. Dr. Wolfgang Gemet*

C4-Professur für Zahnärztliche Prothetik, zum 1. 11. 1990

Nachfolger von Prof. Dr. E. Kraft

Geboren 1949 in Heidenheim/Brz., Studium der Zahnheilkunde in Freiburg i. Brsg., Bestallung als Zahnarzt 1973, Promotion 1974, Habilitation in Freiburg 1980, seit 1984 an der Universität Regensburg.

Arbeitsgebiete: Untersuchungen zum Pathomechanismus funktioneller Kiefergelenkerkrankungen, die Entwicklung neuer Keramiksysteme für den Kauflächenersatz, die Weiterentwicklung von Klebebrücken und Klebeankern, Entwicklung von Stiftaufbausystemen.



*Prof. Dr. Wolfgang Oertel*

C3-Professur für Neurologie, zum 27. 11. 1990

Nachfolger von Prof. Dr. D. Schmidt

Geboren 1951 in Helmstedt/Niedersachsen, Studium der Medizin an der FU Berlin, 1976 Staatsexamen, 1978 Promotion, 1978–1981 Stipendiat am National Institute of Health, Bethesda, USA. Seit 1981 Klinikum Rechts der Isar, München, 1986 Habilitation für Neurologie an der TU München.

Arbeitsgebiete: Neurologie und Gehirnforschung, Basalganglienerkrankungen, Therapie in der Neurologie.



*Prof. Dr. Manfred Schliwa*

C4-Professur für Zellbiologie, zum 15. 12. 1990

Nachfolger von Prof. Dr. F. Miller

Geboren 1945 in Kulmbach (Oberfranken), Studium der Biologie in Frankfurt und Promotion 1975. Habilitation in Zoologie. Ab 1979 Heisenberg-Stipendiat in den USA, zunächst Boulder, Colorado, dann Madison, Wisconsin, ab 1982 Assistant Professor an der University of California, Berkeley.

Arbeitsgebiete: In der Zellbiologie vor allem die biochemische und funktionelle Organisation des Scytoskeletts und Bewegungsphänomene innerhalb von Zellen.



*Prof. Dr. Hams-Jürgen Reulen*

C4-Professur für Neurochirurgie, zum 1. 2. 1991

Nachfolger von Prof. Dr. F. Marguth

Geboren 1936 in Laichingen/Baden-Württ., Medizinstudium in München, Promotion 1962. Habilitation 1967. Ernennung zum wissenschaftlichen Rat und Professor 1974. Chefarzt der Neurochirurgischen Klinik des St. Elisabethen Krankenhauses in Ravensburg 1978. Lehrstuhl für Neurochirurgie und Direktor der Neurochirurgischen Universitätsklinik Bern seit 1984.

Arbeitsgebiete: Pathophysiologie und Therapie des Hirnödems, Versorgung von schweren Schädelhirntraumen, Mikrochirurgie und Mikroanatomie.



*Prof. Dr. Udo Löhrs*

C4-Professur für Allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie, zum 1. 3. 1991

Nachfolger von Prof. Dr. M. Eder

Geboren 1938 in Emden/Ostfriesland, Studium an den Universitäten Innsbruck, Würzburg, Hamburg und München, 1965 Promotion, 1966–1967 Stabsarzt bei der Marine, in München Habilitation 1973, 1978 apl. Professor, 1982 C3-Professur, seit 1987 Lehrstuhl an der Universität Lübeck.

Arbeitsgebiete: Allgemeine Wachstums- und Tumorpathologie, insbes. der zellulären Proliferations-, Differenzierungs- und Metastasierungseigenschaften maligner Organumoren, speziell der Neoplasien des Gastrointestinal-Traktes, der Schilddrüse und des Urogenital-Traktes.

## TIERÄRZTLICHE FAKULTÄT



*Prof. Dr. Martin Förster*

C3-Professur für Experimentelle Genetik und Pathogenetik in der Tierzucht, zum 1.1.1989

Geboren 1948, Studium der Agrarwissenschaften, Fachrichtung Tierproduktion an der TU München in Weihenstephan, Promotion 1979, Habilitation für Haustiergenetik 1984. Forschungsaufenthalte in Uppsala, Zürich, Brüssel, Sydney, berufen von der TU München.

Arbeitsgebiete: Angewandte Molekular- und Zellgenetik bei landwirtschaftlichen Nutztieren, insbesondere Gen- und Chromosomendiagnostik, Erbfehler- und Genomanalyse.



*Prof. Dr. Andreas Stolle*

C4-Professur für Hygiene und Technologie der Lebensmittel tierischen Ursprungs, zum 15. 10. 1989

Nachfolger von Prof. Dr. L. Kotter

Geboren 1943 in Leipzig, Studium und Examen in Gießen, Promotion 1974 und Habilitation 1986 an der Freien Universität Berlin.

Arbeitsgebiete: Erkennung von Rückständen im Fleisch, Fleischhygiene, Tierschutz beim Schweinetransport, Verbesserung von Schlachthygiene und Technologie der Fleischgewinnung, Überwachung der Qualität von Lebensmitteln tierischen Ursprungs, vor allem unter dem Aspekt der Realisierbarkeit von EG-Richtlinien.



*Prof. Dr. Roberto Köstlin*

C3-Professur für Chirurgie und Ophthalmologie, zum 5. 6. 1990

Geboren 1948 in Eldorado/Argentinien, Promotion über die kniegeleknahen Frakturen beim Kleintier 1973 in München, 1986 Habilitation für das Fach Chirurgie, 1986 Priv.-Doz., seit 1988 Professor (C2) an der Klinik für kleine Haustiere der Tierärztlichen Hochschule Hannover.

Arbeitsgebiete: Chirurgie, insbesondere Ophthalmologie.



*Prof. Dr. Oskar-Rüger Kaaden*

C4-Professur für Mikrobiologie und Seuchenlehre, zum 1. 10. 1990

Nachfolger von Prof. Dr. Dr. h. c. mult. A. Mayr

Geboren 1939 in Aussig/Sudetenland, Studium der Veterinärmedizin, 1975 Habilitation für Virologie in Gießen, seit 1978 Abteilungsleiter und Professor an der Tierärztlichen Hochschule Hannover, 1986–1990 dort Prorektor und Rektor.

Arbeitsgebiete: Diagnose, Immunprophylaxe und Pathogenese von Virusinfektionen, Anwendung moderner molekularbiologischer Methoden zur Lösung dieser Fragestellungen.



## PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT FÜR GESCHICHTS- UND KUNSTWISSENSCHAFTEN

*Prof. Dr. Jens-Malte Fischer*

C3-Professur für Theaterwissenschaften, zum 1.3.1989

Nachfolger von Prof. Dr. D. Borchmeyer

Geboren 1943 in Salzburg, Studium der Germanistik, Geschichte und Musikwissenschaft in München und Saarbrücken, 1972 Promotion, 1978 Habilitation in Siegen, seit 1982 dort apl. Professor.

Arbeitsgebiete: Literatur und Kultur des europäischen Fin de siècle, Phantastische Literatur und Kunst, Filmgeschichte und Filmanalyse, Opernforschung, Deutsch-Jüdische Literatur und Antisemitismus, Europäische Romantik.



*Prof. Dr. Walter Ziegler*

C4-Professur für Bayerische Landesgeschichte, zum 2.10.1989

Nachfolger von Prof. Dr. A. Kraus

Geboren 1937 in Reichenberg/Sudetenland, Studium für das Lehramt an Gymnasien in den Fächern Katholische Religionslehre, Latein und Geschichte, im Anschluß Schuldienst. Promotion 1969 und Habilitation 1976 an der Universität Regensburg im Bereich der Bayerischen Landesgeschichte, 1979/80 Dozent an der Akademie für Lehrerfortbildung Dillingen, seit 1980 Professor in Würzburg.

Arbeitsgebiete: Das spätere Mittelalter, die Reformationszeit und die Zeitgeschichte im 20. Jahrhundert in Bayern im Gesamtzusammenhang des süddeutschen Raums.



*Prof. Dr. Hans-Rainer Friedrich Crone*

C3-Professur für Kunstgeschichte, zum 31.5.1991

Nachfolger von Prof. Dr. E. Piehl

Geboren 1942. Von Columbia University/New York berufen.

Arbeitsgebiete: Kunst des 20. Jahrhunderts, Andy Warhol, Paul Klee, Kubismus, Russischer Formalismus.



## FAKULTÄT FÜR PHILOSOPHIE, WISSENSCHAFTSTHEORIE UND STATISTIK

*Prof. Dr. Ludwig Fahrmeir*

C4-Professur für Statistik und ihre Anwendung in Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, zum 1.4.1991

Nachfolger von Prof. Dr. O. Anderson jun.

Geboren 1945 in Tutzing, Studium und Habilitation an der TU München, dann Universität Dortmund, seit 1978 Lehrstuhl für Statistik Regensburg.

Arbeitsgebiete: Einbringung von methodisch-theoretischen Grundlagen der Statistik, zugehörigen Softwarerealisierungen und empirischen Anwendungen in die Lehre.



*Prof. Dr. Helge Toutenburg*

C3-Professur für Statistik, zum 9. 4. 1991

Geboren 1943 in Berlin, dort Studium der Mathematik und Promotion 1969, Habilitation an der Universität Dortmund 1989, seit 1990 Universität Regensburg.

Arbeitsgebiete: Behandlung von Komplikationen in linearen oder linearisierten Modellen sowie Umsetzung bzw. Weiterentwicklung von nicht-parametrischen Verfahren für Probleme der Medizinischen Statistik.

## FAKULTÄT FÜR PSYCHOLOGIE UND PÄDAGOGIK

*Prof. Dr. Wolfgang Prinz*

C4-Professur für Psychologie und Philosophie, zum 1. 4. 1990

Nachfolger von Prof. Dr. K. Müller

Geboren 1942 in Ebern bei Bamberg, Studium der Psychologie, Philosophie und Zoologie in Münster, 1970 Promotion an der Universität Bochum, seit 1975 Professor für Psychologie an der Universität Bielefeld, dort seit 1982 auch in der Leitung des Zentrums für interdisziplinäre Forschung.

Arbeitsgebiete: Kognitionspsychologie, experimentelle Forschung zur Theorie des Zusammenhangs von Wahrnehmung und Handlung. Lesenlernen mit maschineller Sprachbearbeitung. – Er ist gleichzeitig Direktor am Max-Planck-Institut für Psychologische Forschung.



*Prof. Dr. Heinz Mandl*

C4-Professur für Empirische Pädagogik und Pädagogische Psychologie, zum 20. 6. 1990

Nachfolger von Prof. Dr. H. Schiefele

Geboren 1937 in München, Lehramtsstudium, Psychologiestudium, bis 1967 Lehrer in München, 1967–1975 wiss. Mitarbeiter an der Universität Augsburg, 1975 Promotion, seit 1978 Lehrstuhl an der Universität Tübingen, seit 1978 zugleich am Deutschen Institut für Fernstudien, ab 1988 als Direktor.

Arbeitsgebiete: Analyse und Förderung von Lernprozessen Erwachsener, Lerntätigkeit von Menschen, die Beruf, Familie und Freizeit damit in Einklang zu bringen haben. Problemorientiertes Lernen, Wissenstransfer, interaktives Lernen mit multimedialen computergestützten Lernumgebungen.



PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT FÜR ALTERTUMSKUNDE  
UND KULTURWISSENSCHAFTEN



*Prof. Dr. Hans Peter Laubscher*

C3-Professur für Klassische Archäologie, zum 1.4.1989  
Geboren 1936 in Baden-Baden, 1960 Promotion an der Universität Heidelberg, 1960–1966 Deutsche Archäologische Institute in Rom und Istanbul, 1966–1968 Universität Gießen, seit 1968 Universität Hamburg, Habilitation 1973, dort seit 1977 wiss. Rat und Professor.  
Arbeitsgebiete: Die Kunst des Hellenismus und der Spätantike, Probleme der Herrscherikonologie, die Kunst und Kultur der Ptolemäerzeit in Ägypten sowie Untersuchungen zum Realismus in der bildenden Kunst.



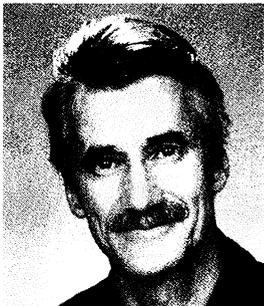
*Prof. Dr. Volker Bierbrauer*

C4-Professur für Vor- und Frühgeschichte, zum 1.3.1990  
Nachfolger von Prof. Dr. G. Kossack  
Geboren 1940, Promotion 1969, Habilitation in München 1977, seit 1979 Lehrstuhl an der Universität Bonn.  
Arbeitsgebiete: Bayern in Spätantike und frühem Mittelalter, Vor- und Frühgeschichte in der Altmark und Sachsen-Anhalt.



*Prof. Dr. Ingrid Schellbach-Kopra*

C4-Professur für Finnougristik, zum 1.4.1990  
Nachfolgerin von Prof. Dr. G. Ganschow  
Geboren 1935 in Halle/Saale, Studium in Berlin, Göttingen und Helsinki, 1957 Promotion, Lektorentätigkeit in Finnland und Budapest, 1976 Dozentin an der Universität Helsinki, seit 1987 Gastprofessur in Göttingen.  
Arbeitsgebiete: Vergleichende Folkloristik, speziell Parömiologie (= Sprichwortforschung), Phraseologie, Übersetzungswissenschaft, Lexikographie.



*Prof. Dr. Bavend Jan Terwiel*

C3-Professur für Völkerkunde, zum 3.4.1991  
Nachfolge von Prof. Dr. L. Vajda  
Geboren 1941 in Ginneken (Niederlande), Studium an der Universität Utrecht, 1967 Promotion, 1972 Ph. D. an der Universität Canberra/Australien, Lehrtätigkeit an den Universitäten Löwen und Amsterdam, seit 1974 Lecturer und später Senior Lecturer und Reader an der Universität Canberra.  
Arbeitsgebiete: Das Festland Südostasiens, vor allem Thaiistik und die Religionen der Tai-sprechenden Bevölkerung in Birma, Thailand, Laos, Vietnam und Südchina.

## PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT FÜR SPRACH- UND LITERATURWISSENSCHAFT I



*Prof. Dr. Dieter Ingenschay*

C3-Professur für Romanische Philologie, zum 1.9.1990

Nachfolger von Prof. Dr. G. Regn

Geboren 1948 in Issum/Niederrhein, Studium an der Universität Tours-Orléans und Bochum, 1979 Promotion und 1987 Habilitation in Bochum, seit 1989 dort Hochschuldozent.

Arbeitsgebiete: Literatur des französischen Spätmittelalters, Dramentext und Drameninszenierung, Literatur und Literaturwissenschaft als Kulturvermittlung, Drama und Literatur der Gegenwart aus Frankreich, Spanien, Lateinamerika und Portugal.



*Prof. Dr. Joachim Gruber*

C3-Professur für Klassische Philologie, zum 1.12.1990

Nachfolger von Prof. N. Holzberg

Geboren 1937 in Ansbach, Studium in Erlangen und Hamburg, 1961 Promotion und Staatsexamen, Mitarbeiter am Thesaurus Linguae Latinae, 1968 Universität Erlangen, 1974 dort Habilitation, apl. Professor.

Arbeitsgebiete: Literatur der Spätantike, Rezeption antiker Literatur im deutschen Humanismus und den daraus entstandenen lateinischen Literaturwerken.



*Prof. Dr. Michael Rössner*

C3-Professur für Romanische Philologie, zum 1.11.1991

Neubesetzung

Geboren 1953 in Wien, Studium Wien, 1979 Promotion, 1987 Habilitation, Lehrtätigkeit in Wien, Salzburg, München, Buenos Aires und Tucuman/Argentinien, berufen von der Universität Wien.

Arbeitsgebiete: Vergleichende Literaturwissenschaft im Rahmen der Romanistik. Schwerpunkte: Avantgarde in Europa und Lateinamerika, Komödie in Renaissance und Barock, mittelalterliche Literatur, moderne lateinamerikanische Literatur.



*Prof. Dr. Raymond Hickey*

C3-Professur für Englische Philologie, zum 1.11.1991

Neubesetzung

Geboren 1954 in Dublin, Studium der Germanistik, Romanistik und Philosophie in Dublin, 1975 Bachelor of Arts, 1978 Master of Arts, ab 1979 wiss. Assistent in Bonn, 1980 Promotion in Kiel, 1985 Habilitation in Bonn, seit 1987 dort C3-Professur.

Arbeitsgebiete: Geschichte des Englischen, Irisches Englisch (Schwerpunkt Phonetik und Phonologie), Linguistische Datenverarbeitung (Datenbanken, Retrieval Software, Quantitative Auswertung von Textmaterial).

## PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT FÜR SPRACH- UND LITERATURWISSENSCHAFT II



*Prof. Dr. Peter Lutzeier*

C3-Professur für Germanistische Linguistik, zum 21.6.1989

Neubesetzung

Geboren 1948 in Stuttgart, Studium der Mathematik, Linguistik und Philosophie in Stuttgart, dort 1972 Diplom in Mathematik und 1974 Promotion zum Dr. phil., 1980 Habilitation für Linguistik in Berlin, seit 1984 Heisenberg-Stipendiat, Lehrtätigkeit und Forschung an den Universitäten Berlin, Köln, München, Forschungsaufenthalte in San Diego und Los Angeles.

Arbeitsgebiete: Semantik, Lexikologie, insbesondere Wortfeldtheorie, Kognitive Linguistik, Schnittstelle Syntax/Semantik, Formale Methoden in der Linguistik.



*Prof. Dr. Franz Guentbner*

C4-Professur für Informationswissenschaft, Sprach- und Literaturforschung, zum 1.1.1990

Neubesetzung

Geboren 1946, Studium in USA und Frankreich, 1977 Habilitation in Stuttgart, seit 1977 Lehrstuhl in Tübingen. Er ist Direktor der zentralen Einrichtung „Centrum für Informations- und Sprachverarbeitung (CIS)“.

Arbeitsgebiete: Natürlich-sprachliche Datenbankabfragesysteme, automatisches Übersetzen, deduktive Informationsverarbeitung, Unifikationstheorie und Logikprogrammieren.



*Prof. Dr. Dieter Lamping*

C3-Professur für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, zum 1.4.1990

Geboren 1954 in Lohne i. O., Promotion 1981, Habilitation 1986 an der Bergischen Universität Wuppertal, dort 1987–88 Professor a. Z., 1988–1990 Gastprofessur an der Universität München.

Arbeitsgebiete: Literaturtheorie, moderne Lyrik, literarische Übersetzung, deutsch-jüdische Literaturbeziehungen.



*Prof. Dr. Angelika Redder*

C3-Professur für Deutsch als Fremdsprache, zum 3.5.1990

Geboren 1951 in Düsseldorf, 1983 Promotion zum Dr. phil. (Allgemeine Sprachwissenschaft) in Düsseldorf, 1989 Habilitation (Linguistik des Deutschen) in Münster, 1989 Professur (C2) Universität Hannover.

Arbeitsgebiete: Linguistische Pragmatik, Interkulturelle Kommunikation, funktional-pragmatische Grammatik.



*Prof. Dr. Jan-Dirk Müller*

C4-Professur für Deutsche Sprache und Literatur des Mittelalters, zum 1.4.1991

Nachfolger von Prof. Dr. H. Kolb

Geboren 1941 in Köln, Studium von Germanistik, Philosophie und Geschichte in Köln, Wien und Tübingen, Promotion 1968 in Köln, wiss. Mitarbeiter an den Universitäten Köln, Duisburg, Heidelberg. Habilitation an der Universität Heidelberg 1976, 1977–1981 Privatdozent in Bielefeld, 1981–1984 Professor (C3) Universität Münster, seit 1984 Lehrstuhl für Ältere deutsche Literatur an der Universität Hamburg.

Arbeitsgebiete: Die soziale und pragmatische Einbettung von moderner Literatur. Voraussetzungen und Folgen der Verschriftlichung seit dem Hochmittelalter, Wechsel von der Manuskriptkultur zum Buchdruck.



## SOZIALWISSENSCHAFTLICHE FAKULTÄT

*Prof. Dr. Margareta Mommsen*

C4-Professur für Politische Wissenschaft II, zum 11.1.1990

Nachfolgerin von Prof. Dr. H. Maier

Geboren 1938 in Niederösterreich, Studium in Brüssel, Heidelberg und Bochum, nach Promotion und Habilitation in Bochum war sie über 7 Jahre Redaktionsassistentin der Zeitschrift „Politische Vierteljahresschriften“, ab 1974 Lehrtätigkeiten in Bochum, Duisburg und zuletzt als Professorin an der Universität der Bundeswehr in Hamburg.

Arbeitsgebiete: Politik der Sowjetunion und der osteuropäischen Länder, Glasnost und Perestroika, Vergleich der Reformprozesse in Osteuropa. Die Frau in Politik und Gesellschaft im Ost-West-Vergleich.



## FAKULTÄT FÜR MATHEMATIK

*Prof. Dr. Heinz-Gerd Hegering*

C4-Professur für Informatik, zum 14.3.1989

Nachfolger von Prof. Dr. G. Seegmüller

Geboren 1943 in Recklinghausen, Studium in Münster und München, 1968 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1971 Promotion in München, 1975 leitender wiss. Mitarbeiter am Leibniz-Rechenzentrum. 1981 Lehrbeauftragter an der Universität der Bundeswehr und der TU München. Seit 1984 Professor (C3) für Systemprogrammierung an der TU München. Er ist gleichzeitig Direktor des Leibniz-Rechenzentrums.

Arbeitsgebiete: Datenkommunikation, Rechnernetze, verteilte Systeme, insbes. Managementarchitekturen offener heterogener Rechnernetze, Netzplanung.



*Prof. Dr. Hans-Dieter Donder*

C3-Professur für Mathematische Logik, zum 1.10.1989

Neubesetzung

Geboren 1950 in Berndorf/Waldeck, Studium in Köln, 1977 Promotion, 1977 wiss. Assistent in Bonn, seit 1984 Hochschulassistent an der FU Berlin, 1986 Habilitation.



*Prof. Dr. Hans-Peter Kriegel*

C4-Professur für Informatik, zum 25.4.1991

Neubesetzung

Geboren 1948 in Burgsteinfurt, Studium Informatik und Wirtschaftsingenieurswesen in Karlsruhe, 1976 Promotion, Gastwissenschaftler und -professor in Hamilton und Waterloo (Kanada), 1982 Habilitation in Dortmund, 1983 Professor für Informatik in Würzburg, seit 1987 Lehrstuhl an der Universität Bremen.

Arbeitsgebiete: Datenbanksysteme im allgemeinen, insbes. solche für nichttraditionelle Anwendungen wie Entwurf und Fertigung, Umweltdatenbanksysteme, Kartographie und Geographie sowie Medizin.

## FAKULTÄT FÜR PHYSIK

*Prof. Roger K. Smith, Ph. D.*

C4-Professur für Meteorologie, zum 16.5.1988

Nachfolger von Prof. Dr. G. Hofmann

Geboren 1943 in Nottingham/England, Studium der Mathematik an der University of Manchester, Ph. D. dort 1968, 1968–1971 Monash University in Australien, 1971–1972 University of Edinburgh, seit 1973 Senior Lecturer und seit 1985 Reader an der Monash University.

Arbeitsgebiete: Experimentelle und theoretische Studien über Kaltfronten und tropische Böenwalzen, Dynamik von tropischen Zyklonen.



*Prof. Dr. Jörg Peter Kottbus*

C4-Professur für Experimentelle Halbleiterphysik, zum 1.8.1989

Neubesetzung

Geboren 1944, Studium an der Universität Bonn und TU München, 1972 Promotion an der University of California in Santa Barbara, anschließend TU München, Habilitation 1977, seit 1978 Lehrstuhl an der Universität Hamburg.

Arbeitsgebiete: Halbleiterphysik, Erforschung neuartiger elektronischer Eigenschaften, die durch zunehmende Mikrostrukturierung von Halbleiterbauelementen in ein, zwei und drei Raumrichtungen entstehen.



*Prof. Dr. Julius Wess*

C4-Professur für Theoretische Physik, zum 26. 6. 1990

Nachfolger von Prof. H. Salecker

Geboren 1934 in Oberwölz/Steiermark, Studium, Promotion 1957 und 1965 Habilitation in Wien, dort Hochschulassistent. U.a. Assistant Professor an der University of Washington und New York University. Seit 1968 Lehrstuhl an der Universität Karlsruhe.

Arbeitsgebiete: Theoretische Teilchenphysik, insbes. das Zusammenspiel von Quantenfeldtheorie und Symmetrien und damit die der Teilchenphysik zugrundeliegende mathematische Struktur.



*Prof. Dr. Wolfgang Zinth*

C4-Professur für Medizinische Optik, zum 1. 6. 1991

Nachfolger von Prof. Dr. W. Wädelich.

Geboren 1950, Studium an der TU München, Promotion 1979, anschließend TU München, seit 1987 als Professor (C3).

Arbeitsgebiete: molekulare Biophysik, Primärreaktionen der Photosynthese, Molekülphysik, Laserphysik, nichtlineare Optik, Ultrakurzzeit-spektroskopie, kohärente Ramanstreuung, Anwendung von Ultrakurzzeitmeßmethoden.

## FAKULTÄT FÜR CHEMIE UND PHARMAZIE



*Prof. Dr. Hansgeorg Schnöckel*

C3-Professur für Anorganische Chemie, zum 15. 8. 1989

Nachfolger von Prof. Dr. E. Amberger

Geboren 1941 in Marienburg/Westpreußen, Studium und 1970 Promotion sowie 1981 Habilitation an der Universität Münster, dort apl. Professor.

Arbeitsgebiete: Untersuchungen zur Reaktivität instabiler Moleküle bei extrem niedrigen Temperaturen als präparativer Syntheseweg für neuere Verbindungen.



*Prof. Dr. Hans Wolfgang Steglich*

C4-Professur für Organische Chemie, zum 1. 4. 1991

Nachfolger von Prof. Dr. R. Huisgen

Geboren 1933 in Kamenz/Sachsen, Studium an der TU Berlin, 1960 Promotion an der TU München und 1965 Habilitation, 1971 Lehrstuhl an der TU Berlin, seit 1975 Lehrstuhl an der Universität Bonn.

Arbeitsgebiete: Naturstoffchemie, Inhaltsstoffe von Pilzen, Erforschung neuer Leitsubstanzen zur Entwicklung von Wirkstoffen für Medizin und Pflanzenschutz. Entwicklung neuer synthetischer Methoden insbes. auf dem Gebiet der Aminosäuren und der Peptide.

## FAKULTÄT FÜR BIOLOGIE



*Prof. Dr. Gerd Jürgens*

C3-Professur für Genetik, zum 1.4.1989

Nachfolger von Prof. Dr. R. Schweyen

Geboren 1949 in Hildesheim, 1977 Promotion in Freiburg, wiss. Tätigkeit u. a. am European Molecular Biology Laboratory in Heidelberg, am Friedrich Miescher Laboratorium Tübingen und am MPI für Entwicklungsbiologie Tübingen, 1986–1988 DFG-Forschungsstipendium, 1988 Habilitation in Tübingen.

Arbeitsgebiete: Entwicklungsgenetik von Tieren (*Drosophila*) und Blütenpflanzen (*Arabidopsis*); Ziel: Einblick in Mechanismen der genetischen Steuerung von Entwicklungsvorgängen. Untersuchungen zur Entstehung der Körperorganisation von *Arabidopsis*.



*Prof. Dr. Friedrich Widdel*

C3-Professur für Mikrobiologie, zum 1.4.1990

Nachfolger von Prof. Dr. H. Schrempf

Geboren 1950, Studium in Hannover und Göttingen, 1980 Promotion, wiss. Angestellter Universität Konstanz, 1985 Auslandsaufenthalt als Feodor-Lynen-Stipendiat in Illinois (USA), 1988 Habilitation in Marburg.

Arbeitsgebiete: Abbauleistungen von Bakterien und deren Rolle im Stoffkreislauf, insbes. unter anaeroben Bedingungen.



*Prof. Svante Pääbo, Ph. D.*

C4-Professur für Allgemeine Biologie, zum 1.11.1990

Nachfolger von Prof. Dr. B. Linzen

Geboren 1955 in Stockholm, Studium der Medizin in Uppsala, dort von 1981-1986 Promotion in Zellbiologie, danach 4 Jahre als Postdoc in Zürich und Berkeley (USA), berufen von der University of California, Berkeley.

Arbeitsgebiete: Molekulare Archäologie, Molekulare Populationsgenetik.



*Prof. Dr. Gisela Grupe*

C3-Professur für Anthropologie, zum 1.5.1991

Nachfolgerin von Prof. Dr. G. Ziegelmayer

Geboren 1956 in Hannover, Studium in Göttingen, 1986 Promotion, 1990 Habilitation in Göttingen für Anthropologie und für Umweltgeschichte, 1984 wiss. Mitarbeiterin in Göttingen, seit 1990 Heisenberg-Stipendiatin.

Arbeitsgebiete: Prähistorische Anthropologie, Grundlagenforschung zum Abbau biologischer Hartgewebe während der Liegezeit, Anthropologie lebender Bevölkerungen.

## FAKULTÄT FÜR GEOWISSENSCHAFTEN

*Prof. Dr. Frank Scherbaum*

C3-Professur für Geophysik, zum 1.7.1989

Geboren 1953 in Herrsching, Studium in Tübingen, Promotion und Habilitation in Geophysik in Stuttgart, längere Forschungsaufenthalte u. a. als Heisenberg-Stipendiat in Boulder/Colorado (USA), 1988 Mitarbeiter am nationalen Institut für Katastrophenschutz in Japan.

Arbeitsgebiete: Strukturerkundungen mit Erdbebensignalen, insbes. Signale schwacher Erdbeben.



*Prof. Dr. Komad Rögner*

C3-Professur für Physische Geographie, zum 1.4.1990

Nachfolger von Prof. Dr. H. Heuberger

Geboren 1948

Bisher Universität Trier

Arbeitsgebiete: Landschaftsökologie, Probleme der Trockengebiete.



*Prof. Dr. Stefan Wobnlich*

C3-Professur für Angewandte Geologie, zum 1.10.1991

Nachfolger von Prof. Dr. W.-D. Grimm

Geboren 1955 in Schotten/Oberhessen, Studium der Geologie und Paläontologie in Giessen, 1987 Promotion in Karlsruhe, 1989 Forschungsstipendium in New Mexico (USA), 1991 Habilitation.

Arbeitsgebiete: Hydro- und Ingenieurgeologie, insbes. Durchströmungsverhalten von mineralischen Deponieabdichtungen und alternative Möglichkeiten zur langfristig sicheren Einkapselung von Schadstoffen.





# EHRUNGEN UND PREISE

Die folgende Übersicht ist in Zusammenarbeit mit den jeweiligen Dekanaten entstanden.  
(1. 10. 1988 – 30. 9. 1991)

## KATHOLISCH-THEOLOGISCHE FAKULTÄT

Dr. Winfried *Haunerland* wurde für seine Doktorarbeit der Johann-Michael-Sailer-Preis verliehen.

Dr. Alexander *Loichinger* wurde für seine Doktorarbeit der Johann-Michael-Sailer-Preis verliehen.

Dr. Marianne *Schlosser* wurde der Promotionsförderpreis 1991 der Münchener Universitätsgesellschaft verliehen.

Prof. Dr. Georg *Schwaiger* wurde das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen.

## EVANGELISCH-THEOLOGISCHE FAKULTÄT

Priv. Doz. Dr. Hermann von *Lips* wurde der Habilitationsförderpreis 1990 der Münchener Universitätsgesellschaft verliehen.

Prof. Dr. Trutz *Rendtorff* wurde die Ehrendoktorwürde der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig verliehen.

Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Fakultät an:

Dr. Giuseppe *Alberige*, Universität Bologna.

## JURISTISCHE FAKULTÄT

Prof. Dr. Friedrich-Karl *Beier* wurde das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

Prof. Dr. Friedrich-Karl *Beier* erhielt von der Universität Posen die Ehrendoktorwürde.

Dr. Christian *Beyer* wurde der Promotionsförderpreis 1989 der Münchener Universitätsgesellschaft verliehen.

Prof. Dr. Claus-Wilhelm *Canaris* wurde mit dem Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Preis 1989 ausgezeichnet.

Prof. Dr. Claus-Wilhelm *Canaris* wurde zum ordentlichen Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften der Philosophisch-Historischen Klasse gewählt.

Prof. Dr. Dr. h. c. Murad *Ferid* wurde zum ausländischen Mitglied der Accademia Nazionale dei Lincei in Rom gewählt.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Arthur *Kaufmann* wurde vom Vorstand der Deutschen Sektion der Internationalen Vereinigung für Rechts- und Sozialphilosophie e.V. zum Ehrevorsitzenden gewählt.

Prof. Dr. Arthur *Kaufmann* wurde von der Mitgliederversammlung der Internationalen Vereinigung für Rechts- und Sozialphilosophie zum Honorary President gewählt.

Prof. Dr. Peter *Landau* wurde für die Zeit vom 1. 10. 1990–13. 3. 1991 am Institute for Advanced Study der Universität Princeton/USA als Fellow aufgenommen.

Prof. Dr. Peter *Landau* wurde zu einem Klassensekretär der Philosophisch-Historischen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt und übernahm damit ab 1. 1. 1991 das Amt des Vizepräsidenten der Akademie.

Prof. Dr. Peter *Landau* wurde vom Board of Directors des Institute of Medieval Canon Law in Berkeley, California zum Präsidenten gewählt.

Andreas *Nelle* und Tilman *Rhein*, Absolventen der Juristischen Fakultät, erhielten von Juni 1989 an das zwei-jährige »McCloy Academic Scholarship Program« an der Harvard University/USA.

Prof. Dr. Dieter *Nörr* wurde die Ehrendoktorwürde der Universität Amsterdam verliehen.

Prof. Dr. Dieter *Nörr* wurde die Ehrendoktorwürde der Kyushu Universität in Fukuoka/Japan verliehen.

Prof. Dr. Walter *Odersky* ist mit dem Bayerischen Verdienstorden geehrt worden.

Prof. Dr. Claus *Roxin* wurde die Ehrendoktorwürde der Universität Urbino/Italien verliehen.

Prof. Dr. Rupert *Scholz* erhielt den Bayerischen Verdienstorden.

Prof. Dr. Horst *Schüler-Springorum* ist mit dem Großen Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland ausgezeichnet worden.

Prof. Dr. Hans F. *Zacher* wurde zum Präsidenten der Max-Planck-Gesellschaft gewählt.

Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Fakultät an:

Prof. Dr. Dr. h. c. Franz *Bydliński*, Universität Wien.

## FAKULTÄT FÜR BETRIEBSWIRTSCHAFT

Dr. Peter *Gräf* wurde der Habilitationsförderpreis 1990 der Münchener Universitätsgesellschaft verliehen.

Dipl.-Geogr. Bernhard *Harver* wurde für seine Diplomarbeit der Förderpreis 1989 der Flughafen-Frankfurt-Main-Stiftung zuteil.

Dipl.-Kfm. Kurt *Haselbach* erhielt für seine Diplomarbeit den BDO-Preis 1990 der BDO Deutschen Warentreuhand Aktiengesellschaft, München.

Dipl.-Kfm. Christian *Joos* erhielt für seine Diplomarbeit den BDO-Preis 1989 der BDO Deutschen Warentreuhand Aktiengesellschaft, München.

Dipl.-Kfm. Heinz *Kumerth* erhielt für seine Diplomarbeit der BDO-Preis 1991 der BDO Deutschen Warentreuhand Aktiengesellschaft, München.

Prof. Dr. Arnold *Picot* wurde in die Gründungskommission für den Fachbereich Wirtschaftswissenschaften der Bergakademie Freiberg i. Sachsen berufen.

Prof. Dr. Arnold *Picot* wurde der bifego-Gründungsforschungspreis 1989 zuerkannt.

Prof. Dr. Karl *Ruppert* wurde die Anerkennungsurkunde der Stadt Ljubljana/Slowenien 1991 verliehen.

Dipl.-Kfm. Wolfgang *Schneider* wurde für seine Diplomarbeit mit dem Management-Wissen-Förderpreis 1991 ausgezeichnet.

Dr. Ute *Werner* wurde als Auszeichnung für ihre Dissertation der Dr.-Kurt-Hamann-Preis der Universität Mannheim verliehen.

## VOLKSWIRTSCHAFTLICHE FAKULTÄT

Prof. Dr. Knut *Borchardt* wurde das Bundesverdienstkreuz I. Klasse verliehen.

Prof. Dr. Knut *Borchardt* wurde von der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck die Ehrendoktorwürde verliehen.

Prof. Dr. Werner *Gumpel* wurde von der Hacettepe Universität Ankara die Ehrendoktorwürde verliehen.

Dr. Kai Andreas *Komad* wurde der Promotionsförderpreis 1990 der Münchener Universitätsgesellschaft verliehen.

Prof. Dr. Hans-Werner *Simm* wurde zum Honorarprofessor für das Fach Nationalökonomie an der Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien ernannt.

Prof. Dr. Klaus F. *Zimmermann* wurde zum Forschungsdirektor im Programm Human Resources am Center for European Policy Research (CEPR) ernannt.

## FORSTWISSENSCHAFTLICHE FAKULTÄT

Forstoberrat Ludwig *Albrecht* erhielt den Lennart-Bernadotte-Preis für Landespflege.

Prof. Dr. Albert *Baumgartner* wurde die Bayerische Staatsmedaille in Silber verliehen.

Ltd. Forstdirektor Wolfgang *Fleder* wurde die Karl-Geyer-Medaille verliehen.

Dr. Hans *Pretzsch* erhielt ein Internationales Austauschstipendium im Rahmen des Forstlichen Biometrie-preises 1991.

Josef *Raub* und Martin *Schmitt*, wiss. Mitarbeiter, wurden mit dem vom Verlag Paul Parey gestifteten Franz-von-Baur-Preis ausgezeichnet.

Prof. Dr. Horst *Schulz* hat das Bundesverdienstkreuz erhalten.

PD Dr. Ulrich *Skatulla* wurde 1990 zum Honorarprofessor für Forstzoologie und zoologischen Forstschutz bestellt.

Dr. Eugen *Syrek*, wiss. Mitarbeiter, erhielt den Thurn-und-Taxis-Förderpreis 1988 für Forstwissenschaft.

Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Fakultät an:

Prof. Dr. Hans-Joachim *Fiedler*, Technische Universität Dresden.

## MEDIZINISCHE FAKULTÄT

Prof. Dr. Dr. Dieter *Adam* wurde zum Mitglied der Academia scientiarum et Artium Europea in Salzburg ernannt.

Prof. Dr. Rüdiger G. H. *Baummeister* wurde von der italienischen Lymphologischen Gesellschaft zum Ehrenmitglied gewählt.

Prof. Dr. Herbert *Blaha* wurde das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

Dr. Michael *Boehm*, Dr. Rainer *Hauck* und Susanne *Gengenbach* wurde der Prix de mérite der Fondation Internationale pour la substitution de l' experimentation animale verliehen.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Otto *Braun-Falco* wurde erneut in den Nationalen AIDS-Beirat der BRD berufen.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Otto *Braun-Falco* wurde der Bayerische Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst verliehen.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Otto *Braun-Falco* wurde der Orden der aufgehenden Sonne mit goldenen Strahlen am Halsband durch den Japanischen Botschafter verliehen.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Otto *Braun-Falco* wurde von der Humboldt-Universität Berlin die Ehrendoktorwürde verliehen.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Otto *Braun-Falco* wurde von der Universität Liège/Lüttich die Ehrendoktorwürde verliehen.

Dr. Wolfgang *Casemann* erhielt gemeinsam mit Alexander *Kekule* den Karl-Heinrich-Bauer-Gedächtnispreis des Vereins zur Förderung der Krebsforschung e.V.

Prof. Dr. Heinrich *Drexel* wurde das Bundesverdienstkreuz I. Klasse verliehen.

Prof. Dr. Hans *Ehrhart* wurde 1989 zum Präsidenten der Bayerischen Krebsgesellschaft e.V. wiedergewählt.

Prof. Dr. Wolfgang *Eisenmenger* wurde von der Gesellschaft für Gerichtliche Medizin die Richard-Kockel-Medaille verliehen.

Prof. Dr. Wolfgang *Eisenmenger* erhielt das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich.

Dr. med. Nicole *Endres* wurde der Promotionsförderpreis 1991 der Münchener Universitätsgesellschaft verliehen.

Dr. Wolfgang-Klaus *Ertel* erhielt eine Förderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft im Gerhard-Hess-Programm.

Prof. Dr. Günter *Frubmann* wurde zum stellvertretenden Vorsitzenden der Sektion Berufskrankheiten des Ärztlichen Sachverständigenbeirats beim Bundesminister für Arbeit und Sozialordnung berufen.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Heinz *Goerke* wurde das große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik verliehen.

Dr. Alwin *Goetz* wurde der Promotionsförderpreis 1989 der Münchner Universitätsgesellschaft verliehen.

Prof. Dr. Hans-Jürgen *Gurland* wurde von der Tschechischen Gesellschaft für Nephrologie zum Ehrenmitglied ernannt.

Priv. Doz. Dr. Hans *Häring* erhielt den Minkowsky-Preis 1989 der Europäischen-Diabetes-Gesellschaft.

Prof. Dr. Dr. h. c. Theodor *Hellbrügge* wurde die Bayerische Staatsmedaille für soziale Verdienste verliehen.

Prof. Dr. Dr. h. c. Theodor *Hellbrügge* wurde mit dem französischen Orden Officier des Palmes Academiques ausgezeichnet.

Prof. Dr. Hermann *Hepp* wurde zum Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina Halle/Saale gewählt.

Priv. Doz. Dr. Peter *Herzer* erhielt für seine Habilitationsschrift den Rudolf-Schön-Preis 1989 der Deutschen Gesellschaft für Rheumatologie.

Dr. Dr. Gunther *Hoffmann* hat von der Dr. Karl-Wilder-Stiftung ein Forschungsstipendium erhalten.

Priv. Doz. Dr. Dietrich *Intborn* wurde der E. K. Frey-Preis 1991 verliehen.

Prof. Dr. Hans *Jahrmärker* erhielt die E. K. Frey-Medaille 1990 in Gold.

Priv. Doz. Dr. Karl-Walter *Jauch* erhielt den Erlanger Förderpreis der Jacques-Pfrimmer-Gedächtnisstiftung.

Priv. Doz. Dr. Marianne *Jochum* wurde mit dem E. K. Frey Preis 1989 ausgezeichnet.

Priv. Doz. Dr. Reinhard *Kandolf* erhielt den Habilitationsförderpreis 1989 der Münchner Universitätsgesellschaft

Prof. Dr. Reinhard *Kandolf* erhielt den Wissenschaftspreis Klinische Forschung der Smithkline-Beecham-Stiftung.

Prof. Dr. Volker *Klauss* wurde zum Vorsitzenden des Komitees in der Bundesrepublik Deutschland zur Verhütung von Blindheit gewählt.

Prof. Dr. Volker *Klauss* wurde vom Präsidenten der International Agency for the Prevention of Blindness (IAPB) zum Co-Chairman für Europa ernannt.

Priv. Doz. Dr. Dipl.-Psych. Jürgen *Kleinschmidt* erhielt gemeinsam mit seinen Mitarbeitern den Sebastian-Kneipp-Preis 1989.

Prof. Dr. Dr. h. c. Werner *Klinner* wurde die Bayerische Staatsmedaille für soziale Verdienste verliehen.

Dr. Hans-Jörg *Krämling* wurde das Forschungsstipendium des Förderkreises Ferdinand Sauerbruch e.V. in Berlin verliehen.

Priv. Doz. Dr. Klaus-Henning *Krause* wurde mit dem Wörwag-Preis 1988 der Wörwag-Pharma GmbH ausgezeichnet.

cand. med. Michael *Kressel* wurde auf der Lymphologica 1989 der erstmals verliehene Posterpreis zur Förderung junger Wissenschaftler zuerkannt.

Prof. Dr. Detlef *Kunze* wurde von der Bayerischen Landesärztekammer zum 1. Vizepräsidenten gewählt.

Prof. Dr. Gregor *Laakmann* wurde der Anna-Monika-Preis verliehen.

Priv. Doz. Dr. Dr. Bernhard *Lachenmayr* erhielt den Senator-Hermann-Wacker-Forschungspreis 1990.

Priv. Doz. Dr. Dr. Bernhard *Lachenmayr* erhielt den Senator-Hermann-Wacker-Forschungspreis 1990.

Priv. Doz. Dr. Dr. Bernhard *Lachenmayr* bekam vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft die Hermann-und-Lilly-Schilling-Stiftungsprofessur zuerkannt.

Prof. Dr. Walter *Land* wurde die Medaille der Stadt Lyon/Frankreich verliehen.

Frau Margit *List*, Leiterin der Krankengymnastikschule der Universität, wurde das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

Prof. Dr. Walter *Marget* wurde das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

Prof. Dr. Bruno *Meister* erhielt den Preis der Internationalen Gesellschaft für Herztransplantation.

Priv. Doz. Dr. Josef *Müller-Höcker* erhielt den Rudolf-Virchow-Preis der Deutschen Gesellschaft für Pathologie.

Prof. Dr. Jan-Dieter *Murken* wurde die Ernst-von-Bergmann-Plakette von der Bundesärztekammer verliehen.

Priv. Doz. Dr. Nikolaus *Pfanner* wurde der Habilitationspreis 1991 der Münchener Universitätsgesellschaft verliehen.

Prof. Dr. Ernst *Pöppel* wurde die J. E. Purkinje-Erinnerungsmedaille von der Tschechischen Medizinischen Gesellschaft in Prag verliehen.

Prof. Dr. Helmut *Pratzel* wurde zum Präsidenten der International Society of Medical Hydrology and Climatology gewählt.

Prof. Dr. Bruno *Reichart* und Dr. Peter *Zilla* erhielten den Alexis-Carell-Preis der Deutschen Gesellschaft für Gefäßchirurgie.

Dr. Thomas *Ruzicka* wurde zum Ehrenmitglied der *Ungarischen Dermatologischen Gesellschaft* ernannt.

Prof. Dr. Manfred *Schattenkirchner* wurde von der Österreichischen Rheumaliga zu ihrem korrespondierenden Mitglied ernannt.

Prof. Dr. Manfred *Schattenkirchner* wurde zum Ehrenmitglied der Hellenic Society for Rheumatology ernannt.

Prof. Dr. Wolf-Bernhard *Schill* wurde gemeinsam mit anderen der Eduard-Grosse-Senior-Preis verliehen.

Prof. Dr. Egbert *Schmiedt* wurde von der Universität Pretoria/Südafrika die Ehrendoktorwürde verliehen.

Prof. Dr. Edward *Senn* wurde in den Stiftungsrat der Ingeborg-von-Calker-Stiftung berufen.

Prof. Dr. Eberhard *Sonnabend* wurde von der Medizinischen Akademie Breslau die Ehrendoktorwürde verliehen.

Prof. Dr. Dr. h. c. Wolfgang *Spann* wurde von der Universität Freiburg i. Brsg. die Ehrendoktorwürde verliehen.

Priv. Doz. Dr. Heinrich *Stiegler*, Chirurgie, erhielt für seine Habilitationsschrift den Max-Ratschow-Preis 1988 von der Deutschen Gesellschaft für Angiologie.

Priv. Doz. Dr. Andreas *Unterberg* erhielt den Upjohn Award 1988 von der European Association of Neurosurgical Societies

Prof. Dr. Ernst R. *Weissenbacher* wurde von der American Society for Infections Disease in Obstetrics and Gynecology zum ordentlichen Mitglied ernannt.

Prof. Dr. Ernst R. *Weissenbacher* wurde von der European Society for Infections Disease in Obstetrics and Gynecology zum Vizepräsidenten ernannt.

Prof. Dr. Hans Georg *Zachau* wurde der Bayerische Verdienstorden verliehen.

Prof. Dr. Nepomuk *Zöllner* wurde die Ernst-von-Bergmann-Plakette verliehen.

Die Ehrendoktorwürde wurde durch die Fakultät verliehen an:

Prof. Dr. Dr. h. c. Gustav von *Born*, University of London,  
 Prof. Dr. Herbert *Braunsteiner*, Universität Innsbruck.

## TIERÄRZTLICHE FAKULTÄT

Prof. Dr. Winfried *Abme* wurde von der Chinesischen Akademie der Wissenschaften zum Mitglied und Ehrenprofessor ernannt.

Prof. Dr. Erwin *Dahme* wurde für das Geschäftsjahr 1989/90 zum Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Neuropathologie und Neuroanatomie gewählt.

Prof. Dr. Angela von *Driesch* wurde der Titel einer Profesora Honoraria von der Phil. Fakultät der Universität Granada verliehen.

Prof. Dr. Angela von *Driesch* wurde vom österreichischen Bundesminister für Wissenschaft und Forschung zum korrespondierenden Mitglied des Österreichischen Archäologischen Instituts bestellt.

Dr. Theresia *Fischer-Scherl* hat den Preis der Deutschen Veterinärmedizinischen Gesellschaft zur Förderung von Nachwuchswissenschaftlern erhalten

Dr. Angelika *Hönauf*, I. Medizinische Tierklinik, ist für ihre Doktorarbeit mit dem Karl-Pfizer-Preis ausgezeichnet worden.

Dr. Hans *Jakoby*, Institut für Geflügelkrankheiten, erhielt zusammen mit Dr. H. *Gerbermann*, Landesuntersuchungsamt für Gesundheitswesen Südbayern, den Dr.-Elmar-Schlögl-Preis.

Prof. Dr. Dr. h. c. Johann *Kalich* erhielt die Ehrendoktorwürde der Veterinärmedizinischen Universität Wien.

Prof. Dr. Horst. E. *König* wurde nach zwei Jahren Gastdozentur an der Universidad de Concepción/Chile dort zum Honorarprofessor ernannt.

Prof. Dr. Josef *Kösters* wurde zum Profesor Honorario der Veterinärwissenschaftlichen Fakultät der Universidad Austral de Chile/Valdivia ernannt.

Prof. Dr. Horst *Kräusslich* erhielt die Ehrendoktorwürde der Agrarwissenschaftlichen Universität Gödöllő/Ungarn.

Prof. Dr. Horst *Kräusslich* wurde von der Deutschen Gesellschaft für Züchtungskunde in Bonn die Hermann-von-Nathusius-Medaille verliehen.

Prof. Dr. Wilfried *Kraft*, I. Med. Tierklinik, wurde im Mai 1991 zum 1. Vorsitzenden der Münchener Tierärztlichen Gesellschaft gewählt.

Prof. Dr. Dr. h. c. Werner *Leidl* erhielt die Ehrendoktorwürde der Tierärztlichen Fakultät der Landwirtschaftlichen Akademie Breslau.

Prof. Dr. Dr. h. c. Werner *Leidl* erhielt die Ehrendoktorwürde der Veterinärmedizinischen Universität Wien.

Dr. Erwin Peter *Märtlbauer* wurde der Promotionsförderpreis 1990 der Münchener Universitätsgesellschaft verliehen.

Dr. Erwin Peter *Märtlbauer* hat den Preis der Deutschen Veterinärmedizinischen Gesellschaft zur Förderung von Nachwuchswissenschaftlern erhalten.

Prof. Dr. Ulrike *Matis* wurde 1989 zum Mitglied des Bundesgesundheitsrates berufen.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Anton *Mayr* wurde die Robert-von-Ostertag-Plakette als Ehrenzeichen der Deutschen Tierärzteschaft verliehen.

Dr. R. *Pfister*, erhielt für seine Dissertation den Dr.-Alhard-von-Burgsdorff-Preis des Zentralverbandes der Deutschen Geflügelwirtschaft.

Prof. Dr. Manfred *Ruf* wurde der Bayerische Verdienstorden verliehen.

Dr. Ursula G. *Sauer*, I. Medizinische Tierklinik, ist für ihre Doktorarbeit mit dem Karl-Pfizer-Preis ausgezeichnet worden.

Dr. Florian *Schweigert* erhielt den Preis der Deutschen Veterinärmedizinischen Gesellschaft zur Förderung von Nachwuchswissenschaftlern.

Den Felix-Wankel-Tierschutz-Forschungspreis 1991 erhielten Dr. Sabine *Steinmeyer*, Dr. Renate *Schoen* sowie Prof. Dr. Dr. h. c. Gerhard *Terplan*.

Prof. Dr. Gerhard *Terplan* wurde die Ehrendoktorwürde der Universität Istanbul/Türkei verliehen.

Dr. Annette *Trimborn*, I. Med. Tierklinik, ist für ihre Doktorarbeit mit dem Karl-Pfizer-Preis ausgezeichnet worden.

Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Fakultät an:

Prof. Dr. Guiseppe *Gentile*, Universität Bologna,

Prof. Dr. Erwin *Glawischnik*, Universität Wien,

Prof. Dr. Claude *Pavaux*, Universität Toulouse,

Dr. h. c. Max *Streibl*, Bayerischer Ministerpräsident,

Prof. Dr. Eugen *Weiss*, Universität Gießen.

## PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT FÜR GESCHICHTS- UND KUNSTWISSENSCHAFTEN

Prof. Dr. Laetitia *Boehm* wurde zur Präsidentin der Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte gewählt.

Prof. Hans *Daucher* erhielt den Kulturpreis der Bayerischen Volksstiftung.

Hans-Liudger *Dienel*, M. A., wurde für seine Magisterarbeit von der Georg-Agricola-Gesellschaft mit dem Wilhelm-Dettmering-Preis ausgezeichnet.

Prof. Dr. Eduard *Hlawitschka* ist von der Sudetendeutschen Akademie der Wissenschaften und Künste zum Präsidenten gewählt worden.

Prof. Dr. Edgar *Hösch* wurde von der Ukrainian Academy of Arts and Sciences in the U. S. zu ihrem Mitglied gewählt.

Prof. Dr. Walter *Koch* wurde der Preis Apulien der Gesellschaft für Deutsch-Italienische Freundschaft/Foggia verliehen.

Prof. Dr. Wolfgang *Krieger* wurde für das WS 1991/92 auf die neugeschaffene John-Foster-Dulles-Gastprofessur an der Princeton University/USA berufen.

Prof. Dr. Norbert *Lieb* wurde das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

Prof. Dr. Thomas *Nipperdey* wurde zum ordentlichen Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt.

Prof. Dr. Thomas *Nipperdey* erhielt das Bundesverdienstkreuz I. Klasse.

Prof. Dr. Friedrich *Prinz* wurde das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

Dr. phil. Reinhard *Stauber* erhielt den Promotionsförderpreis 1991 der Münchener Universitätsgesellschaft.

## FAKULTÄT FÜR PHILOSOPHIE, WISSENSCHAFTSTHEORIE UND STATISTIK

Prof. Dr. Werner *Beierwaltes* wurde von der Universität Heidelberg der Kuno-Fischer-Preis verliehen.

Prof. Dr. Hermann *Krings* wurde die Goldene Doktorurkunde verliehen.

Prof. Dr. Dr. h. c. Hans *Maier* wurde die Ehrendoktorwürde der Universität Bayreuth verliehen.

Prof. Dr. Dr. h. c. Hans *Maier* wurde vom Päpstlichen Orden das Großkreuz des St.-Gregor-Ordens verliehen.

Prof. Dr. Dr. h. c. Hans *Maier* erhielt die Ehrendoktorwürde der Phil. Fakultät der Universität Passau.

Prof. Dr. Max *Müller* wurde die Ehrendoktorwürde der Kath.-Theol. Fakultät der Universität Freiburg/Brsg. verliehen.

Prof. Dr. Max *Müller* wurde die Ehrendoktorwürde der Kath-Theol. Fakultät der Universität Augsburg verliehen.

Prof. Dr. Max *Müller* erhielt das Schulterband zum Großen Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.

Prof. Dr. Robert *Spaemann* wurde die Ehrendoktorwürde der Universität Fribourg in der Schweiz verliehen.

Prof. Dr. Robert *Spaemann* wurde der französische Orden Officier de l'ordre des Palmes académiques verliehen.

Prof. Dr. Robert *Spaemann* ist seit 1988 Akad. Mitglied der Societas Ethica in Rom an der Lateran Universität.

Prof. Dr. Dr. Wolfgang *Stegmüller* wurde die Ehrendoktorwürde der Universität Innsbruck verliehen.

Hubertus von *Wulffen*, M. A., erhielt ein zweijähriges McCloy Academic Scholarship Program an der Harvard University/USA.

## FAKULTÄT FÜR PSYCHOLOGIE UND PÄDAGOGIK

Prof. Dr. Alfred *Braun* wurde vom Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

Prof. Dr. Otto *Speck* wurde das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen.

Prof. Dr. Franz Emanuel *Weimert* wurde vom Senat der Max-Planck-Gesellschaft zu einem der vier Vizepräsidenten der Amtsperiode 1991 bis 1996 gewählt.

Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Fakultät an:

Prof. Dr. Ulrich *Bleidick*, Universität Hamburg.

## PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT FÜR ALTERTUMSKUNDE UND KULTURWISSENSCHAFTEN

Prof. Dr. Hans-Georg *Beck* wurde der Bayerische Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst verliehen.

Prof. Dr. Dr. Herbert *Franke* wurde von der Gesellschaft für Auslandskunde e. V. zum Ehrenmitglied ernannt.

In den Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde wurden gewählt:

Prof. Dr. Mathias S. *Laubscher* (Vorsitzender),

Prof. Dr. Johannes W. *Raum* (stellv. Vorsitzender),

Prof. Dr. Thomas *Höllmann* (Pressereferent).

Prof. Dr. Manfred *Porkert* wurde von der Chinesischen Akademie für Chinesische Medizin zum Geschäftsführenden Chefredakteur ihres Normativen Wörterbuchs ernannt.

Prof. Dr. Joachim *Werner* wurde von der Jagiellonen-Universität Krakau mit der Ehrendoktorwürde ausgezeichnet.

Prof. Dr. Joachim *Werner* erhielt von der Tschechischen Akademie in Prag die Palácky-Medaille in Gold.

Prof. Dr. Joachim *Werner* wurde von der Accademia Nazionale dei Lincei in Rom zum auswärtigen Mitglied gewählt.

## PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT FÜR SPRACH- UND LITERATURWISSENSCHAFT I

Dr. phil. Uwe *Dubielzig* erhielt den Promotionsförderpreis 1989 der Münchener Universitätsgesellschaft.

Prof. Dr. Helmut *Gneuss* wurde zum korrespondierenden Mitglied der British Academy gewählt.

Prof. Dr. Uvo *Hölscher* erhielt den Reuchlin-Preis der Stadt Pforzheim.

Prof. Dr. Alfred *Noyer-Weidner* erhielt den italienischen Verdienstorden Cavaliere Officiate.

Prof. Dr. Alfred *Noyer-Weidner* wurde vom Deutschen Italianistenverband zum Vorsitzenden gewählt.

## PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT FÜR SPRACH- UND LITERATURWISSENSCHAFT II

Prof. Dr. Wolfgang *Frühwald* wurde zum Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft gewählt.

Dr. Albrecht *Koschorke* wurde der Promotionsförderpreis 1990 der Münchener Universitätsgesellschaft verliehen.

Barbara *Kühnert*, M. A., erhielt für das Studienjahr 1989/90 das Karl-Halm-Gedächtnis-Stipendium an die University of Cambridge.

Prof. Dr. Gerhard *Neumann* wurde zum ordentlichen Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt.

Prof. Dr. Kurt *Schiev* erhielt das Großritterkreuz des isländischen Falkenordens.

Prof. Dr. Karl *Stocker* wurde das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

Prof. Dr. Harald *Weinrich* wurde von der Academia Europaea London zum Ehrenmitglied ernannt.

Prof. Dr. Harald *Weinrich* wurde von der Stiftung für deutsches Schrifttum der Friedrich-Märker-Preis für Essayisten verliehen.

Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Fakultät an:

Dr. Eberhard *Hause*, Weimar.

## SOZIALWISSENSCHAFTLICHE FAKULTÄT

Felix *Berth*, Student der Kommunikationswissenschaft, erhielt vom Presseclub München den Herwig-Weber-Nachwuchsförderpreis 1989.

Prof. Dr. Karl Martin *Bolte* wurde von der Katholischen Universität Eichstätt die Ehrendoktorwürde verliehen.

Prof. Dr. Friedrich Georg *Friedmann* erhielt das Bundesverdienstkreuz I. Klasse.

Prof. Dr. Gottfried Karl *Kindermann* wurde das Große Silberne Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich verliehen.

Prof. Dr. Ursula *Koch* wurde zum Chevalier dans l'Ordre des Palmes académiques ernannt.

Prof. Dr. Peter Joachim *Opitz* wurde das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Fakultät an:

Prof. Dr. Robert Jay *Lifton*, City University of New York,

Herrn Klaus *Kirchner*, Kriegsflugblatt-Experte, Erlangen.

## FAKULTÄT FÜR MATHEMATIK

Prof. Dr. Menso *Folkerts* wurde von der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina Halle/Saale zum Mitglied gewählt.

Prof. Dr. Rudolf *Fritsch* wurde als Mitglied in die Sudetendeutschen Akademie der Wissenschaften und Künste berufen.

Priv. Doz. Dr. Cornelius *Greither* wurde der Habilitationsförderpreis 1989 der Universitätsgesellschaft verliehen.

Der Doktorgrad von Prof. Dr. Josef *Heinhold* und Prof. Dr. Karl *Seebach* wurde 1988 erneuert (Goldene Promotion).

Prof. Dr. Karl *Stein* wurde die neugeschaffene Georg Cantor-Medaille 1990 der Deutschen Mathematiker Vereinigung verliehen.

## FAKULTÄT FÜR PHYSIK

Dr. Andreas Michael *Burkert* wurde der Promotionsförderpreis 1990 der Münchener Universitätsgesellschaft verliehen.

Dr. Roman *Dengler*, wiss. Mitarbeiter, und Monika *Mende*, Studentin, erhielten vom Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft den deutschen Hochschul-Software-Preis 1991.

Prof. Dr. Harald *Fritzsche* wurde in den Beirat für Wissenschafts- und Hochschulfragen des Bayerischen Staatsministers für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst berufen.

Prof. Dr. Theodor *Hänsch* wurde die Würde eines Consulting Professor of Physics für die Zeit vom 1. 9. 1988 bis 31. 8. 1992 von der Stanford University verliehen.

Prof. Dr. Theodor *Hänsch* wurde der Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Preis 1989 verliehen.

Prof. Dr. Jörg Peter *Kotthaus* wurde zum Fellow der Amerikanischen Physikalischen Gesellschaft gewählt.

Prof. Dr. Karl *Luchner* wurde zum Leiter des Fachverbandes Didaktik der Physik der Deutschen Physikalischen Gesellschaft bestellt.

Prof. Dr. Karl *Luchner* wurde zum Mitglied der wissenschaftlichen Leitung des internationalen Kooperationsprojektes »UNESCO University Foundation in Basic Sciences« ernannt.

Prof. Dr. Herbert *Walther* wurde vom Senat der Max-Planck-Gesellschaft zu einem der vier Vizepräsidenten der Amtsperiode 1991 bis 1996 gewählt. Außerdem wurde er zum Mitglied des Wissenschaftsrates berufen.

Dipl.-Ing. Oswald Josef *Stadler* wurde das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

Prof. Dr. Wulf *Steinmann* wurde der Bayerische Verdienstorden verliehen.

Prof. Dr. Klaus *Stierstadt* wurde zum Mitglied der *Academia Scientiarum et Artium Europaea* in Salzburg ernannt.

Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Fakultät an:  
Dr. Alfred *Seeger*, Universität Stuttgart.

## FAKULTÄT FÜR CHEMIE UND PHARMAZIE

Dr. Thomas *Basché* erhielt den Promotionsförderpreis 1991 der Münchener Universitätsgesellschaft.

Priv. Doz. Dr. Rudolf *Bauer* wurde von der Gesellschaft für Arzneipflanzenforschung der Egon-Stahl-Preis 1990 mit Silbermedaille verliehen.

Prof. Dr. Hans-Peter *Boehm* wurde von der American Carbon Society der George-Skakel-Award verliehen.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Rolf *Huisgen* wurde von der National Academy of Sciences/ Washington D. C. zum Foreign Associate gewählt.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Rolf *Huisgen* wurde von der Accademia Nazionale dei Lincei in Rom zum Auswärtigen Mitglied gewählt.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Rolf *Huisgen* wurde zum Ehrenmitglied der Gesellschaft Deutscher Chemiker ernannt.

Prof. Dr. Heinrich *Nöth* wurde die Ehrendoktorwürde der University of Leeds verliehen.

Prof. Dr. Heinrich *Nöth* wurde von der Philipps-Universität in Marburg die Ehrendoktorwürde verliehen.

Prof. Dr. Heinrich *Nöth* wurde erneut zum Präsidenten der Gesellschaft Deutscher Chemiker gewählt.

Prof. Dr. Dieter *Oesterheld* wurde zum ordentlichen Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt.

Prof. Dr. Hans-Dietrich *Stachel* wurde das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

Prof. Dr. Karl *Thoma* wurde vom Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

Prof. Dr. Hildebert *Wagner* wurde von der Kossuth-Universität Debrecen die Ehrendoktorwürde verliehen.

Prof. Dr. Hildebert *Wagner* wurde von der Universität Budapest die Ehrendoktorwürde verliehen.

Prof. Dr. Hildebert *Wagner* erhielt das Bundesverdienstkreuz am Bande.

Dr. Klaus *Wanner* erhielt im September 1988 ein Carl-Mannich-Stipendium.

Prof. Dr. Nils *Wiberg* wurde der Wacker-Silicon-Preis verliehen.

Prof. Dr. Ernst Ludwig *Winnacker* wurde das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

Prof. Dr. Meinhart H. *Zenk* wurde zum Mitglied der Academia Europaea ernannt.

Prof. Dr. Meinhart H. *Zenk* wurde von der Gesellschaft Deutscher Chemiker die Liebig-Gedenkmünze verliehen.

Prof. Dr. Meinhart H. *Zenk* erhielt von der Körber-Stiftung den Förderpreis für die Europäische Wissenschaft und die Grüne Rosette.

Prof. Dr. Meinhart H. *Zenk* wurde das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

## FAKULTÄT FÜR BIOLOGIE

Prof. Dr. August *Böck* wurde zum Präsidenten der Vereinigung für Allgemeine und Angewandte Mikrobiologie gewählt.

Prof. Dr. August *Böck* wurde in die European Molecular Biology Organization gewählt.

Prof. Dr. August *Böck* wurde von der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina zum Mitglied gewählt.

Prof. Dr. August *Böck* wurde zum ordentlichen Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt.

Prof. Dr. August *Böck* wurde als korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Göttingen, gewählt

Prof. Dr. Wolfgang *Engelhardt* wurde der Ehrenpreis im Rahmen des Bruno-H.-Schubert-Preises verliehen.

Prof. Dr. Herbert *Jäckle* erhielt den Feldberg-Preis der englischen Feldberg-Foundation.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Otto *Kandler* wurde die Ferdinand-Cohn-Medaille der Deutschen Gesellschaft für Hygiene und Mikrobiologie verliehen.

Prof. Dr. Gerhard *Neuweiler* wurde vom Bundespräsidenten erneut zum Mitglied in den Wissenschaftsrat berufen und zum Stellvertretenden Vorsitzenden der Wissenschaftlichen Kommission gewählt.

Prof. Dr. Diethard *Tautz* wurde mit dem Förderpreis für Nachwuchswissenschaftler im Gerhard-Hess-Programm ausgezeichnet.

## FAKULTÄT FÜR GEOWISSENSCHAFTEN

Prof. Dr. Gustav *Fochler-Hauke* wurde das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

Dr. Reinhard *Neder* erhielt den Promotionsförderpreis 1989 der Münchener Universitätsgesellschaft.

Priv. Doz. Dr. Thorsten *Steiger* erhielt den Habilitationsförderpreis 1991 der Münchner Universitätsgesellschaft.

Priv. Doz. Dr. Walter *Steurer* wurde von der Deutschen Mineralogischen Gesellschaft der Viktor-Moritz-Goldschmidt-Preis verliehen.

Die Ehrendoktorwürde durch die Fakultät wurde verliehen an:

Dipl.-Met. Oskar *Reinwarth*.